Der Ring.

Ein Schauergemählde

aus

der wirklichen Welt.

Von

M. Auguſt Salomo Maurer.

Leipzig,
bey Johann Wilhelm Kramer.
1799.

Vorrede.

Um jedem schiefen Urtheile, wogegen mich zwar mit vollem Recht schon der Titel vorliegender Schrift schützen sollte, ganz auszuweichen und vorzubeugen, füge ich zum Ueberfluß noch die ausdrück-

liche Bemerkung hinzu: daß gegenwärtiger Geſchichtserzählung etwas mehr als bloßer Roman zum Grunde liege; — daß ſie wahr — kein Hirngeſpinſt erhitzter luxurirender Phantaſie, ſondern leider! ein Vorfall aus unſerer ſublunariſchen Welt iſt.

Ich muß aufrichtig geſtehen (denn hoffentlich wirds mir keine Schande machen): es hat meinem Gefühl keine geringe Ueberwindung gekoſtet, eine Geſchichte zu bearbeiten, wo ſich mir bei jedesmaligem Andenken daran das Haar ſträubte. Daher erkläre man ſich das Komiſche der er-

ſtern Kapitel, und überhaupt jede mögli-
che Vermeidung des Furchtbaren und
Schauerlichen. Nur allmählich bereitete
ich meine Leſer von Stuf zu Stufe auf
einen Auftritt vor — den ich am Ende
dennoch ausmahlen mußte.

Daß ich die jetzt in Gang gekommene
Eintheilung in Kapitel gewählt habe, hat
zwar diesmahl einigen Grund; allein die
Haupturſache war — die Mod.; auch
mich riß ſie dahin!

Für Unreiſe ſchrieb ich nicht, nein!
— nur für Gebildete; und aus dieſem

Gesichtspunkte bitte ich mich zu beurtheilen.

Leipzig,
geschrieben im Monat Januar
des 1799sten Jahres.

M. Maurer.

Desuper nobile judicis officium decenter implorando.

Erſtes Kapitel.

Die Leſer lernen den Vater unſers Helden nur erſt von weitem kennen.

In R***, einem Preußiſchen Dorfe ohnweit B*, lebte Conſtantin von W., der Vater unſeres Helden. Die Cabale des Obriſten ſeines Regiments, deſſen reitzende Tochter er, wie damahls die beliebte Mode war, magnetiſirt haben ſollte, brachte ihn von ſeinem Poſten. Er war im ganzen Sinne des Wortes — Soldat, und ſeine Vorzüge als ſolcher konnten einſt den Staat zu den wichtigſten Erwartungen von ihm berechtigen. — Ein ſchönes, in der angenehmſten, reitzendſten Lage gelegenes Rittergut war nur noch das einzige Erbtheil, das eine hoch- und wohlſelige Frau Muhme, die Witwe eines

ſpekulativen Finan[illegible], kurz vor ihrem Abſchiede aus dieſer jammervollen Zeitlichkeit — unter manchen traurigen Ahndungen und der bittern Gewißheit: daß man es doch leider nicht mit ihr begraben könne — ihrem korpulenten Herrn Vetter, aus beſonderer Gnade und Huld, als ein Präcipuum vermacht hatte. Sie lebte noch verſchiedene Jahre nach jener teſtamentariſchen Einrichtung, brachte ihre letzten Lebenstage unter ſtetem Gebet und frommer Andacht hin, und nun erſt, bey dem eben heran nahenden Frühjahre, hatte der wartende Erbnehmer das Vergnügen, ſie im Schloßgarten — das Gebetbüchlein in der Hand, im Fette — erſtickt zu finden. — Aus guten Gründen erſparte er den Herren Aerzten die unnöthigen, oft ſo fruchtloſen und mühſamen Verſuche, ſie vielleicht ins Leben wieder zurück zu rufen, zollte ihrem ſüßen Andenken die ſchuldigen Zähren der Trauer, traf die ſchleunigſten Anſtalten zu einer ſolennen — einem hochwohlgebornen Cadaver anſtändigen — Beerdigung, begleitete den Leichenzug mit ſeiner eignen hohen Gegenwart, und war untröſtlich, als er den Sarg, welchen noch einmahl zu öffnen er

ausdrücklich mit der Aeußerung untersagte: „die Gebeine der Wohlseligen in Friede ru„hen zu lassen," durch Beysetzung in das hohe Erbbegräbniß, seinen Augen entrückt sah.

Die neuen Einrichtungen, die er nun auf seinem ererbten Rittersitze machen zu müssen glaubte, beschäftigten jetzt ohne Aufhören seinen Kopf. — Noch einmahl in der Erde würde die wohlselige Frau Testatrix ihre Gebeine umgewendet haben, hätte sie den fürchterlichen Unfug sehen können, der hier getrieben wurde: wie man da das bestäubte Bildniß ihres seligen Ahnherrn von der Wand riß, und es unter die Antiquitäten des Bodens verwies; wie man dort die Tapeten im großen Audienzzimmer, worauf die ganze Schöpfungsgeschichte sammt den frühen Geniestreichen der ersten Weltbewohner, das ganze Firmament, zahme und wilde Thiere, und überhaupt noch mancher andre schöne Prospekt, des großen Alterthums ohnerachtet, noch immer sehr deutlich wahrzunehmen war, von ihrer Dienstbarkeit befreyete, ja wie man endlich sogar die große Flötenuhr, die Zierde und den Stolz des ganzen Schloß-

ſes — gegen eine moderne franzöſiſche Stutzuhr, und die alte adeliche Erb-Karoſſe gegen einen neuen Staatswagen zu vertauſchen — die unerhörte Frechheit hatte.

Nachdem auch der alte Verwalter, der zu jenen ihm ganz ſonderbaren Manöuvern gewaltig den Kopf ſchüttelte, ſich die Motiven dazu nicht erklären konnte, und es als Vorboten des jüngſten Tages anſah, welchem, nach ſeiner Meinung, allemahl erſt Kopfverrückung der großen Herren voran gehen müßte — nebſt den andern abgeſtumpften Haushaltungskreaturen in Gnaden ihrer Dienſte entlaſſen waren, — die beyden treuen Rappen, welche die hochanſehnliche Maſchine der Verewigten bisher herum gefahren hatten, gegen ein Paar rüſtige Füchſe vertauſcht, und jene zum Ziehen des Frachtwagens waren verdammt worden, ſo fing der gnädige Baron von W., Herr auf R*** ꝛc., auch allgemach an, nach ſeinen lieben Unterthanen ſich umzuſehen.

Zweytes Kapitel.

Kirchengeſchichten und Krönungen.

Der Paſtor loci, Herr Horniger, war nun zwar der Erſte, den er ſeiner Aufmerkſamkeit und beſondern hohen Rückſicht werth zu achten geruhete, der aber in der Folge (wie ich vermuthen muß) viel lieber den Teufel als den hohen Kirchenpatron in ſein Haus eintreten ſah; — gegen erſtern hatte er Mittel — letzterer aber war (wenigſtens bey Verluſt der Winterhaſen und ſo mancher ſchönen Hirſchkeule) weit ſchwerer zu vertreiben. — Beſonders ſoll er nie mit ihm einig geworden ſeyn, wenn es auf das Kapitel der ſo verſchrieenen bibliſchen Keuſchheit kam, wobey der Baron jedesmal beyde Ohren zu verſtopfen pflegte.

Riekchen, des Paſtors Ehehälfte, die Tochter eines Perückenmachers aus der be-

nachbarten Stadt K*, war ein liebes, zartes, dabey auch äußerst muntres und lebhaftes Geschöpf, und nur dann erst sah man sie niedergeschlagen, wenn sie den sich täglich diminuirenden Ueberresten der Waden ihres Eheherrn einen mitleidsvollen Blick weihete. Diese ehrwürdigen Ruinen waren ihr freylich zu merkwürdig, als daß sie nicht jedesmahl bey ihrem Anblick in einen heiligen Schauer hätte verfallen sollen.

Ihr war, wie es schien, der Besuch des Herrn Barons — eines Herkules unter den Nämern, nicht ganz unangenehm; auch wußte sie dem hohen Kirchenbeschützer, schon beym ersten Besuch, ihre in der That nicht ganz geringen Vorzüge und Reitze so geltend zu machen, daß er wirklich nicht übel Lust bekam, sich öfter in dieser geistlichen Gesellschaft zu amüsiren.

Der Pfarrer hatte vor der Hand die größte Ursache, mit den Besuchen des Herrn Barons äußerst zufrieden zu seyn: denn Keller, Küche und Speisekammer — die Hauptarchive einer geistlichen Wohnung — wur-

den von angenehmer Füllung nicht leer, und nur unser Riekchen allein schien, mit dem allen noch nicht zufrieden, noch etwas anderes von ihm zu wünschen. — „Ach!“ sagte sie einst zum Baron, als eben ihr Horniger in Amtsgeschäften ausgegangen war, und er sie um die Ursache ihres zuweilen eintretenden Mißmuths befragte, „ach, wir „haben durch Ihre Gnaden mehr, als wir „wünschen; nichts geht uns ab; Sie sind „zu besorgt für uns: allein wenn ich die lei„der immer mehr und mehr abnehmenden „Kräfte meines Mannes, seine von Natur „angeerbte Schwächlichkeit, und die vielen „strapazierenden Arbeiten desselben überrech„ne, so möchte mir wohl für die Zukunft „angst und bange werden.“ (sich eine Thräne vom Auge trocknend) „Ja, „bey Ihnen, gnädiger Herr, kann einst ei„ne Frau ganz ruhig seyn.“ (ihn mit verstohlnen Blicken vom Kopf bis auf den Fuß messend) „Ihr Körper „scheint ja wahrlich der Ewigkeit zu trotzen, „und in der That, wenn ich mirs recht be„trachte, so haben Sie an Ihren Schenkeln „mehr zuzusetzen, als mein armer Mann an

„ſeinem ganzen Leibe.“ — „Lieber, ſchar-
„manter Engel!“ fiel ihr hier der ſchlaue
Baron, der wohl ahndete, daß das gute Männ-
chen lieber am Studiertiſche, als im Ehebette,
arbeitete, ins Wort, „das iſt nun freylich ein
„Umſtand, worüber ich Ihnen mein Mitleid
„und Bedauern eben ſo wenig verſagen, als
„Ihnen Ihre Furcht und zuweilen ſich ein-
„ſtellende Mißmuth verargen kann. Sie ha-
„ben nicht allein traurige Ausſichten für die
„Zukunft; o ſie ſind faſt eben ſo traurig für
„die Gegenwart.“ (Eine Pauſe, wor-
in er ſie mit verſtelltem Bedauern
zu betrachten ſcheint.) „Ein ſchwa-
„cher Mann, dem ſitzende Arbeit die letzten vor-
„räthigen Feuertheile raubt, und ein ſchönes
„dürſtendes Weib — die ſchmachtet und — be-
„friedigt ſeyn will, — die ein Feuer mit-
„theilt, das durch gleiche Gluth erwiedert
„ſeyn ſoll; die Stunden (hier ſchlang
er ſeinen Arm um ihre Hüften)
„in den kraftvollen Armen eines Mannes
„ſchwelgen möchte, und hier — beym erſten
„Angriff ſchon — Ermattung ſieht, die —
„doch Sie ſehen ja ſo zerſtört, ſo erhitzt?
„Wie? hab' ich's etwa getroffen? (ſie

zärtlich umarmend und mit Gefühl anblickend) „oder sollte Ihnen etwa „mein inniges Bedauern unangenehm seyn, „so breche ich ab.“

Riekchen. (mit affektirtem Heucheln) „O Herr Baron, Sie haben eine „Saite meines Herzens berührt, die ich nie „berührt wünschte: (mit verstellter Würde) „ich liebe meinen Mann; er ist „mein Alles; er verdient meine größte Hochachtung: nur — die Furcht ihn zu verlieren, nur —“

Hier trat ganz unvermuthet der bedrängte Knecht Gottes, der Riekchens und des Barons Gespräch (wenigstens die zweyte Hälfte desselben) vor der Thür belauscht hatte, zur Stube herein. „Ich weiß schon, „ich weiß schon, mein Engel!“ unterbrach er sie, „du bist meiner Gesundheit wegen in „Aengsten. Sorge nicht! der Höchste sorgt. „Sterbe ich auch, nun so hast du ja für „dich, da wir keine Kinder haben, reichlich „zu leben, und ohne des Allmächtigen Willen fällt ja kein Sperling vom Dache!“

„Keine Kinder?" fiel hier der Baron verwundert ein, und eben so verwundert sah ihn Riekchen an, die es ganz besonders befremdete, wie er laut des vorher gegangenen Dialogs so wunderbar fragen konnte. „Keine Kinder?" sagte er nochmals, warf auf Riekchen einen bedeutenden Blick, und verließ die Zionsburg mit dem geistlichen Vorsatze: „Nein! das wäre zu arg! länger „geht das so nicht an: dies Haus muß bald „gesegnet seyn."

In wie weit Riekchen, hätte sie diesen Vorsatz nur von fern her geahndet, wohl gewünscht haben möchte, ihn des nächsten realisirt zu sehen, mag die Zukunft enthüllen: wenigstens legte sie sich diesen Abend sehr unruhig zu Bette, verglich (im Geist) die Muskelkraft ihres schwachen Mannes mit der des intrigten Herrn Barons, und konnte sich gar nicht enträthseln, warum sie schon im voraus und ohne weitern Grund in letztere mehr Zutrauen setzte, als in die erstere.

Wohler befand sich indessen unser Baron. Die schönen Priesteraugen hatten ein in ihm

bisher schlummerndes Gefühl aufs neue entflammt, — die Lilien und Rosen der Wangen — der verborgen schwellende Busen — o dies alles zusammen genommen war Aufmunterung genug, einen Mann, wie seinen Pastor, der sich in dem ruhigen Besitze eines so edeln Kleinods befand, ausgezeichnet zu belohnen, und doch wenigstens — nur ein kleiner Vorgeschmack — weil es ihm eben an einer guten Perücke mangelte, mit einem neuen Hauptschmucke zu beglücken. — Er schien auch in der Folge mit Riekchen über diese sonderbare Zierde sehr wohl einverstanden zu seyn; wenigstens sagen meine Nachrichten: beide hätten kurze Zeit darauf mit aller Anstrengung und unermüdetem Eifer an dieser seltenen (jetzt?) Hauptdekoration gearbeitet.

Indem verstrichen beiden Liebenden unter wechselndem Genuß, und ohne je bey ihren verliebten Abentheuern gestört zu werden, verschiedene Wochen und Monate in aller versinnlichen Lust, die, wohl gemerkt, unser Riekchen jetzt in doppelter Fülle genoß, da sie ihren Mann aus guten Gründen während

dem mehr als jemals aufbot, durch Nachtſitzen ſich ja nicht zu ſchwächen, und jene edle Zeit lieber den koſenden Scherzen — und zärtlichen Umarmungen zu weihen! —

Drittes Kapitel.

Der Held in der Wiege. Bei Todesfall Adoptirung u. ſ. w.

So trieben beide Intereſſenten lange Zeit ihr Minneſpiel, als es endlich Riekchen für gut befand, ihrem Manne die ganze Fülle ihres Glückes mitzutheilen, und ihm unerwartete noch nie geweinte Freudenzähren zu entlocken.

„Papachen,“ ſagte ſie einſt früh im Bette zu ihm, (in verſtellter Frömmelei) „ich weiß nicht, mir wird immer ſo „wohl und ſo weh, und trügen mich meine „Empfindungen nicht ganz, ſo wird wohl „der Höchſte noch Wunder der Gnade an „uns erzeigen, und uns die ſo lange entbehr„ten und doch ſo ſehnlichſt gewünſchten Va„ter- und Mutterfreuden in vollem Maaße „ſchmecken laſſen.“ — Unwillkührlich fühl-

te hier der Gesalbte an sein Haupt — lobte und preiste Gott mit dem Ausrufe: „Riek„chen, mein liebes Riekchen, der Herr hat „mein Gebet erhört, und er wird auch nun „alles zu seiner Ehre und unserm Nutzen „vollenden!“ —

In einem Billet wurde sogleich diese neue Entdeckung dem Herrn Baron kund gethan, der denn auch nicht lange säumte, seine besondere theilnehmende Freude beiden Eheleuten persönlich an den Tag zu legen, und ihnen schon im voraus für den künftigen Weltbürger oder Bürgerin seine hohe Protektion auf das heiligste zu versichern.

Unter solchen Auspicien kam denn endlich unser Riekchen mit einem gesunden starken Knaben, zur Freude des entzückten Vater Hornigers, ohne alle Schmerzen und Zufälle nieder. — Die Wöchnerin bestand mit allem Eifer darauf, daß der Herr Baron Pathenstelle vertreten, und ihm hauptsächlich der hohe Vornahme desselben mitgetheilt werden sollte; welches alles denn ihr lieber Pastor sich nicht nur sehr gern gefallen ließ, sondern auch es zu besonderer hohen Gna-

de und Ehre ſich zuzurechnen nicht ermangelte.

„Ei ei!“ wird hier mancher Leſer oder Leſerin, denen ich es freilich nicht verwehren kann, wenn ſie meines Conſtantins Exiſtenz mehr dem Eifer und Bemühungen des Herrn Barons als denen ſeines angegebenen Vaters zuzuſchreiben belieben, ausrufen, „das ſoll alſo, Herr Autor, der Held Ihrer „Geſchichte werden? Sie laſſen ihn ſchon „in der Wiege ſo ominös erſcheinen, was „ſoll erſt werden, wenn er einſt die Rolle des „Jünglinges oder Mannes ſpielt?“

Autor ſtützt ſich hier ganz auf ſeine Gewiſſenhaftigkeit; er kann nichts erzählen, als was die reinſte und lauterſte Wahrheit mit ſich bringt — wie es ſeine Quellen ihm an die Hand geben — und begeht zugleich (im Moment, da er um Verzeihung bitten ſoll) die große Unverſchämtheit, dabey zu fragen: „Iſt denn etwa ein ſolcher Vorfall im heutigen Menſchenleben ſo ſelten?“ — Doch eben erinnere ich mich, — ich werde beleidigend, alſo damit holla, und wieder zurück zur Geſchichte! —

Unſer Horniger genoß die ihm ſo ſeligen Vaterfreuden nicht lange; eine kurz darauf gemachte Entdeckung ſoll — wie meine Nachrichten lauten — ſein Leben geendiget haben. Er hatte ja auch wahrlich für dieſe Welt gethan genug; er hatte das Volk gelehrt, Kinder erzeugt, und was in dergleichen prieſterliche Geſchäfte alles noch einſchlägt, alſo gönne Ich ihm wenigſtens die Ruhe von ſeiner Arbeit — ſehr gerne.

Der Baron, dem der kleine Conſtantin, der liebe Junge, von nun an ſo ſehr am Herzen lag, machte der trauernden Mutter den Antrag, ihm die ganze künftige Sorge für den Kleinen zu überlaſſen, ja ihm ſogar zu erlauben, wegen förmlicher Adoptirung deſſelben die nöthigen Maaßregeln treffen zu dürfen. — Letzteres gab ſie ganz unbedingt, Erſteres aber nur unter der beygefügten Forderung zu, daß ſie ihren Kleinen täglich ſehen, umarmen, und wenigſtens für ſeine erſten Bedürfniſſe perſönlich Sorge tragen dürfe. —

Da der Baron, als billig denkender Mann, die Gerechtigkeit einer ſolchen Bitte

anerkannte, und wohl fühlte, wie bitter der Mutter die Trennung von ihrem Erstgebohrnen seyn würde, so entschloß er sich aus diesen und andern Gründen, auch die letztere in sein Haus zu nehmen, — die vornehmsten Artikel der Haushaltung von ihr besorgen, und bey etwanigem herannahendem Alter sich von ihr warten und pflegen zu lassen. — Es machte Riekchen nicht wenig Freude, die alte Pfarrwohnung in einen prächtigen Rittersitz, und das bisherige kleine Kommando über ihre Hausmagd in ein weit erhabeneres und größeres über die ganze Domestikenschaft des Schlosses metamorphosirt zu sehen; und so hätten wir denn ohne viele Mühe sämmtliche Interessenten gegenwärtiger Geschichte unter ein freundschaftliches Dach zu bringen gesucht! —

Viertes Kapitel.

Gute Aussichten. Raisonnements.

Unser junger Held Constantin v. W. (denn so können wir ihn ja wohl nun mit allem Fug und Recht nennen) schien in physischer Hinsicht alle Eigenschaften seines gnädigen Herrn Vaters geerbt zu haben; denn schon im sechsten Jahre versprach er an Leibesstärke und andern Körpertalenten ihm nicht ganz unähnlich zu werden. — Beide respective Aeltern freuten sich unendlich über des Kindleins sichtbares Zunehmen, warteten und pflegten sein mit aller nur ersinnlichen Sorgfalt, und hatten endlich die Freude, mit seinen fleischlichen Talenten auch geistige sich entwickeln zu sehen.

„Nur kein Gelehrter," sagte immer der Baron zu Rickchen, wenn sie sich über ihres

Sohnes witzige Einfälle freute, „nur kein „Gelehrter soll mir der Junge werden; Sol„daten sind meine Leute! Solche Nachtsitzer „haben wir genug, aber an Männern „fehlts, die zur Zeit der Noth das Vaterland „beschützen — und mit eigener Faust Habe „und Gut vertheidigen können! Milchbär„te giebts zwar genug, die im Frieden ihre „größte Force darin suchen, die bürger„lichen Rücken auszubläuen, und im Felde, „wenn sie Pulver merken — dem gemeinen „Mann zwischen die Beine kriechen, und — „parterre aus kommandiren. Aber sapper„ment, wenn ich meinen Jungen betrach„te, der hat bei meiner armen Seele Au„gen wie der Mars, eine Stimme wie ein „junger Löwe — und ein Paar Fäuste wie „ein Herkules; Wetter, wie soll der drein „'nein hauen, wenns an ein Attakiren geht! — „allemal der Erste, und — allemal der Letz„te, wenns an ein Ausreißen geht. Dabey „bleibt er gesund, wird ein starker rüstiger „Kerl, und lacht die armen Scribenten ins „Fäustgen 'nein aus, wenn sie alle Monate „wenigstens einmal auf den Purgierstüh„len sitzen, und mit der größten Anstren-

„gung und Mühe — den eingesammelten „Stubenjux ausleeren!

„Aber Papachen,“ denn so nannte gewöhnlich jetzt Riekchen, wenn niemand zugegen war, den Baron, „wenn nu das arme „Kind keine Neigung dazu zeigt, wollen Sie „ihn auch dann noch dazu zwingen? und „überlegen Sie doch nur, wie vielen Gefah„ren ein Soldat ausgesetzt ist, von denen „allen ein Gelehrter nicht das Geringste zu „befürchten hat!“

Baron. „Ach was Neigungen hin, „und was Gefahren her! „Erstere will ich „ihm durch meine Erzählungen von der „Süßigkeit des Soldatenlebens schon bey„bringen, und was letztere, die Gefahren „betrifft, so kann er in der Stube beym „Pulte so gut sterben, als im Felde auf dem „Bette der Ehren! Sey du darum ganz „unbekümmert, jetzt können wir ohnedem „noch nichts bestimmen, und die Zeit wird „alles von selbst machen!„

Riekchen wurde allemal bey solchen Aeußerungen angst und bange: — viel über

dieſen Gegenſtand dem Baron zu ſagen — war nicht gut gethan, und ſo überließ ſie es in ſtiller Hingebung dem Schickſal und ſeinen Launen.

In der Folge aber, und da beſonders Conſtantin ſein achtes Jahr erreicht hatte, und zum Denken und Leſen nicht abgeneigt ſchien, hielt Riekchen es für eine ihrer heiligſten Mutterpflichten; den Baron zu Annahme eines Lehrers zu bewegen; welches ſie denn unter der feſtgeſetzten Bedingung: ihm die Auswahl des Subjekts ganz allein zu überlaſſen, nach vielen flehentlichen Bitten endlich von ihm erhielt.

Fünftes Kapitel.

Der neue Hofmeiſter. Ueble Aſpekten. Mitunter Lachen, aber auch Thränen! —

Herr Rüdenheim, der weit eher dem Dienſte des Kriegs, als dem des lebendigen Gottes, ſeine Kräfte hätte widmen ſollen, kam nach Verfluß eines halben Jahres von Halle — allwo er ſeinen Geiſt kultiviert zu haben vorgab, als Hofmeiſter des jungen Conſtantins im W–ſchen Hauſe an. — Riekchen zitterte am ganzen Leibe, als er den Baron noch vor ſeiner Abreiſe aus Halle in einem Briefe ſehr angelegentlich bat: er möchte ja die Güte haben, und ihm auf der letzten Station bis M. die Pferde entgegen ſchicken; das Fahren auf einer ſo alten Kaleſche — wie gewöhnlich die Poſtwagen wären — ſey er nicht gewohnt, und das Reiten ihm viel lieber; mit einer Reitpeitſche

ſollte er ſich nicht incommodiren, er wolle ſchon von Haus aus ſeine alte Hetzkarbatſche umſchnallen! —

„Das ſoll alſo der Lehrer meines Soh„nes werden?“ ſeufzete ſie oft im Stillen: „ein Menſch, der vielleicht ein Gaul zuzurei„ten, aber keineswegs einen jungen Men„ſchen zu ſeiner künftigen Veredlung zu bil„den, gelernt hat!“

Dem Baron hingegen mißfielen dergleichen Aeußerungen Herrn Rüdenheims nicht; er verſprach ſich vielmehr im Voraus ſchon ſo viel von ihm; daß er oft zu Riekchen ſagte: „Siehſt du, Kind, das iſt ganz mein „Mann; der wird den Jungen nicht ſo ver„zätſcheln, wie es gewöhnlich die Laffen ma„chen, die ſich einbilden: wenn der junge „Herr hübſch lateiniſch und franzöſiſch pa„peln — um die Mädchen herum ſcharmutzie„ren und ihnen Süßigkeiten über Süßigkei„ten verwinſeln könne, ſo ſey alles gethan; „nein, der wird auch auf ſeinen Körper ſe„hen, wird ihm reiten — fechten lernen, und ſchon jetzt den Soldatengeiſt in ihm

„entflammen, von dem ich ihn einſt ſo gern „beſeelt ſehen möchte!“

Mit traurigen Ahndungen ſah Riekchen ſeiner Ankunft entgegen, und tröſtete ſich ſo eben ganz allein mit dem muthmaßlichen guten Erfolge, den vielleicht ihre bisherigen beſſern Lehren bey Conſtantin hervorbringen könnten, als man auf einmal ein ſo gewaltiges Klatſchen und ſo heftiges Pochen am Schloßthore hörte, daß man glaubte, weil ſich eben die Sonne zum Untergang neigte, es wolle hier eine Räuberbande Nachtquartier machen. — Da der Baron ausgeritten und Riekchen allein war, ſo ſtand ſie lange Zeit an, dem Lärmenden öffnen zu laſſen, als ſie mit einmal eine donnernde Stimme: „Ins drei Teufels Nahmen, wie lange ſoll ich hier noch pochen?“ in volles Schrecken ſetzte. Sie ließ nun am Thore anfragen, wer die Herren eigentlich wären, die ſo ungeſtümen Einlaß begehrten, und erhielt die beſtürzende Antwort: es ſey niemand anders, als Herr Rüdenheim, der neue Hofmeiſter. — Ohne Verzug ließ ſie nun öffnen, ſtellte ſich hinter die Vorhän-

ge der untern Stube, um den Ankommenden ohne Zwang beobachten zu können, und fiel faſt vor Schrecken in Ohnmacht, als ein großer baumſtarker Kerl — mit ungeheuren ſteifen Stiefeln, klirrenden Spornen, und einer ſechs Ellen langen Karbatſche — die er nochmals im Hofe zu größter Verwunderung des ganzen Hausgeſindes in die fürchterlichſte Bewegung ſetzte, zum Thore hereingetreten kam. — Nach abgelegten Höflichkeitsbezeugungen, wobey er Riekchen, die ſich vor der Hand weiter noch nicht gegen ihn entdecken zu müſſen glaubte, verſchiedemal in die Backen zu kneipen verſuchte, und ſie eine liebe ſcharmante Puppe über die andere nannte, bat er ſogleich um die Erlaubniß, ſich vor allen Dingen ein wenig auskleiden zu dürfen. Während dieſes Aktus kam denn endlich zu Riekchens größter Freude der Herr Baron von ſeinem Spatzierritte wieder zurück. Sobald ihn Rüdenheim erblickte, ſprang er auf ihn zu, und machte mit ziemlich vernehmlicher Stimme ſein Compliment: „Ihr allerunterthänigſter Servus; nun bin ich, wie Sie ſehen, durch Hülfe Ihres Kleppers, mit Sack und Pack an

„Ort und Stelle; nehmen Sie nur nicht
„übel, daß Sie mich schon beim Auskleiden
„treffen: aber zu Hause bin ichs nun ein-
„mal gewohnt, am liebsten in meinem alten
„Kaftan zu gehen; den sollen Sie mal se-
„hen, Herr Baron, die ganzen sechs Univer-
„sitätsjahre hat er mitgemacht, ist bei ver-
„schiedenen fidelen Commerschen mit ge[illegible]sen,
„kurz, er hat mir manchen herrlichen Dienst
„gethan, drum halt' ich ihn auch noch so
„werth, daß ich ihn, so lange noch ein Stück
„dran ganz ist, um alles in der Welt, gegen
„keinen neuen hingeben möchte; er und mein
„alter Meerschaumkopf — das sind zwey
„Stücken, die ich so werth halte und noch hö-
„her, als alle römische Antiquitäten. Ja, mein
„Seele, zur Kuriosität, den muß ich Sie
„doch gleich zeigen. O was haben darauf
„vor fidele Brüder durch ihres Nahmens
„Eingrabung sich verewigt! meine Lands-
„mannschaft steht wenigstens zur Hälfte dar-
„auf: da sehen Sie, da steht auch einer, der
„Höllenkerl Hauschild: siebenmal schlug er
„sich mit den Desperatisten, das achtemal
„bekam er einen Stich in den Unterleib;
„was wollten wir machen, wir trugen ihn

„in die Stadt, hohlten einen Chirurgus, —
„aber — er machte es nicht lange. Bei
„der Sektion fand sichs, da war der Zwölf-
„fingerdarm lädirt, und einen Magen hatte
„der Kerl, meiner armen Seele, wie ein
„Spritzenschlauch.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatte er sich denn endlich so weit ausgekleidet, daß Riekchen es für sehr dienlich fand, sich zu entfernen. — Der Baron konnte sich kaum des Lachens enthalten, befahl, daß man sein Felleisen auspacken, und vor allem Andern den Kaftan herausnehmen sollte. „Ja, so wahr ich lebe,“ sagte Rüdenheim, „das ist wie aus meiner Seele gesprochen. „Wenn ich nur den alten Kamerad (den „Schlafrock) wieder habe, und der Polla-„cke in meinem Mörser wieder angebrannt „ist, da wollen wir so fidel zusammen seyn, „als wären wir zwanzig Jahre beysammen „gewesen. Ach! a propos. Sie führen doch „auch ein gut Bierchen? O! das ist mein „ganzes Leben, das macht Courage, erfrischt „das Blut, verjagt alle Grillen, macht lustig „zum Singen und Scherzen, vertreibt die

„Vapours und die Schmerzen, kurz, es „ist ein Remedium, wie's keins in der Welt „giebt!“ —

Jetzt stand er denn endlich da in seinem Negligee — eine alte Ledermütze auf dem Kopfe — den dampfenden Mörser in der Faust — angethan mit einem alten verräucherten Schlafrock, wo auch die geübtesten Augen nicht im Stande gewesen wären die Grundcouleur zu entdecken; — kurz, der Mensch sah einem Hamburger Zuckerknechte so ähnlich — wie ein Ei dem andern. — Man ließ es diesen Abend an Recreationsmitteln für die ausgestandenen Strapatzen der Reise nicht fehlen, und — hatte nach geendigter Tafel das Vergnügen, den neuen Hofmeister — geladen wie eine Kanone — mit wildstierenden Augen, ganz gemächlich in des Barons gewöhnlichen Ruhesessel fallen zu sehen. — Bald darauf fieng er an so heftig zu schnarchen, und war alles Schüttelns und Rüttelns ohnerachtet so wenig zum Aufstehen zu bewegen, daß der Prinzipal nolens volens ihn durch die Bedienten auf sein bestimmtes Schlafzimmer

tragen zu lassen — sich genöthigt sah. — Beim Auskleiden wollte er verschiedene seinen Trägern sehr unerwartete Bewegungen vornehmen — nannte den einen Blondchen — den andern Mantchen, so daß sie sich endlich gemüßiget sahen, ihn ohne Complimente in voller Ankleidung aufs Bette zu werfen!

Sechstes Kapitel.

Lamentiren. Machtsprüche. Erziehungspläne.

Nach seiner Entfernung fieng Riekchen bitterlich zu weinen an, – bat den Baron fußfällig, einem solchen Ungeheuer ihr Kind doch ja nicht anzuvertrauen, und sie und ihn durch einen so rohen Menschen nicht ganz unglücklich zu machen. „Nun, mein Gott,“ fuhr der Baron ziemlich hastig auf, „sag' „mir nur, was du eigentlich wider den Men„schen hast? daß er lustig ist und die alten „Universitätsschwänke noch im Kopfe hat, „das thut doch wohl nichts zur Sache? „Lieber ist mirs, er ist lustig, als daß er da „sitzt wie ein Maulaffe! und zu dem scheint „er mir ganz der Mann zu seyn, der meinem „Constantin denjenigen heroischen Geist bei„bringen wird, der ihm als künftigem Sol„daten in der Folge so unentbehrlich ist. „Kurz, ein für allemal, wenn wir Freunde

„bleiben wollen, und ſo lieb ich dich habe,
„ſo ſehr bitte ich dich demnach: miſche dich
„nicht in Dinge, die ein Mann beſſer verſte-
„hen muß, als ein Weib! — Ja, ich glaube
„ſehr gerne, wenn es nach deinen Ideen
„gienge — du hätteſt mir ſo einen von den Gek-
„ken aus L. verſchrieben, die beim Anblick des
„keuſchen Mondes (der doch oft ſo gelaſſen
„ganz unkeuſche Dinge mit anſieht) zerſchmel-
„zen möchten, und über ein zertretenes
„Würmchen ſich Tage und Nächte nicht be-
„ruhigen können; das wäre ſo meine Art!
„anſtatt daß ich meinen Jungen zum Helden
„bilden wollte, machtet ihr ihn mir zur
„Memme!"

Der Zeit nach könnte ich nun zwar den saubern Hofmeiſter aus ſeinem Schlafe wieder erwachen und mit tauſend neuen, ihm ſehr eignen Unanſtändigkeiten wieder hervorrücken laſſen; jedoch dergleichen Scenen ſieht man zu oft: auch giebt es der Art rohe Menſchen immer noch zu viel, und zugleich habe ich für die Delicateſſe meiner Herren Leſer und Leſerinnen eine zu hohe Achtung, als daß ich mich noch länger dabei verwei-

len ſollte; übrigens ſcheint mir auch die Erwähnung ſeines gewöhnlichen Morgengeſanges, des vielbelobten: Gaudeamus igitur. und die Parodie zum Abendliede: „Ich will einſt bei Ja und Nein vor dem Zapfen ſterben," ſo unwichtig, daß ich füglich davon abbrechen, und (denn jeder hat doch immer auch eine gute Seite) lieber alles hervorſuchen will, um auch etwas zu ſeinem Lobe ſagen zu können!

Rüdenheim, ſo rüde er war, war doch nicht ganz ohne alle Kenntniſſe, und traurig war's, daß die ſonſt ſo geſchmeidigen Muſen dieſem ihrem Schüler ſo wenig Einfluß auf Herz und Bildung hatten angedeihen laſſen. Er widmete in Halle dem Studium der Theologie allen Fleiß und Anſtrengung, hörte ohne auszuſetzen ſeine Lehrſtunden, und war nur dann erſt, nach ſo genannter burſchikoſer Art, fidel, wenn der herannahende Abend ihn an fernerem Leſen und Denken verhinderte. — Ich kann nicht umhin, hier die oft beſtätigte Bemerkung beizufügen, daß man auf keiner Univerſität fleißigere und einſigere, aber auch leider! auf keiner — robere

und ungesittetere Menschen antrifft, als in Halle. — Die Ursache davon hat wohl niemand bisher besser eingesehen, als der jetzt regierende weise König Friedrich Wilhelm! Er, ein wahren Mäcen der Gelehrten, will so gern mit Gelehrsamkeit auch Sittsamkeit vereinbart wissen, und werden seine einsichtsvollen — wohlgemeinten Vorschläge und Befehle in völlige Erfüllung gebracht, so wird Halle in kurzer Zeit eine wahre Pflanzschule wirklich ächter Gelehrsamkeit und Sittlichkeit werden!

Ich kann nun mit der noch angehängten Versicherung, daß das Herz unsers Hofmeisters demohnerachtet nicht verderbt, und es, um ihn zu edlern Gefühlen zu stimmen, nur zuweilen eines Antriebes und eines etwas starken Anstoßes bedurfte, Rüdenheims Gemählde beschließen! — Ich will nichts von dem Plane sagen, den der Baron zu des jungen Constantins Unterrichte ihm vorzeichnete: er war, wie meine Leser schon im Voraus vermuthen werden, und sich auch wirklich hierinnen nicht trügen, ächt soldatisch; es zielte auf physische Abhärtung, und

wie es der Baron zu nennen pflegte, auf Korroborirung der sich etwa regenden heroischen Gefühle, ab. Rüdenheim, so sehr er auch übrigens diese Forderungen des Barons als Bestandtheile einer guten Erziehung anerkennen zu müssen glaubte, war doch so weit entfernt, sich diesen Plan bei seiner Erziehungsmethode ganz unausschließlich zu eigen zu machen, daß er vielmehr, nachdem Constantins hellsehender Geist und eine unverkennbare Neigung zu edlern Gegenständen des menschlichen Wissens ihm immer merklicher hervorzuleuchten schienen, den unwiderruflichen Entschluß faßte, seinen Zögling zwar durch Empfindeleien für stärkere Gefühle nicht abzustumpfen, aber doch wenigstens mehr zum künftigen Gelehrten, als zum gehofften Soldaten zu bilden! —

Siebentes Kapitel.

Geſcheiterte Hoffnungen. Verhör. Gute Aſpekten.

Niekchen, die, wiewohl nicht ſichtbar, doch aber insgeheim ſehr genau mit Rüdenheims Methode bekannt zu werden ſuchte, war ganz entzückt, da ſie ihn mehr nach ihrem als des Barons Plane agiren ſah, lobte ſeinen Eifer, und ſuchte durch hunderterlei Kleinigkeiten ihn hierin zu beſtärken, und durch manches angenehme Geſchenk zu belohnen. — Indem alſo der Baron ſeinen Conſtantin immer näher am vorgeſteckten Ziele glaubte, war dieſer vielmehr in kurzer Zeit weiter davon entfernt, als Rüdenheim und Niekchen nur immer hoffen und erwarten konnten. Je mehr ſein Lehrer in das Gebiet der Wiſſenſchaften ihn einzuführen ſuchte, deſto begieriger, deſto heftiger drang Conſtantin in ſelbigen, ihn ganz zum

Geweiheten zu machen! Dabei war er ſo anhaltend und emſig, daß ihn oft der dunkle Abend noch beim Buche, und die erſten Strahlen der jungen Sonne ſchon wieder an ſeinem Schreibetiſche fanden.

Der Baron lebte zwar jetzt ganz der Oekonomie und ſeinem Lieblingsgotte, dem Bachus; allein Conſtantins oft wiederhohlte freudige Aeußerungen über dieſe oder jene ſo eben gefaßte Materie, und die ungeſtümen Bitten, womit er ſeinen Lehrer über Aufklärung und Belehrung neuer Gegenſtände unaufhörlich beſtürmte, auch andere Nebenumſtände dazu genommen, machten ihn doch endlich ſo ſtutzig, daß er einſt Herrn Rüdenheim nach aufgehobener Tafel in ein ſcharfes Verhör zu nehmen beſchloß. „Hören „Sie, Patron", ſagte er, „ich laſſe Sie mit „meinem Jungen ſchalten und walten, wie „Sie nur wollen; ich habe Ihnen verſprochen, „in Ihre Methode mich eher nicht zu mi„ſchen, als nur dann, wenn ich ſehen müßte, „daß ſie ganz meinen Plänen zuwider wäre. „Ich ſehe zu meiner nicht geringen Verwun„derung den Jungen ſtets an den Federn

„käuen, immer mit dem Buche in der Hand „herumwendeln, und zuweilen ſo einen klei„nen Anfall von gelehrtem Fieber bekommen; „ich glaube doch nicht, daß Sie ihn angeſteckt „haben! ich will doch nicht hoffen, daß Sie „ihn zum Stubenhöcker bilden wollen, da er „vielmehr einſt ein rechtſchaffener braver Sol„dat werden ſoll?" „Herr Baron," erwiederte Rüdenheim, „es iſt mir ſehr angenehm, daß „Sie ſelbſt eine Entdeckung gemacht haben, „die ich doch einſt, früher oder ſpäter, Ihnen „mitzutheilen genöthigt geweſen wäre. (Mit „feſtem Ton und ernſter Miene) Ihr „Conſtantin wird nichts weniger als Neigung „zum Soldatenleben bekommen; ſeine Em„ſigkeit, mit der er alles zu faſſen ſucht, wor„in ich ihn unterweiſe — ſein raſtloſes „Streben immer mehr zu lernen — ja ſeine „förmliche Abneigung vor alle dem, was nur „einigen Bezug auf andere, als gelehrte „Beſchäftigungen hat, — laſſen mich vermu„then, daß er ſich zu nichts weniger als zu „dieſem Stande qualificiren wird! Ich bin „zwar nicht ganz abgeneigt zu hoffen, daß „Zeit — Umſtände — Ihre väterlichen Vor„ſtellungen, — und mehr zunehmendes Alter

„ihn vielleicht dennoch dazu bestimmen „könnten; vor der Hand aber dürfen wir „durchaus diesen Punkt noch nicht berüh„ren – er lebt jetzt ganz den Wissenschaften „und ihrem angenehmen Einfluß auf sein „Herz, und unzeitige Vorstellungen dagegen „würden ihn verhärten, ja wohl gar, wenn „er nur den entferntesten Zwang bemerkte – „die größte Halsstarrigkeit bewirken. – „Darf ich mich also noch wie ehedem Ihres „ungetheilten Zutrauens schmeicheln, so über„geben Sie Ihre Wünsche unbedingt Mir „und der Zeit!"

Diese Vorstellungen waren nun freilich zu triftig, als daß der Baron ihnen etwas entgegenzusetzen im Stande gewesen wäre; er ließ es diesmal also beim bloßen Verhör bewenden, und alles gieng wieder seinen vorigen Gang! – Die Gegenstände zu Constantins fernerm Unterrichte wurden nun immer wichtiger und ernsthafter; es gehörte nothwendig anhaltender Fleiß und angestrengtere Denkkraft dazu, um sie gehörig zu ordnen, und endlich zu einem wohl formirtem Ganzen zu bilden; aber auch hier

entſprach Conſtantin allen Erwartungen. – Sein thätiger Geiſt umfaßte alles, – ſeine Neigung machte ihm alle, auch die ſchwerſten Dinge leicht. – Er wurde allmälig ein gelehriger — ja ein gebildeter Jüngling zugleich. Billig konnte er unter diejenigen Menſchen gerechnet werden, deren Herzensbildung auch ohne fremden Antrieb — oft im Stillen am beſten gedeiht. — Zwar ließ es Rüdenheim, wie wir aus dem Bisherigen geſehen haben, an Nahrung für Kopf und Geiſt nicht fehlen, und wir würden uns unverzeihlich an ſeinem Eifer verſündigen, wenn wir ihm dies abſprechen wollten; allein an Nahrung für ſein Herz war nicht entfernt zu denken: wie konnte er auch in Andern Gefühle erzeugen, deren Regungen er ſelber nur äußerſt ſelten empfand? — Conſtantins Herz war ſchon von Natur ſo weich geſchaffen, ſeine Empfindungen ſo reizbar und zart, daß er unter beſſerer, oder vielmehr unter empfindſamerer Leitung, ach vielleicht nur zu früh — ein ſüßer Schwärmer geworden wäre! Oft konnte er bey den unſanften Aeußerungen der rohen Laune ſeines Vaters die traurigſte Wehmuth empfinden,

konnte ſichs oft nicht enträthſeln, wie es möglich ſey, daß ein Mann, wie Rüdenheim, der doch durch Hülfe der Wiſſenſchaften mehr Geſchmack an geiſtigen Freuden gefunden haben ſollte, bei Erlegung eines Hirſches oder Haſens in das heftigſte Lachen ausbrechen konnte; ohnmöglich war es ihm zu begreifen, wie man ungerührt bei einem grünenden Saatfelde vorübergehen, und ohne innige Wolluſt die glänzenden Strahlen der aufgehenden Sonne betrachten konnte! — „Ach ihr Unempfindſamen," ſeufzete er oft im Stillen, „wie viel Annehmlichkeiten ent„behrt ihr, die doch ſo ganz allein edleren „Weſen geeignet ſind! o wie rauh, wie ſo „leer von aller Empfindlichkeit für Schönes „und Erhabenes müſſen eure Herzen ſeyn! — „Nein! alle eure elenden Freuden, was ſind „ſie? — Ergießungen einer wüſten empfin„dungsloſen Seele, einer Seele, die doch ſo „gern die Eindrücke reinerer — edlerer — und „ſchönerer Freuden aufnimmt!" — In den Empfindungen ſeines Herzens ſchien er ganz das Ebenbild ſeiner Mutter zu ſeyn, — auch ihr Geiſt war für beſſere Gefühle nicht ſtumpf! —

Achtes Kapitel.

Der Herr Baron wird krank. — Ein neues Geſtirn. — Auch macht die Liebe einen Spaß.

Bei ſo viel Güte des Herzens, bei ſo viel reinem himmliſchen Sinn für alles ihn umgebende Schöne und Gute, war es da anders möglich, als daß Conſtantin ein edler braver Jüngling werden mußte? — Auch ſelbſt die Vorzüge ſeines Körpers, ſein edler Anſtand, das Erhabne im Auge, das nur Großmuth und Güte ſtrahlte, fiengen an, ihrer Reiſe und Ausbildung ſich immer mehr zu nähern, ſo daß er in ſeinem ſechzehnten Jahre von allen, die ihn kannten, nicht als ein gebildeter — geſchickter Jüngling allein, ſondern auch als ein Ideal vollkommener männlicher Schönheit bewundert wurde!

In dieſe Periode ſeines Lebens, die wir nun mit aller der Genauigkeit behandeln

müſſen, welche die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfordert — fällt eine ſehr harte Niederlage ſeines Vaters, ſo wie die Erſcheinung eines neuen Geſtirns an Conſtantins öſtlichem Himmel! Die konſulirenden Aerzte wollten bei ihm nichts mehr und nichts weniger, als Symptome eines heranahenden Faulfiebers, bemerken. — Mutter und Sohn waren bey dieſen Umſtänden untröſtlich, baten oft die Aerzte fußfällig um volle Anwendung ihrer ganzen Kunſt, warfen ſich oft an dem Bette ihres Wohlthäters nieder, und fleheten den Himmel im inbrünſtigſten Gebet um ſeine Erhaltung; alles ſchien fruchtlos, die Zufälle wurden ſtärker, die Bedenklichkeiten größer! — Riekchen ſtand eben am Krankenbette, und vergoß die bitterſten, heißeſten Thränen, als man ihr die Ankunft eines Bothen meldete, der unverzüglich mit ihr zu ſprechen verlangte. Ihre Stirn verzog ſich in düſtre Falten — ahndend Scenen der Trauer! Sie erbrach das ſchwarz verſiegelte Billet, und rief erblaſſend in der Fülle des heftigſten Schmerzes: „Auch du dahin, Geliebte?“ Der Baron, dem ihr wehmüthiger Klageton, trotz ſeiner durch die

Stärke der Krankheit erregten Empfindungslosigkeit demnoch aufgefallen war, fragte nach der Ursach ihres Jammers, und erhielt endlich so viel über sie, daß sie ihm den plötzlichen Tod ihrer bisher in H. als Wittwe gelebten Schwester nicht längerverbarg. — Doppelter Kummer lag nun auf ihrem bedrängten Herzen, — Sorge für den kranken Baron — Trauer um den Verlust einer innigst geliebten Schwester — und die Bekümmerniß, was nun aus ihrer hinterlassenen Tochter werden sollte?

Henriette K. die, Schwester unsers Riekchens, zeugte nämlich in ihrer vierjährigen Ehe mit einem guten ehrlichen Uhrmacher in H. eine Tochter, wurde aber bald ihrer Stütze beraubt, indem ihr Mann auf einer Reise nach L. im Strome sein Leben verlohr. Henriette verkaufte hierauf die Geräthschaften und vorräthigen Uhren ihres seligen Mannes so bald und gut sie nur konnte, miethete sich in ein kleines Stübchen ein, lebte von ihrer Hände Arbeit, besonders von Sticken und Nähen, erzog die kleine Caroline, so viel es ihre Kräfte erlaubten, an-

ſtändig und gut, und hatte auch bald das Vergnügen, ſie als ein wohlgebildetes ſchönes Mädchen heranwachſen zu ſehen, die einſt die Stütze ihres Alters — ihre Freude und Troſt werden ſollte, als mit einmal der Tod alle die ſeligen Träume vernichtete — und die jammernde Mutter aus den Armen der untröſtlichen Tochter riß. Wer beſchreibt den Kummer, der das Herz eines hülfloſen vierzehnjährigen Mädchens zernagte? — Ihr einziger Troſt war noch die Hoffnung, daß vielleicht ihre Tante ſich ihrer annehmen, daß ſie vielleicht durch Bitten ihr Herz erweichen könnte. Sie hoffte und tröſtete ſich nicht umſonſt! Riekchen ſtellte die ganze traurige Lage des armen Mädchens dem Baron mit ſo wehmüthigen Ausdrücken vor, machte ihm eine ſo vortheilhafte Beſchreibung von ihrer Schönheit und Tugend, daß er ihrer Bitte zuvorkam, den Wagen anzuſpannen und das arme leidende Geſchöpf in ſein Haus und unter ſeinen Schutz zu bringen befahl. „Wer weiß, rief er aus, „wie weit noch das Ziel meines Lebens ent„fernt iſt! ach, wer weiß, wie nahe ich vielleicht dem Tode ſchon bin! Noch will ich

„vor meinem Ende einmal das wonnige Ver-
„gnügen genießen, das aus dem ſüßen Ge-
„fühl einer guten edeln Handlung ent-
„ſpringt.“

So kam denn Caroline, als ſie noch tauſend Thränen am Grabe ihrer verewigten Mutter geweint, noch einmal jedes ihrer ſonſtigen Lieblingsplätzchen beſucht — noch einmal allen ihren Lieben das letzte Lebewohl geſagt hatte, nach zwei Tagen glücklich in des Barons Hauſe an. Sie weinte an Riekchens Halſe heiße Thränen der Trauer, küßte dem kranken Baron die Hand — dankte ihm ſchon im Voraus für ſeine Großmuth und Güte, und war eben im Begriff das Zimmer zu verlaſſen, als Conſtantin, um ſeinen Vater zu beſuchen — unvermuthet hereintrat.

Nicht wenig wunderte er ſich, hier eine ſo ſchöne Unbekannte zu treffen, über deren Anblick er faſt gänzlich den kranken Vater vergaß, ſammelte aber doch wieder ſeine herumſchweifenden Gedanken und Blicke, wollte ſprechen — und konnte nicht, wollte den kran-

len Baron bemitleiden, und ſchämte ſich, daß er heute ſo wenig aus dem Herzen ſprechen konnte; mit einem Wort, er war einer Maſchine gleich, die durch einen unvermutheten Druck zwar nicht ganz in ihrer Wirkſamkeit gehemmt iſt, aber doch wirklich ſo in Unordnung geräth, daß ſie zu ſtocken droht. Riekchen bemerkte zwar ſehr bald ſeine Verwirrung, ſchrieb ſie aber mehr der unerwarteten Ueberraſchung, als der Erſcheinung Carolinens ſelbſt zu. —

Conſtantin verweilte heute nicht lange in ſeines Vaters Krankenzimmer, verſprach bald wiederzukommen, und gieng, ohne es ſelbſt zu wollen oder zu wiſſen — nur beſchäftiget mit dem Zauberbilde, das er ſo eben geſehen, hin in den Schloßgarten, ſuchte da die einſamſte Laube und ihren dichteſten Schatten auf, ſetzte ſich auf eine Raſenbank — ſtützte den Kopf auf ſeine Hand, und dachte, wie immer die Verliebten denken, — nichts! — Rüdenheim erwartete ihn ſchon lange vergebens zur angehenden Stunde des Unterrichts, konnte ſein Außenbleiben ſich nicht länger erklären, und gieng alſo zur

Stube hinaus ihn zu rufen. Niemand ließ sich hören, und nur vom alten Gärtner erfuhr er endlich: der junge Herr sey schon seit einer Stunde im Grasgarten, und sitze vertieft hinten in der Ahornlaube. Rüdenheim, dem dies ein sehr sonderbares Phänomen war, schloß die Stube zu, und war eben im Begriff ihn aufzusuchen, als Riekchen unten am Hause — die schöne Caroline an der Hand führend, ihm unvermuthet begegnete. „Wo hinaus, lieber Rüdenheim?" rief sie, „etwa in den Garten?"

Rüdenheim. „Ihnen aufzuwarten, ja!"

Riekchen. „Sie könnten mir einen Ge„fallen erzeigen, lieber Rüdenheim, wenn Sie „meine Caroline mitnehmen wollten; ich muß „ohnedem zum Papa, und das arme Mäd„chen braucht jetzt mehr Zerstreuung als „jemals."

Rüdenheim. „Ich erfülle mit Vergnü„gen Ihre Wünsche, sie soll bei mir recht „wohl aufgehoben seyn." (sich zu Carolinen wendend) „Wollen Sie mir wohl Ihren „schönen Arm erlauben, gutes Kind?"

Ohne ſich lange zu beſinnen, ergriff ſie ſeine Hand, und flog in leichtem Tritt mit ihm den Garten dahin. — Rüdenheim gieng den Nachrichten des Gärtners zufolge nach der beſchriebenen Laube, und traute kaum ſeinen Augen, als er ſchon von ferne den armen Conſtantin in der tiefſten Ecke derſelben und in der melancholiſchſten Stellung da ſitzen ſah. „Das hat mehr als etwas Ge„wöhnliches zu bedeuten," ſagte er leiſe zu Carolinen, „kommen Sie, wir wollen doch „den kleinen Träumer belauſchen." „O nein," rief Caroline ziemlich laut, „ſtören wir den „guten Schwärmer nicht!" und ſagte dies mit ſo vernehmlicher Stimme, daß Conſtantin in Todesſchlafe hätte ruhen müſſen, wenn die Stärke dieſes Ausrufs ihn nicht hätte durchdringen wollen. Haſtig ſprang er auf, ordnete ſeine zerſtreuten Blicke, ſo gut er in der Eile nur konnte, ſprang auf Rüdenheim zu, fiel ihm um den Hals, bat, daß er ihn ſeiner Nachläſſigkeit wegen entſchuldigen möchte, und ſchrieb ſeine ganze Verwirrung der Bekümmerniß um ſeinen Vater zu. — Rüdenheim mußte ſich mit dieſer Erklärung vor der Hand begnügen, ſann der

Sache nicht weiter nach, und ſchlug ſodann einen Spaziergang in den übrigen Theil des Gartens vor. Er wurde angenommen; Conſtantin umfaßte Carolinens Arm, ſah ihr mitleidsvoll ins ſchöne Auge; beredter waren ſeine Blicke als ſein Mund; Rüdenheim verwunderte ſich über ſein Stillſchweigen, ſah ihn an, und fand auf ſeinen Wangen eine — Thräne. Unwillig über ſein weibiſches Betragen, verſicherte er, Conſtantin, der ſonſt ſo gefühlvolle, für die Freuden der Natur ſo empfängliche Jüngling, ſey heute nirgends beſſer aufgehoben als auf ſeiner Stube, bat Carolinen, ſie ein andermal mit der Einrichtung des Gartens bekannt machen zu dürfen, und ſchlug den Rückweg nach dem Schloſſe ein. — Stillſchweigend und ſchwermüthig folgte Conſtantin ihm nach, nahm an der Gartenthür einen ziemlich ungereimten Abſchied von Carolinen, und begab ſich mit Rüdenheim auf ſein Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Das Herz will auch einmal eine Heldenrolle spielen, hat ſich aber nicht gut armirt.

Hier war er nun ganz ſich und ſeinen Gefühlen überlaſſen, war froh, als Rüdenheim ſich auf eine Stunde entfernte, weihte dieſe Zeit ganz ſich und ſeinen Empfindungen und — monologiſirte. (In der Stube auf- und abgehend und indem er die Hand an die Stirn hält.) „Träum' ich, oder „wach' ich? welche unbekannte Regungen er„hitzen mein Blut, welche gaukelnde Bilder „ſpielt meine erhitzte Phantaſie mir vor?" (Eine Pauſe, ſich beſinnend.) „Ar„mes Herz, du willſt mich täuſchen? — o „nein," (mit erhabenem Gefühl die Hand an die Bruſt legend) „noch „wacht die ſtärkere Stimme der Vernunft, „noch bin ich meiner mir bewußt! noch „fühl' ich, was in mir vorgieng!" — (Mit

Affekt und innerer Bewegung) „Liebe war's, das erste, seligste, und „glücklichste Gefühl der Natur — Liebe, „der erste himmlische Funken von der Gott„heit mir gegeben; — Liebe, die das Herz „erwärmt — Liebe, die den Tyrannen zum „Kinde, — Liebe, die oft den Bösewicht „zum braven Manne macht! (Lange Pause, indem er, in trübes Nachdenken versunken, gleichsam wieder zu erwachen scheint) „Ja, ich fühle es, Lie„be war's — Liebe, die auch Leiden schafft, „Liebe, die Freude in Schmerz verwan„delt, (Tief athmend) Liebe, die das un„schuldige Lächeln von der Wange ver„scheucht, — Liebe, die oft, ach! oft so „unglücklich macht." (Mit gefaßtem Muthe, indem er stille steht und vor sich hin sieht) „Und ihr sollte ich mich „überlassen? Ihren Reitzungen mein un„schuldsvolles jugendliches Herz anver„trauen?" (Mit erhabener Miene und festem Tritt einen Schritt vorwärts gehend) „Nein, Constantin, du „bist zwar noch Jüngling, fühlst, wie viel „dir noch zum Manne fehlt, aber sey fest,

„schwinge dich empor zur Stärke des Man-
„nes, biete allen Lockungen Hohn, die Caro-
„linens Reitze dir geben könnten – werde
„der Stolz deines Vaters – die Freude
„deiner Mutter, und einst – ein nützlicher
„brauchbarer Bürger des Staats.“

Schöne Vorsätze, herrliche Entschließungen, ganz eines so edeln Jünglings würdig, euch wünscht' ich ewige Festigkeit – euch unerschütterliche Dauer!

Constantin fühlte sich jetzt so neu-gestärkt, so groß, so ganz über alle Schwachheit erhaben, der Triumph in einem so schweren Kampfe machte ihn so stolz, daß er jubilirend auf den eben hereingetretenen Rüdenheim zusprang, ihn umarmte, und die festeste Versicherung von wiedergekehrter guter Laune gab. Er war nun so heiter – so froh, kein Wölkchen trübte mehr die glatte Stirn, kein Tiefsinn mehr das hellfunkelnde Auge. Aber umsonst versucht der Adler höher zur Sonne zu steigen, als die Natur ihn fliegen hieß! Hätte der Arme jetzt gewußt, welche neue Leiden, welch einen harten Kampf

der heranwahende Abend ihm aufbewahrt hatte — er würde minder froh gewesen seyn! So verhüllt die Vorsicht in undurchdringlichen Schleier die dunkeln Schicksale der Sterblichen.

Der Baron wünschte heute nichts sehnlicher, als seine sämmtlichen Hausgenossen in seinem Zimmer einmal zusammen speisen zu sehen. — Die Wünsche kranker Personen, je unvermutheter sie oft kommen — und so sonderbar sie auch zuweilen sind, — so wenig Widerstand darf man ihnen gleichwohl entgegensetzen. — Ohne Verzug wurde Rüdenheim und Constantin hiervon benachrichtiget: ersterer glaubte aus gewissen Ursachen (sein Magen ahndete vermuthlich des Barons Reconvalescenten-Schmaus) sich darüber freuen zu müssen, Letzterer aber war dabei nichts weniger als zur Freude gestimmt. Man versammelte sich zur bestimmten Zeit in des Barons Zimmer und — ein Dolchstich für Constantins Herz — auch Caroline war zugegen! „Höre, Constantin," sagte der Baron, indem er ihn an sein Bette rief und freudig umarmte, „du bist nun freilich über die Jahre hin-

„aus, wo ich dir eine Gespielin zugesellen „könnte, aber nimm hier aus meiner Hand — „eine Freundin deiner Jugend. Caroline ist „deiner innigsten Freundschaft werth; sie ist „mir, auch ohne daß Schönheit und Güte „des Herzens sie empfehlen müßten, — „schon durch ihr Unglück theuer geworden. „Seht einander nicht als fremd, nein, seht „euch als verschwistert an, macht mir Freu„de, und beweist, daß euch meine Wünsche „theuer sind."

Der arme Constantin! auch wider seinen Vorsatz mußte er ja nun gehorchen, auch, ohne daß er es wollte, sollte er ja Carolinen nun näher kommen — ein Freundschaftsband sollte er nun knüpfen, das seinem kranken Vater so viel Freude, und ihm vor wenig Augenblicken noch — so viel Qual zu machen schien! — Der Anfang dazu ward schon diesen Abend gemacht; sie saßen bei Tische sich gegen über, konnten kaum die Augen von einander wenden, und schienen beide den lästigen Zwang des Sitzens zu verwünschen, um nur desto früher der angepriesenen Freundschaft ihre Gefühle öffnen zu können.

Wie ſich doch das arme Herz oft ſo muthwillig, ſo ſchrecklich täuſchen läßt! — Nach aufgehobener Tafel giengen beide, nur Rüdenheim ausgenommen, welchen der Baron bei ſich behielt, in den Garten — führten lange einander ſtumm am Arme, und nur Caroline konnte endlich dies Stillſchweigen nicht länger ertragen, und empfindlich fragte ſie daher: „Sagen Sie mir, lieber Conſtantin, „warum ſo nachdenkend, ſo niedergeſchlagen „mitten im vollen Genuſſe der ſchönen Na„tur? ſollte vielleicht meine Geſellſchaft Ih„nen läſtig, ſollte vielleicht der Wunſch Ih„res Herrn Vaters Ihnen das Vergnügen „nicht machen, das er mir wenigſtens in „ſo hohem Grade gewährt?" (ihm bedeutend ins Auge ſehend) „Meine Frage „macht Sie tiefſinnig? Sie ſchweigen? „Ich würde mich allerdings (im ernſtem „Tone) durch Ihre Freundſchaft ſehr glück„lich ſchätzen, (mit Wärme) allein mit „dem Verluſt Ihrer Ruhe und heitern Lau„ne will ich ſie nicht erkaufen!" (ihn von neuem ins Auge faſſend) „Sie erwie„dern immer noch nichts?" (mit ernſter und gefaßter Miene) „Ich ſehe, ich wer-

„de Ihnen durch mein zudringliches Fragen „nur noch läſtiger — wir wollen uns tren„nen!“

Conſtantin. (aus ſeinem Nachdenken erwachend und indem er ſie feurig umarmt) Nein, edle Seele, nimmermehr! o Ihre Freundſchaft, ſie iſt mir nichts weniger als unangenehm und gleichgültig; ach! ſie iſt mir nur zu theuer. (In vollem Affekt) O wüßten Sie, was ſeit Ihrem erſten Anblick in meinem Innern ſich regte — Sie würden mich gern — Sie würden mich willig entſchuldigen! Nur noch eine kurze Prüfungszeit — und Sie ſollen von meinen Lippen ein Geſtändniß hören, das mich ganz rechtfertigen, — oder (in trauriger Bewegung) ganz unglücklich machen wird!

Caroline, noch zu wenig mit dem bekannt, was vielleicht ein anderes Mädchen an ihrer Stelle auf den erſten Wink verſtanden haben würde, deutete ſein Benehmen ganz anders, als Conſtantins ungeſtüme Aeußerungen es eigentlich heiſchten;

und wir wollen überhaupt beider aufkeimende Liebe auf einige Augenblicke ihrem Schicksale überlassen, und uns wieder nach dem kranken Baron und der übrigen Hausgenossenschaft umsehen. —

Zehntes Kapitel.

Grillen. — Geneſung. Liebesprogreſſe — und Ungewitter.

Die Aerzte fiengen, zu Riekchens größter Freude, allmählig an, beſſere Hoffnungen zu des Kranken baldiger Wiederherſtellung zu geben; eine Nachricht, die ihr um ſo angenehmer war, je läſtiger mit der Zeit dem armen Baron das ewige Einerlei ſeiner Stube fiel, und je unleidlicher und eigenſinniger ſeine üble Laune darüber ward! Rüdenheim, der ſich in ſeiner Gupſt immer feſter ſetzte, war zwar von Zeit zu Zeit ſein treuer Geſellſchafter, allein auch Er vermochte nicht immer die Grillen zu verſcheuchen, die ihm dieſe oder jene Nachricht von der merklichen Stockung ſeiner Wirthſchaft, oder andere dahin einſchlagende unangenehme Vorfälle, zuweilen verurſachten. Riekchen that zwar

ihr Möglichstes, um alles in seinem vorigen Gleise zu erhalten; allein man weiß ja schon, wie wenig Weiber oft da sehen, wo zu sehen die Menge ist; und wie viel sie oft da bemerken, wo eigentlich gar nichts zu sehen ist. Sie mußte ihm zwar von allem treue Nachricht bringen, von allem die strengste Rechenschaft geben; allein er war nun einmal zu fest von dem Grundsatze überzeugt: daß das, was man selbst anordnen und selbst sehen könne, immer weit besser gethan und verrichtet werde, als wenn man Andern die Anordnung dazu überlassen müsse!

Die Aerzte schüttelten daher gewaltig den Kopf, als sie den Baron eines Tages schon bei ihrer frühen Ankunft in vollem Anzuge fanden, machten, als sie seinen Entschluß hörten, heute seinen ersten Ausgang zu halten, bedenkliche Mienen, und wollten wenigstens, wenn üble Nachwehen entstehen sollten, ihre Hände in Unschuld waschen. — Weder das Kopfschütteln dieser Herren von der einen, noch Riekchens Bitten und Flehen von der andern Seite konnten so viel bewirken, seinen Entschluß zu ändern, daß

er ihn vielmehr noch denſelben Nachmittag in wirkliche Erfüllung brachte. Rüdenheim war auch hier ſein treuer Begleiter, und nur die ſich neigende Sonne brachte ſie erſt wieder ins Schloß zurück. Er fand ſich nach dieſer Bewegung äußerſt geſtärkt, ſtellte nun ſeine Wanderungen keinen Tag mehr ein, und man hatte wirklich bald das Vergnügen zu ſehen, daß geſunde Luft und mäßige Bewegung mehr thaten, als alle bisherige Bemühungen und Sorgfalt der Aerzte.

Zwiſchen und in dieſer Zeit lernten nun Conſtantin und Caroline ſich immer näher und beſſer kennen, bewunderten bald einander ihre gegenſeitigen Vorzüge, und konnten in kurzer Zeit ſich nicht länger verhehlen, daß ihre Freundſchaft wohl etwas mehr als gewöhnliche Freundſchaft — daß es die erſten Blüthen jugendlicher Liebe wären!

Beide Liebende benutzten die Erlaubniß oder vielmehr den Befehl des Barons auf eine für ſich ſo angenehme Weiſe, daß ſie in den Stunden der Erhohlung wenig mehr von einander kamen. Von nun an erſtattete Con-

ſtantin ſeiner Caroline, wenn es auch eigentlich nicht das entfernteſte Intereſſe für ſie haben konnte, von allem dem, was er den Tag über geleſen oder gehört hatte, den treueſten Bericht; Sie hingegen unterhielt ihn von dem, was ſie heute gethan, gearbeitet, oder was ſie vollendet hatte. So unwichtig nun auch immer die Gegenſtände ſolcher Erzählungen für jeden Andern ſeyn mochten, ſo fanden ſie doch bey Conſtantin immer ſo viel Aufmerkſamkeit und geneigtes Gehör, wurden immer ſo heißhungrig von ihm aufgefangen, daß er oft am Ziel der Erzählung der Erzählerin um den Hals fiel, und durch tauſenderlei Beifallsbezeugungen ihr ſeine Zufriedenheit zu erkennen gab. So ſchlich nach und nach Amor in ihre zarten Herzen ſich ein, ſchalkhaft lächelnd ſah' er auf dies neue Bündniß herab, ſah' lächelnd ſie den ſüßen Trieben ihrer Herzen folgen, und verkündigte in der Verſammlung der Amoretten zwei neue Geweihte. — Immer entdeckte jetzt Conſtantin an ſeiner Geliebten neue Vorzüge des Körpers und Geiſtes; keine Sterbliche hienieden durfte es wagen mit ſeiner Huldin ſich zu meſſen; er war der zärtlichſte,

feurigſte Liebhaber; voller Aufmerkſamkeit auch ihre kleinſten Wünſche zu erfüllen — ſchien er nur ihr zu leben; Sie war die wärmſte — innigſte Freundin: nur immer bedacht ihrem Conſtantin zu gefallen, — ſchien ſie kein größeres Glück auf Erden zu wünſchen.

Eine lange Zeit weihten ſie ſo, unbemerkt, ihre Tage — keuſchen Umarmungen der Liebe, liebten ſich rein, wie Menſchen von Gefühlen gleichgeſtimmter Seelen ſich lieben, und auch eine ſo heftige Bewegung des Gemüths war nicht vermögend, unſern Conſtantin in ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben und unermüdeten raſtloſen Fleiße irre zu machen, — als auf einmal ein ſchreckliches Ungewitter über ſeinem Haupt ſich zu ſammeln ſchien! Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit eine Veränderung in des Barons ganzer Denk- und Handlungsart nachzuholen, die zur Erläuterung des Künftigen ſo unentbehrlich iſt, und will damit ein neues Kapitel anfangen.

Eilftes Kapitel.

Ein Uebel aus dem andern. Das Ungewitter wird ſtärker.

Bei ihm hatte nämlich die Wiedergeneſung von einer ſo heftigen Krankheit, der er faſt zu unterliegen ſchien, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht — die ſie bey den meiſten andern Menſchen faſt immer hervorzubringen pflegt. — Man wird gewöhnlich in und nach überſtandener Gefahr ſo kleinmüthig — ſo nachgebend — in allem ſo gelaſſen und duldſam, — ja es hängt oft von einer dergleichen Niederlage die gänzliche Charakteränderung eines Menſchen ab. Der Grund dazu mag in zurückgelaſſener Schwäche des Geiſtes und Körpers ſo wohl, als in der bisweilen ſich darbietenden Vorſtellung, wie nahe man ſchon dem Rande des Grabes war, nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit auf-

zusuchen seyn. Oft will sogar der krank gewesene Bösewicht nach überstandener Gefahr, durch affektirte Demuth, Bescheidenheit und andächtiges Kopfhängen, den Himmel betrügen, und einen Freibrief für künftige Zufälle sich dadurch zu erschleichen suchen. Nicht so unser Baron. War er zuvor beim Anblick eines Nothleidenden und Hülfsbedürftigen zuweilen etwas hart, und in Prüfung ihrer Würdigkeit etwas ernst und strenge, so war er jetzt — gefühllos und unbarmherzig; war er ehedem in seinem Hauswesen und Familie streng — so war er jetzt ein Barbar; konnte man sonst durch Bitten und Vorstellungen seinen gereizten Zorn besänftigen — so war jetzt kein Fleh'n, Weinen und Händeringen vermögend, ihn in den Ausbrüchen seiner unzähmbaren Wuth aufzuhalten; wo man ehedem Sanftmuth und Güte in ihm bewunderte — verabscheute man jetzt Grausamkeit und Härte. — Die Wirkungen dieser edeln Affekte erfuhr leider niemand früher, als der arme Constantin. So wie auf jeden, so auch besonders auf ihn hatte der Baron sein scharfes Augenmerk gerichtet. Mit verdoppeltem Feuer und En-

thusiasmus war der alte Soldatengeist wieder in ihm erwacht, und wehe Constantin, wenn er nicht ein gleiches fühlen wollte! Schärfer als jemals drang er jetzt in ihn, eine Erklärung über seine künftige Bestimmung ihm zu eröffnen, und seinen gefaßten Entschluß in Rücksicht des Militairstandes ihm auf das ungesäumteste bekannt zu machen. — Constantins Lage war die traurigste, die man immer denken kann. — Einen Stand sollte er wählen, zu dem weder Lust noch Neigung ihn bestimmten, der ihm vielmehr, von allen seinen guten und üblen Seiten betrachtet, äußerst zuwider war; den Trieb und die Begierde, durch andere ihm weit angenehmere Beschäftigungen und erlernte Kenntnisse dereinst dem Staate zu dienen — sollte er von nun an gänzlich zu unterdrücken sich bemühen, ja, das Schrecklichste für ihn, — sollte seine Caroline verliehren, die zwar den jungen Staatsmann Constantin mit Wonne umarmte, — von dem Helden Constantin aber — durchaus nichts wissen wollte — dies war zu viel für den armen Leidenden. Er schüttete jetzt seinen Kummer in den Schooß seiner treuen Mutter aus,

ſuchte bei ihr Troſt und Hülfe, die doch eben ſelbſt des Troſtes und der Hülfe ſo ſehr beburfte. In Carolinens Gegenwart unterfieng er ſich nicht dies Kapitel zu berühren - ohne von ihr mit dem kalten Verweiſe abgewieſen zu werden: daß wahrer Liebe alles möglich ſey; und ſo hatte er denn in der ganzen weiten Welt keinen Vertrauten ſeiner Leiden, weiter keinen Theilnehmer ſeiner Schickſale, als ſeinen Hofmeiſter Rüdenheim. Fußfällig bat, fußfällig beſchwor er dieſen, alles bei ſeinem rauhen Vater anzuwenden, kein Mittel unverſucht zu laſſen, keine Ueberredungskraft zu ſparen, um von ſeinem vorgefaßten Entſchluſſe ihn abzubringen, und mit allem Eifer ſein Möglichſtes aufzubieten, ihn vor dem Eintritt in einen Stand, zu retten, der einſt ſein ganzes Unglück machen würde. Mittlerweile erfuhr auch Riekchen ganz zufällig Conſtantins und Carolinens heftige Liebe, konnte das ganze Schrecken der beiden Vereinten ſich vorſtellen, und anſtatt ſie von einer für beide zu frühen Leidenſchaft zurückzubringen, nahm ſie ſelbige vielmehr gutmüthig in ihren vollen Schutz. Nun hatten ſie doch wenigſtens ein Weſen, deſſen eſſe-

nem Herzen sie ihre Klagen weinen, in dessen Schooß sie ihre Leiden schütten konnten!

Rüdenheim beschloß, indeß mit allem Freundschaftseifer und Wärme, für Constantins Wohl bei dem Baron sich zu verwenden; „er stellte mit den lebhaftesten Farben ihm „seine traurige Lage vor Augen, schilderte „ihm das Unrecht, das er begienge, wenn er „einen jungen hoffnungsvollen Mann zu ei„nem Fache bestimmte, wogegen er die größ„te Abneigung hegte; — führte ihm das Un„patriotische seines Verfahrens zu Gemüthe, „welches er nothwendig sich zu Schulden kom„men ließe, wenn er einen jungen Menschen, „der voller Eifer zu den Wissenschaften nur „ihnen allein zu leben schiene, bei dem man, „unter Erblickung so vieler schönen vortreffli„chen Talente und seltenen Fähigkeiten, zu den „größten Hoffnungen und schönsten Erwar„tungen berechtiget sey, dem Staate entreis„sen, und ihn zu einem Fache bestimmen wol„le, worin er nicht nur äußerst wenig lei„sten, sondern auch vielleicht früher oder „später Ach und Weh über einen Zwang

„schreien würde — der sein volles Unglück „bereitet habe.“

Mit verstellter Gelassenheit schien der Baron die Wichtigkeit und Stärke der Rüdenheimischen Gründe zu fühlen, gab ihm die kurze kategorische Antwort: „er werde die „Sache einer reifern Ueberlegung würdigen,“ war aber in der That so wenig geneigt seinen Plan aufzugeben, daß er vielmehr im Stillen desto eifriger auf Mittel sann, ihn nunmehr nur noch früher in Erfüllung gehen zu sehen. Von dieser Zeit an ließ er sich weit weniger unter seiner Familie sehn, schien um Constantin und seine Entschließungen sich äußerst wenig zu bekümmern, beobachtete aber doch insgeheim alle seine Tritte und Schritte niemals eifersüchtiger, als — jetzt. — Constantins Liebe zu Carolinen wurde von Tage zu Tage heftiger, je angelegentlicher Caroline ihn bath, sich bei Verlust ihrer Liebe nie einem Stande anzuvertrauen, den sie so sehr verabscheue, der mit tausend Gefahren verknüpft sey, die er eben so wenig vorauszusehen, als ihnen zu entgehen vermöchte! Immer fand er nur in diesen Aeußerungen das

um ihn beſorgte liebevolle Mädchen, und war untröſtlich, wenn er den Gedanken dachte: daß doch wohl der Baron, ſeines Widerſpruchs und Sträubens ohnerachtet, ihn endlich zwingen werde, ſeinen Vorſätzen und den ſeiner Caroline gethanen heiligen Verſprechungen ohnverſchuldet — untreu werden zu müſſen. So ſaß er einſt mit ihr Arm in Arm in der Laube; weinend an ihrem Buſen heiße Thränen der Ahndung. Der Baron der ihre Zuſammenkunft bemerkt hatte, und ein Verſtändniß zu befürchten glaubte, welches ihm darum ſchon äußerſt unangenehm war, weil er wohl wußte, wie ſchwankend oft Mädchen den Mann von den feſteſten Grundſätzen machen, ſchlich mit leiſem Tritt und kaum hörbarem Athem hin an ihr Ruheplätzchen — hörte da jene gewöhnlichen verliebten Klagen über Härte eines grauſamen Vaters, über das neidiſche Geſchick, das ihren ſchönſten Wünſchen in den Weg träte, und was dergleichen herzbrechende Ergießungen der Liebe mehr waren, als ſie am Ende ſogar den Vorſatz: des Barons vorhabende Pläne zu vereiteln, es koſte auch was es wolle — mit den feurigſten Umarmungen — mit den wärmſten

herzlichsten Küssen besiegelten! — „Ha!“ dachte der Baron, „hier liegt also der Kno„ten,“ und in dem Augenblicke beschloß er, das Terrain ihrer Herzen etwas näher zu recognosciren, und sie sogleich zu einem Geständniß zu bringen, das zu seinem Vorhaben ihm vielleicht so nützlich seyn konnte. Hastig sprang er aus seinem Hinterhalte hervor, gieng mit barschem Schritt und schreckender Miene in die Laube, machte Carolinen die bittersten Vorwürfe, daß sie seine Gutmüthigkeit auf eine so grausame und undankbare Art mißbrauche, einen Menschen in solchen Vorsätzen irre zu machen, die doch einst sein größtes Glück machen würden, wandte sich dann zu Constantin, und nannte ihn einen Undankbaren, einen ungerathenen Sohn über den andern — einen Leichtsinnigen, der es wagte, den wohlmeinenden Absichten eines Vaters sich entgegenzusetzen, der nur für sein künftiges Wohl bedacht sey, und nichts mehr wünsche, als noch vor seinem Ende ihn glücklich zu sehen. Erzürnt fragte er beide, wie sie es sich unterfangen könnten, eine Leidenschaft für einander zu hegen, und sie so sorgfältig vor ihm zu verbergen, for-

derte ſie zu einem aufrichtigen offenherzigen Geſtändniß auf, wer von beiden den erſten Anlaß hierzu gegeben, und erfuhr — außer dem, daß ſie ihn beide verſicherten, ein bloßes Freundſchaftsband verbinde ſie, wozu er ja ſelbſt auf ſeinem Sterbebette ſo eifrig angemahnt habe, — auch nicht eine Sylbe, und kam, wie er wohl wünſchte und erwartete, ſeinem Ziel und Wünſchen auch nicht um ein Haar breit näher! So viel Widerſetzlichkeit — eine ſolche Hartnäckigkeit hatte er nicht erwartet.

Sogleich darauf ließ er Rüdenheim zu ſich kommen, gab auch dieſem ziemlich unſanft ſeine Unzufriedenheit zu erkennen, daß er ſein Zutrauen gänzlich gemißbraucht, und daß er ſichs kaum erklären könne, wie es nur möglich ſey, daß er ſeinen Wünſchen ſo wenig habe vorarbeiten, und einen jungen Menſchen, den er in ſeiner Kindheit immer ſo biegſam und geſchmeidig gefunden, auf ſein künftiges Glück oder Unglück nicht aufmerkſamer und bedachter habe machen können; überhäufte ihn mit den bitterſten Vorwürfen, daß er mehr Riekchens und Con-

ſtantins Wünſchen als den ſeinigen ein Genüge gethan, und ihn ſo ganz gefliſſentlich um eine ſeiner ſüßeſten Freuden gebracht habe. Rüdenheim mochte ſich vertheidigen wie er wollte, Conſtantins Vorſatz, den Stand der Gelehrten vor dem der Soldaten zu ergreifen, ſeiner natürlichen und angebohrnen Abneigung gegen letztern zuſchreiben und anrechnen, ſo gut er nur vermochte, der Baron blieb dennoch bei ſeinem Satze: ein Kind müſſe in allem ſeinen Willen dem ſeines Vaters ſubordiniren, und die Pflicht eines Hofmeiſters erfordere, ihm dergleichen Subordination nicht nur in Zeiten bekannt zu machen, ſondern auch die ſtrengſte Beobachtung dieſer heiligen Pflicht ſeinem jugendlichen Herzen tief einzuprägen, wichtig zu machen, und zu empfehlen zu ſuchen. Kurz, alle Vorſtellungen dagegen, ſo gegründet und triftig ſie immer waren, bewirkten nichts weiter, als daß ſie die Erbitterung des erzürnten Barons nur noch mehr reizten, ſo daß er auch von heute an den feſten und unwiderruflichſten Entſchluß faßte der Neigung Conſtantins zwar von nun an nicht die geringſten Hinderniſſe mehr entgegenzuſetzen,

ihn aber durch Verachtung und völlige Enterbung für seine Hartnäckigkeit nur desto empfindlicher zu strafen: ganz gewiß würde er auch diesem Vorsatz treu geblieben seyn, hätte sich nicht eben um diese Zeit in seinem Hause eine Veränderung von äußerster Wichtigkeit ereignet.

Zwölftes Kapitel.

Ein koſtbarer und nur zu theurer Blitzableiter; thut aber dennoch nicht die gehoffte Wirkung.

Nielchen, die ſich ſeit des Barons Krankheit, wo ſie in ſeiner Gunſt, ohne zu wiſſen warum, und ohne ſich einer Vernachläſſigung oder Hintanſetzung beſchuldigen zu können, ſo tief gefallen war, daß ſie ſich zu ohnmächtig fühlte, zu Conſtantins Beſten etwas bey ihm zu bewirken, verfiel, von Gram und Kummer gebeugt, in eine Krankheit — bei der die Aerzte zwar wenig von Geneſung, deſto mehr aber von unvermeidlichem Tode ſprachen. So ſehr Conſtantin und Caroline bei dem Gedanken, an ihr eine treue Mutter und Freundin, ja die noch einzige Stütze ihrer Hoffnungen zu verlieren — untröſtlich waren, ſo ſchien doch der Baron

in dieſer Hinſicht es ihnen noch zuvor zu thun, und ſie weit hinter ſich zurück zu laſſen; man ſah' in ihm weniger einen Trauernden, mehr aber einen Verzweifelnden. Mit aller Macht beſtürmten jetzt Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe ſein Herz — ſtellten ihm alle die Ungerechtigkeiten vor Augen, die er an den armen Leidenden verübt, — mahlten ihm mit den ſchrecklichſten Farben den Undank, womit er ihre Sorgfalt und Liebe in ſeiner Krankheit ſo ſchrecklich belohnt, und führten ihm endlich das Abſcheuliche ſeines Verfahrens zu Gemüthe: wie er ein Weib von ſich ſtoßen könnte, die ihm einſt mit voller Zärtlichkeit ſich ſo ganz überließ, die ihm aus allzugroßer Liebe das Edelſte dahin gab, deſſen Verluſt ihr in der Folge (ohne daß ſie ſich es ſelbſt vielleicht geſtehen wollte) oft — Ruhe, Heiterkeit und — innern Frieden raubte. Stunden und Tage lang ſtellte er ſich jetzt hin an ihr Lager, war aller Vorſtellungen und Bitten, ſeinem Schmerze Einhalt zu thun und ſein eigenes theures Leben zu ſchonen, ohnerachtet, nicht weg von ihrer Seite zu bringen, rang und faltete unaufhörlich die Hände gen Himmel, klagte

ſich unter Vergieſſung der heiſſeſten Thränen oft ſelbſt als den Urheber ihrer Krankheit an, und bat Himmel und Aerzte weinend — um baldige Rettung. Die Sterbende, die wohl fühlte, wie wenig dießmal ſein Bitten Erhörung finden würde, benutzte die letztern Augenblicke ihres Lebens ſowohl, als die wehmüthige Stimmung des Barons dazu — eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und ihrem Conſtantin zu bewirken, und, wie Mutterpflicht es heiſchte, auf ſein künftiges Beſtes, ſo viel nur immer möglich, bedacht zu ſeyn. Mit matter kaum hörbarer Stimme bat ſie den Baron, in Conſtantins und Carolinens Gegenwart, ſich ihrem Bette zu nähern, legte ihre kalte erſtarrende Hand in ſeine Rechte, und ſtrengte ihre letzten Kräfte an, um ſich der qualvollen Empfindungen zu entledigen, die ihr noch die letzten Minuten ihres Lebens erſchwerten. „Vor allem, lieber Ba„ron, (ſprach ſie langſam und feierlich) er„fülle ich eine meiner heiligſten Pflichten — „die — Ihnen für alle die Güte zu dan„ken — die Sie mir ſchenkten. Zwar ſchien „mir vor nicht langer Zeit und bis hieher der „Verluſt Ihrer Liebe zu drohen, — allein

„die Thränen, die Sie hier an meinem Ster-
„belager vergießen, ſind mir zu redende Be-
„weiſe; daß ich ſie wenigſtens nicht ganz
„verlohr. Habe ich auch vielleicht nicht alles
„gethan, was Pflicht und Hochachtung von
„mir heiſchten, ſo hoffe ich doch zu Ihrem
„edeln Herzen, daß Sie die Verzeihung, die
„Sie der Lebenden nicht ſchenken wollten, —
„doch gewiß der Sterbenden nicht verſagen
„werden! Noch nagt aber ein Kummer
„mein Herz, (Thränen erſtickten die
ſchwache Stimme) „— ein Kummer,
„der mir die herannahende Todesſtunde, ach,
„der mir noch — das letzte Röcheln qualvoll
„machen wird! – (lange Pauſe, wäh-
rend welcher ſie ſich aufzurichten
ſuchte) „Sie haben einen Sohn, Baron,
„meinem Herzen ſo theuer, und, o Gott, wie
„es ſcheint — dem Ihrigen ſo fremd! (wei-
nend, indem ſie den Baron wehmü-
thig anblickte) „Was wird aus dir nun
„werden, armer Conſtantin, wenn ich nicht
„mehr bin? — Die Mutter liegt im Todes-
„kampfe – der Vater lebt zwar noch, aber
„— Aermſter, nicht für dich! Kaum wer-
„den meine Augen geſchloſſen ſeyn — und

„mit ihnen ſind es alle Zugänge zu deines „Vaters Herzen! Sie weinen? Ach! ſag„ten mir doch Ihre Thränen, daß auch Ihr „Herz zur Rührung ſich erweichte!“ — (mit feſtem Muthe und in verſtärkendem Affekt) „Meine Stunden ſind gezählt, nur „wenig hab' ich, ich fühle es, noch zu leben; „aber — bei unſerer ehemaligen Liebe, bey dem „Gott beſchwöre ich Sie — dem ich nun „bald Rechenſchaft geben muß, wollen Sie „der Flehenden noch eine Bitte gewähren — „die letzte, die die Sterbende an Sie thut? —

Baron (in ſtummen Schmerz verlohren ſich über ſie hinwerfend) „Alles, alles, theures Riekchen! rede — „ſprich, was ſoll ich thun — was beginnen, „um dir zu zeigen, wie ſehr ich noch immer „dich liebe, wie ſchmerzlich dein Verluſt, wie „bitter und ſchrecklich mir die Trennung von „dir wird?“ —

Riekchen. (In bebendem Ton) „Ewiger, wie danke ich dir!“ (Conſtantius Hand ergreifend, und indem ſie ſie in die Rechte des Barons

legt) „Wohl denn! wollen Sie meinem „Conſtantin die Liebe wieder ſchenken, die „Sie ihm bisher entzogen? Soll das Band, „das die Natur zwiſchen ihm und Ihnen „knüpfte, von nun an aufgelöſet, oder wie„der enger befeſtiget werden? Wollen Sie „ihm durch Vaterliebe den Verluſt der Mut„ter erſetzen? Wird das Vaterherz die „Wunde heilen, die ihm der Tod der Mutter „ſchlug?“

Baron. (Conſtantin umarmend) „Die Bitte deiner ſterbenden Mutter iſt mir „heilig – ſo heilig, als das Band, wodurch „die Natur dich an mich knüpfte! – Vergeſ„ſen, vergeben, verziehen ſey dir alles, ſey „wieder mein Sohn wie zuvor, – nur wer„de edel und brav, und mache deiner Mutter „und mir noch in der Erde – Freude.“

Die Sterbende umarmte hierauf mit Inbrunſt den Baron und Conſtantin, wandte ſich aber nach einer feierlichen Pauſe zu Letzterm und Carolinen — beſonders:

„Ich weine nun nicht mehr Thränen des „Kummers, nein, Thränen der Freude! –

„nehmt also beide von einer scheidenden Mut-
„ter den Segen, der, nach meinem heiße-
„sten Wunsche, einst von der ersprießlich-
„sten Wirkung seyn mag. (Indem sie
beide unverwandt und bedenklich
ins Auge faßt) „Ihr hegt beide eine Lei-
„denschaft in eurem Busen – eine Leidenschaft,
„die euch zwar viel heitere, aber auch viel
„traurige Stunden machen kann. – Wollt
„ihr den letztern entgehen, so liebt euch rein,
„und vergeßt ja nie die Schranken der Sitt-
„samkeit und Keuschheit. Du, mein Constan-
„tin, bist von etwas sanfterem Charakter, als
„Caroline, aber in der Liebe ist dieser –
„der gefährlichste; – jeden sinnlichen Ein-
„druck nimmt er auf, — er wacht gefühlvoll,
„aber auch weichlich, und – vor Weichlich-
„keit hüte dich — ihre nächste Gefährtin —
„ist die Wollust. (mit ahndendem Ge-
fühl und innerm Beben) „Mich schau-
„derts, wenn ich dich einst auf einem so
„schlüpfrigen Pfade wissen sollte. — Tugend
„und Schamhaftigkeit sind dann unwieder-
„bringlich verlohren, und wehe dir dann und
„Carolinen, wenn ihr so tief fallen solltet! —
„Dein Vater würde dich von sich stoßen —

„und die Welt euch verachten; ihr würdet
„Spiele des ungewiſſen Schickſals werden,
„und euer endliches Loos würde — Schande
„und Verzweiflung ſeyn! (ſich aufrich-
tend und indem ſie ſich zwingt die
erſtorbenen Hände in die Conſtan-
tins und Carolinens zulegen) „Ge-
„lobt mir alſo noch in dieſen letzten wichtigen
„Augenblicken, nie zu weichen vom Pfade der
„Tugend, nie zu übertreten die Schranken
„der Sittſamkeit und Keuſchheit, nur in rei-
„ner, beſcheidener Liebe euer ganzes Glück
„zu ſuchen, und in allem den Vorſchriften
„der Vernunft und der Religion zu folgen.
„Dann aber auch, nur dann erſt werdet ihr
„wahrhaft glücklich ſeyn, werdet ruhig, wie
„ich, einſt auf die durchlebte Laufbahn zu-
„rückſehen, und ewig das Andenken einer
„Mutter ſegnen, die mit dem innigſten feu-
„rigſten Flehen für euer Wohl — gelaſſen
„dem Tode ſich nähert. (ſich aufs neue
ermannend mit inniger Rührung)
„Noch einmal hört den Zuruf eurer Mut-
„ter: Kinder, vergeßt es nicht, daß
„der erſte Schritt zum Laſter der
„letzte auf der Bahn der Tugend

„und der wahren Glückseligkeit ist.
„— Seht die Thräne, die in meinem Auge
„zittert — fühlt, wie mein Herz so bange
„klopft, —! ach! laßt es keine bange
„Ahndung klopfen!"

Immer schwächer und unhörbarer wurde jetzt ihre Stimme; nochmals hielt sie die kalte Hand empor, welche der Baron, Constantin und Caroline wehmüthig umfaßten, sah' sie alle mitleidsvoll an — göttliche Ruhe strahlte von ihrer Stirn, und — entflohen war ihr Geist der irdischen Hülle. — Segenswünsche begleiteten ihn in die friedlichen Wohnungen jenseits des Grabes! — Du hast ausgelitten, sanfte Dulderin! kein Kummer trübt mehr dein Auge — kein banges Ahnden beklemmt mehr deine Brust — manchen bittern Leiden bist du enteilt — denn wenig waren mehr der Freuden hienieden für dich — ruhe sanft — ewiger Frieden deiner Asche! —

Dreizehntes Kapitel.

Die Stunde der Trennung ſchlägt. Ein Ring, wie es wenige giebt.

Noch lange Zeit nach dieſem Todesfalle ſchien des Barons Schloß nur eine Stätte des Klagens und Jammerns zu ſeyn; niemand machte eine heitere frohe Miene; — auf des Barons Stirne ſaß tiefe Schwermuth und düſtre Melancholie begraben; nur Conſtantin vermochte zuweilen, ſeine Caroline am Arm — die treue Mutter zu vergeſſen. Rüdenheim ſuchte ihn jetzt mehr wie jemals zu ſeiner endlichen Beſtimmung vorzubereiten, um ſo mehr, da beſonders die letzte Hälfte des Jahres heran nahete, wo der Baron ſeine Entfernung wünſchte, und er ſich auch wirklich reif fühlte, eine höhere Laufbahn zu betreten. Er ließ es auch jetzt an keinem nur erſinnlichen Fleiße fehlen, um die letzten Stunden ſeines Unterrichts ſo

weiſe zu benutzen, daß er alles ſich zu eigen machte, was einem Jüngling zu dieſem Schritte ſo unentbehrlich iſt, und deſſen Nichtbeſitz man ſpäterhin oft ſo theuer bezahlen muß. Die Abendſtunden waren der Unterhaltung mit ſeiner Caroline geweiht, und um auch dieſe wieder zu ergänzen, ſaß er oft die Hälfte der Nacht im tiefſten Nachdenken vergraben, und die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne weckten ihn ſchon wieder zu neuer Thätigkeit und Fleiße. So vergiengen die wenigen Wochen, die ihm in des Barons Hauſe noch übrig waren, unter abwechſelndem Fleiße und den Freuden reiner, keuſcher — Liebe. — Caroline war untröſtlich, wenn ſie an baldige Trennung dachte, umfaßte ihren Conſtantin mit den Armen der Zärtlichkeit ſo innig und feſt, als wollte ſie dem Trutz bieten, der ihn ihr zu entreißen wagte! Eines Abends vor ihrem Scheiden gab ihr Conſtantin in ſüßer Umarmung und unter den wärmſten Verſicherungen ſeiner treuen unwandelbaren Liebe, in der mit ihren Seufzern ſchon längſt vertrauten Ahornlaube — einen Ring. „Ich, ſprach er, (in männlichem feſtem Tone) „bedarf

„zwar in der Entfernung keines Antriebes,
„keines Gegenſtandes — keines Denkmals,
„um ſtets Deiner und Deiner ſüßen Liebe
„mich zu erinnern, nein! jeder Gedanke,
„den in den Stunden der Ruhe ich denke,
„ſoll Dir geweiht, jede meiner Empfindun-
„gen den Gefühlen unſerer reinen ſeligen Lie-
„be geeiguet ſeyn! Nie wird es einer Ande-
„ren gelingen, durch alle ihre fein ſtudierten
„Buhlerkünſte das geliebte Bild meiner theu-
„ren Caroline aus dieſem Herzen zu reißen –
„das nur Gefühl für Dich hat!“ (Langſam
und mit Würde) „Kann und wird aber
„die Zeit auch Deine Liebe zu mir nicht ver-
„ringern? wirſt Du immer mit der zärtli-
„chen Anhänglichkeit deinem Conſtantin treu
„ſeyn, wie jetzt?“ (mit fürchterlich rol-
lenden Augen) „Wehe Dir, wenn Du
„das Herz, das Du raubteſt, durch Untreue
„kränkteſt! überleben würde es zwar dieſe
„Hölle nicht – denn Verzweiflung würde
„mein Loos ſeyn; — aber ſtets würde mein
„drohender Schatten Dir zur Seite ſte-
„hen — die Freuden des Tages Dir ſtöh-
„ren — die Ruhe der ſtillen Nacht Dir rau-
„ben — mein letzter Athemzug würde Fluch

„— mein letztes Röcheln Verwünschung für „die Verbrecherin seyn!“ (in erhabenem Tone und innerm Grausen) „Am Rich„terstuhle der Allmacht würde mein verzwei„felnder Geist Dich anklagen — um schreck„liche Rache den Himmel flehen — seine „Donner würden über die Untreue zusam„menrollen, — seine Blitze Dich vernichten, „— mein blutender Körper würde nie von „Dir weichen, bei Tage Dich ängstigen, „und am Abend in die Schlafkammer des „neuen Buhlen Dir folgen, — jeder Kuß „würde zu höllischem Feuer, jede Umarmung „zu höllischer Marter werden — indem Du „glaubtest, in den Armen des Geliebten zu „ruhen — würdest Du meinen kalten Leich„nam umfassen — Schrecken und Grausen „würde Dich foltern, und ewige —“

Caroline. (mit beklommener Brust und innerer Hastigkeit ihm um den Hals fallend) „Halt ein, Con„stantin! um Gottes willen halt ein! Du „bist schrecklich, bist grausam, zernagst mit „qualvollen Martern mein armes Herz. — (gefaßt) „Der erste Schritt, den ich von

„der Bahn der Treue thue — sey der nächste „in mein Grab! Wehe dem, der zuerst das „Bündniß bricht, das Gott und unsere Her„zen knüpften!"

Constantin schien nun wieder beruhigt, und auch sie von jenen heftigen Aufwallungen wieder zurückgebracht, und war eben im Begriff, den Ring an ihre Hand zu befestigen, als Constantin aufs neue mit furchtbarer, schreckender Miene sie ins Auge faßte. „Bist Du leichtsinnig genug, ein Pfand der „Treue Dir anzumaßen — und kennst noch „nicht dessen ganze Wichtigkeit und innern „Gehalt?" (indem er ihr hastig den Ring vorhält, und auf die darein gestochenen Worte zeigt) — „Lies hier „— fürchte aber (mit drohender Miene) „im Uebertretungsfall die Rache „des Höchsten." Zitternd und angstvoll nahm sie ihn in die Hand, und Schauder ergriff alle ihre Gebeine, als sie die Worte las: Fluch und Rache der Untreuen. Doch bald sammelte sie sich wieder, umarmte mit der feurigsten Inbrunst ihren Constantin; laut pochte ihr Busen an seinem Herzen, und

weinend ſprach ſie: „Ja, Fluch und ewige „Rache der Untreuen!“

Wenige Wochen darauf reichte auch ſie ihm einen ähnlichen Ring von ihrem Haar umflochten, mit den Worten: „Sieh' hier, „Conſtantin, ich bin nicht ſo grauſam, wie „Du; ich kenne Dein Herz; Mißtrauen in „Deine Treue wäre Hochverrath an einer „Engelſeele.“ (weinend, indem ſie ihn ſelbſt an ſeinem Finger befeſtigt) „Trage ihn, Geliebter! nie komme 'er von „dieſer Hand, und immer denke an die Wor„te, die ſeinen Werth erhöhen: (die eben„falls in denſelben eingegraben wa„ren) Segen meinem Conſtantin!“

So viel Sanftmuth — ſo viel Güte und Zutrauen hatte Conſtantin nicht erwartet: in feurigen Umarmungen entſchwanden ihnen die noch übrigen Stunden, und nur die kühlen Abendlüfte brachten ſie ins Schloß zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Scheiden — schrecklicher Gedanke! unterliegen würde deiner Last das arme Herz; nur die Hoffnung des Wiedersehens hält es aufrecht!

Alle nöthigen Anstalten zur baldigen Abreise wurden nun getroffen; der Baron sah ihnen den Anschein nach gelassen, doch im Herzen mit vieler Unmuth zu. Caroline war untröstlich; weinend sah sie am Tage wehmuthsvoll ihren Geliebten an, und unruhige Träume raubten ihr den nächtlichen Schlaf. Der Tag der Abreise nahte immer näher heran — diese Nacht war die letzte, die letzte, die er im väterlichen Hause durchschlummerte, — der frühe Morgen weckte ihn zu Auftritten des Klagens und Weinens. Nach seinem Erwachen gieng er sogleich zum Baron, den er schon völlig angekleidet, in tie-

fen Betrachtungen verloren — an seinem Pulte traf. Mit Thränen warf er sich ihm in die Arme, flehte nochmals um Verzeihung des vorhabenden Schrittes wegen, und bat um künftige Unterstützung und — seinen väterlichen Segen. (Lange Pause, während welcher der Baron immer mürrisch vor sich hinsieht, ihn aber dennoch endlich mit bedeutender Miene „anblickt) Dir zu vergeben," sprach er ziemlich kalt, habe ich deiner sterbenden Mutter „versprochen, ich halte feierlich mein gegebenes Wort. Was ich dir noch vor deinem „Abschiede zu sagen hätte, wird Herr Rüdenheim an meiner Stelle thun; (mit durchdringendem Ton) „nur dies einzige „vernimm noch aus meinem Munde: machst „du dich durch einen unedlen Schritt meiner Fürsorge und Vatergüte unwerth — „so wage es nie wieder mir unter die Augen „zu treten!" Und hiermit entließ er ihn. — Bitterer und trauriger aber war der Abschied von Carolinen; das arme Mädchen hieng so fest an seinem Halse, als ahndete sie kein glückliches Wiedersehen; sie wollte ihm noch so viel sagen — manches noch mit ihm reden,

aber Thränen erſtickten die ſchwache Stimme. „Sey ruhig, ſprach Conſtantin, wei„ne nicht, bete lieber für mich! die Bitten „eines Engels werden gewiß erhört, denn „jetzt, Caroline — thue ich einen wichtigen „Schritt zum Ziele.“ — Thränen netzten das ſchöne Auge, als er ſich gewaltſam aus ihren Armen riß; — ſo haſtig, als er vermochte, ſtieg er in den Wagen, der ſchnell mit ihm davon flog und ihn Carolinens nachfolgenden Blicken entzog. Um dem Fliehenden noch einmal nachzublicken, ſtieg ſie auf den Schloßthurm, aber! — ſchon war er ihren Augen entrückt.

Noch unbekannt mit den neuen und ungewohnten Gefühlen, die bisher ihre Bruſt engten, liebte die gute Seele ihren Conſtantin mit einer Zärtlichkeit — wie ſie ein reines unſchuldsvolles Herz nur fühlen kann. Sahe ſie nur ihn, ſo waren alle Forderungen ihres Herzens befriedigt — aber ſich nun getrennt von ihm zu ſehen — o das war ihr ſchwer zu tragen. Er war bereits ihrem Herzen ſo theuer, durch das elektriſche himmliſche Feuer der Liebe ſo unentbehrlich,

daß es, ohne ihn zu leben, eine Laſt ihr war, die ſie ſchwerer drückte, als ihr armes Herz es tragen konnte. War ſie allein und unbemerkt, ſo floſſen heiße innige Thränen, und der Kummer, der an ihrem ſchönen Herzen nagte, war um ſo wüthender, da ſie ihn ohne Mittheilung in ſich verſchließen mußte. Den Baron einen Zeugen ihres Jammers ſeyn zu laſſen, durfte ſie nicht wagen, — ſie fürchtete ſeine Hitze, die jetzt um ſo heftiger werden konnte, je mürriſcher und übelgelaunter er ſeit Conſtantins Abreiſe, einem gefürchteten Unholde gleich — im Schloſſe herum zog! Einſam ſchlich alſo das arme leidende Geſchöpf in der ganzen Gegend umher und — jammerte im Stillen. Jeder Baum, jede Laube, jeder grünende Hügel war einſt Zeuge ihres namenloſen Glückes in Conſtantins heißen Umarmungen, — und mit verneuertem Zauber riefen ſie die unſchuldig genoſſenen Freuden der Vergangenheit — in ihre Seele zurück. Das Feuer ihrer ſchönen Augen erloſch — Bläſſe des Todes überzog die ſonſt roſigen Wangen — der Mund, der ſonſt nur der Freude und Wonne ſich öffnete — hatte jetzt blos bange Seufzer und

Klagen. Einſam ſaß ſie auf ihrem Zimmer, und ihr thränennaſſes Auge hieng ſtets an Conſtantins Bildniß und dem ihr verehrten Ringe.

Dem liebenden Conſtantin gieng es indeß nicht viel beſſer. Auch er fühlte ſo viel Leere in allen ſeinen Beſchäftigungen, die nichts als Carolinens Gegenwart und ihre heiße liebevolle Umarmung auszufüllen vermochten. Entſchloſſen warf er ſich jedoch dem Studium der Rechte in die Arme. Sein Geiſt fand die Nahrung, die er ſuchte: — aus allen Kräften arbeitete er in ſeiner neuen Sphäre dem vorgeſteckten Ziele entgegen. Von allen Geſellſchaften zog er ſich hinweg und mehr und mehr in ſich ſelbſt zurück, denn nur auf ſeinem neuen Pfade fand er, abweſend von Carolinen, ſeine alleinige und beſte Unterhaltung, und unangenehm füllte ihm ſein Studium jede leere Stunde aus. Die Einſamkeit war ſeine liebſte Gefährtinn; dahin begleiteten ihn die Schriften älterer und neuer Gelehrten, und nur Rüdenheims wiederhohlte Einladungen vermochten es zuweilen ihn in menſchliche Geſellſchaft zu brin-

gen. So erwarb er ſich in kurzer Zeit die Liebe ſeiner Lehrer und aller, die ihn kannten. Viele rührte ſein Unmuth und trauriges Schickſal, und viele ſchüttelten über ſeine vermeinte Empfindelei höhniſch den leeren Schädel. Conſtantin ließ ſich nicht irre machen; der Gedanke an ſeine Caroline ſtärkte ihn in ſeinem Beſtreben, und die frohe Ausſicht auf eine heitere Zukunft belebte ſeinen Muth. Abwechſelnd erhielt er Briefe von ſeiner Geliebten, nie aber von ſeinem mürriſchen Vater. Ihn grollte noch immer tief im Herzen ſein gekränkter Ehrgeiz, und niemand fühlte die Folgen davon jetzt mehr, als das arme liebende Mädchen. Allein ſie ertrug alles geduldig: auch ihr glänzten von fern her lieblich die goldenen Strahlen einer freudigern Zukunft, und der Gedanke an Conſtantin machte alle Leiden vergeſſen.

Mitlerweile war ein Jahr ſeiner in H. verlebten akademiſchen Laufbahn verſtrichen, als er auf Carolinens wiederholtes ängſtliches Bitten ſeinen Vater beſcheiden um die Erlaubniß bat, ihn auf einige Wochen beſuchen, und ihm die Beweiſe ſeiner kindlichen

Ehrfurcht und Ergebenheit persönlich an den Tag legen zu dürfen. — Außerordentliche Freude schien dem Baron dieser Antrag, ohnerachtet er ihm sein Gesuch gewährte, eben nicht zu machen; desto größer aber war die Freude und das Entzücken bei Carolinen. Mit Ungeduld zählte sie jede Stunde, jede Minute bis zu ihres Geliebten baldiger Ankunft, und nie hatte man mehr Heiterkeit und innigere Zufriedenheit auf ihrer heitern sorgenfreyen Stirne thronen sehen, als jetzt. So gut sie es im Stande war, ordnete sie ihr kleines Zimmer, suchte diejenigen Kleider hervor, die Constantin am liebsten an ihr erblickte, und war oft in den Stunden ihrer süßen Schwärmereien so ungezwungen freudig und ausgelassen kindisch, daß sie jeden, der ihr zu nahe kam, zum Theilnehmer ihrer nahen Freude machen wollte. Das arme Mädchen dachte freilich nicht daran, daß oft der größten Freude die Trauer auf dem Fuße folgt. — Noch hatte sie zwei Tage bis zu seiner Ankunft zu hoffen, und ach, wie langsam floß ihr jede Stunde derselben dahin, wie heftig pochte — wie ängstlich schlug ihr das arme Herz, als auch die letzten heran-

naheten, und noch immer kein Geliebter zu ſehen war! Hundertmal wohl beſtieg ſie den hohen Schloßthurm, um den Kommenden ſchon von weitem zu erblicken, aber umſonſt. Der Drang ihres Herzens ließ ſie nicht länger im Schloſſe bleiben; auf dem nahen Jägerhauſe wollte ſie ſeine Ankunft erwarten, wollte ihn auf das unerwartetſte und angenehmſte überraſchen, aber auch hier waren ihre Hoffnungen vergebens. Die ſich neigende Sonne mahnte ſie zur Rückkehr, und angſtvoll mit beklommenem Herzen eilte ſie nach dem Schloſſe zurück. – Bei ihrem Eintritt erfuhr ſie des Barons plötzliche Abreiſe nach G., und dieſe Nachricht, ſo befremdend ſie ihr immer war, konnte doch die Bangigkeit über des Geliebten Außenbleiben auf keine Weiſe aus ihrer Seele vertilgen. Sie ſah oft noch zu ihrem kleinen Fenſter hinaus, konnte aber mit aller Anſtrengung ihres Gehörs auch nicht das Geringſte von dem fernen Raſſeln eines herannahenden Wagens vernehmen; Alles legte ſich im Schloſſe zur Ruhe nieder, und auch ſie ſuchte und wünſchte den Schlaf, der Leidenden Tröſter.

Vierzehntes Kapitel.

Weint mit mir den Gefallenen eine Zähre!
und wer zu schwach ist — wende das Auge
hinweg!

Lange lag schon das ganze Schloß in tiefem Schlummer versenkt, als endlich in der Mitternachtsstunde Constantin und Rüdenheim daselbst anlangten, und nach vielem vergeblichem Pochen und Klopfen die Schnarchenden endlich ermunterten. „Wo ist Ca„roline?“ rief Constantin freudig dem öffnenden Schloßvogte zu, „wo ist meine Caro„line?“ — „O die liegt schon lange in tie„fem Schlafe, hat den ganzen Tag über „ängstlich Ihre Ankunft erwartet und doch „vergebens gehofft.—“

„Und wo ist mein Vater?“ — „Den wer„den Sie unter zwei Tagen wohl schwerlich „sprechen können, denn heute Nachmittag ist

„er nach B. verreiſt.“ — Leiſe giengen ſie nun ins Schloß hinein — kaum daß ſie frei athmeten, um niemanden ihre Gegenwart ahnden zu laſſen. — „Wie wird ſich mor„gen meine Caroline freuen,“ ſprach Conſtantin zu Rüdenheim, „wenn ſie nun beim Er„wachen die Nachricht hört, daß ſie ihren Ge„liebten nun wieder umarmen ſoll! O das „wird ein Tag der Freude werden, als ich „deren noch keinen erlebte; eine Wonne wer„de ich von ihren Lippen ſaugen, deren Ent„zücken ſchon im Voraus mein ganzes We„ſen belebt.“

Rüdenheim legte ſich, da er Ermüdung fühlte, ſehr bald zur Ruhe, und Conſtantin folgte ihm in wenig Minuten darauf ebenfalls nach. Der Bediente führte ihn nicht in ſeine ehemalige Stube, ſondern in eine andere auf dem linken Flügel des Schloſſes. Er gieng hier an einem Zimmer vorbei, an dem er den Schlüſſel angeſteckt fand. Unbekannte Gefühle ſchienen ſich ſeiner zu bemächtigen — er war wie an den Boden gewurzelt. Aengſtlich fragte er den leuchtenden Wilhelm, wer ſich in demſelben befinde —

und namenlose wehmüthige Freude lähmte fast seine Zunge, als er hörte, es sey das Schlafzimmer — seiner Caroline. Lange schon hatte sich Wilhelm entfernt, und immer stand er noch mitten im Zimmer, einer Statüe gleich, empfindungslos — ohne Besinnung. (Endlich wie aus einem Traume erwachend, mit inniger Wonne, und indem er beide Arme in einander schlägt) „Ob wohl der holde Engel „schläft, und träumend noch an mich denkt? „ob vielleicht ihre Phantasie mit den Bildern „unserer zärtlichen Liebe sie umgaukelt? O „wäre mir ihre Ruhe nicht so theuer, hin „wollte ich noch diesen Augenblick an ihr „Bette und wonnetrunken an ihrem herrli„chen Anblicke mich weiden.“

Schnell kleidete er sich aus, legte den bereit liegenden Schlafrock um, und mit erneuertem Feuer erwachte die Begierde sie zu sehen! Langsamen und leisen Trittes schlich er hin an ihr Zimmer, suchte es mit der größten Behutsamkeit zu öffnen — stellte das brennende Licht hin an den Eingang der Thür, und nur ein matter schwacher

Schimmer fiel, auf der Schlafenden weiches Lager.

Da lag sie, die Göttin, ausgegossen war über ihr ganzes Wesen eine heitere Ruhe — ein sanftes Schmachten. — Um den halb geöffneten Mund schwamm ein süßes Lächeln, Ruhe der Seligen schwebte auf ihrer Stirn — Rosen der Tugend glüheten auf ihren Wangen. — Auf dem einen Ende des Küssens lag vor ihm ihr Lilienarm, gerundet wie der Arm einer Venus. In leichten Wogen hob sich der volle elastische Busen, der neidische Schleier war hinweggeschoben — alle Reize lagen vor ihm entfaltet. — Unter seinen Augen entschwanden jetzt — Himmel und Erde. Hingebeugt nach ihr stand er da, als wollte er gierig auf einen einzigen Zug alle ihre Reize verschlingen. Mehreremal wollte er schon einen sanften Kuß auf ihre Lippen drücken und sie verlassen, aber immer stand er wieder da, in wonnetrunkenem Anschauen verlohren, wie an den Boden befestigt — ein böser Dämon hielt ihn zurück. Endlich — Himmel! jetzt hält er seinen Mund an ihre Lippen — will sie küssen und — sie erwachte.

Wie von einem angenehmen Traume überraſcht, deſſen Wirklichkeit man noch bezweifelt, richtete ſie ſich in die Höhe; die Heftigkeit des erſten Eindrucks ſchien ihr Sprache und Leben benommen zu haben — bis ihre Gefühle ſich ſammelten, ſie unwillkührlich den zarten Lilienarm nach ihm ausbreitete, — und beide endlich mit dem Ausrufe des ſeelenvolleſten Entzückens ſich an den Buſen ſtürzten. „So iſt es wirklich „kein Traum, der mich täuſcht? ich habe Dich „wieder, halte Dich wieder in meinen Armen? O Conſtantin, wie viel bange Stunden haſt Du mir heute gemacht! wie ſtörten ſchreckende Traumbilder meinen ſüßeſten Schlaf! — wie ängſtlich zählte ich jeden Sekundenſchlag! wie feurig ſtürmte „mein ungeduldiges Herz Deiner Umarmung „entgegen — wenn ich in jedem kleinen Geräuſche — in jedem leiſen Flüſtern der Abendwinde Dich zu hören glaubte!“

Conſtantin. (in einer neuen zärtlichen Umarmung) „O meine Caroline, „hemme nicht muthwillig die ſeligen Gefühle meines Entzückens — das Feuer

„meiner Zärtlichkeit — die Wonne, die so leb-
„haft in meinen Augen sich spiegelt! (mit
„verdoppeltem Feuer sie in seine
„Arme schließend) Caroline! Caroline!
„wie namenlos glücklich machst Du mich! —
„Deine Umarmung, Dein Blick, Deine
„Küsse — welchen unaussprechlich hohen Werth
„geben sie dieser Stunde!"

Hier lag nun Constantin an ihrer glühenden Wange, sein Arm umschlang ihren Nacken — brennende Küsse glühten auf ihren Lippen. — Wollüstig schmolzen, in vollem Gefühle verlohren, ihre matten hinsterbenden Blicke in eins zusammen, — in wollüstig wilden Wellen hob sich ihr schöner fesselfreier Busen, und in starken Schlägen stürmte er an seinem Herzen. — Die Gluth der Wangen verrieth die Gefühle, die in halblauten Seufzern aus ihrem tobenden Busen sich drängten — in dem üppigen Wirbeltanze ihrer Sinne waren sie keines Gedankens fähig! — Glühender wurde das Feuer ihrer Küsse — immer stürmischer das Wogen ihres Busens an dem seinigen — ihr wollüstiger Blick starb in seinem trunkenen Auge! —

„Meine Caroline!“ ſtammelte Conſtantin und breitete ſeine Arme zu einer neuen glühenden Umarmung nach ihr aus. „Mein Conſtan„tin!“ lallte ſie mit ſchmachtender verlangender Sehnſucht, „wie namenlos ſelig machſt „Du mich! Fühlſt Du es in dieſen Küſſen „— in dieſem wollüſtigen Stürmen meines „Herzens, daß ich ganz Dein bin? O! „dieſer Gluth meiner ſtürmiſchen Leidenſchaft, „o dieſes Drängens meines wallenden Bu„ſens! o Conſtantin, ganz bin ich Dein — „fordere alles!“

Durch ſeine brennenden Küſſe waren ihre Gefühle zu dem höchſten Grad empor getrieben; länger vermochte ſie nicht zu widerſtehen; ihr guter Genius wandte thränend ſeinen naſſen Blick von dieſer Szene und — die Unſchuld fiel.

Funfzehntes Kapitel.

Wer Ohren hat — der höre! Und wer ein Herz hat — der fühle!

— Der Taumel der Wolluſt war vorüber, aber ſchrecklich Conſtantins Erwachen! „Gott,“ ſchrie er im heftigſten Ausbruch des wüthendſten Schmerzes, „Gott, was hab' ich „gethan? Unſchuld und Tugend hab' ich „gemordet — einer Engelsſeele die Ruhe „geraubt, die ihr ganzes Glück hienieden war. „O ich Elender! bin ich wohl ihres Anblik„kes werth? war ich wohl des Zutrauens „eines ſo edlen Mädchens würdig, die ich „nun ſo ſchändlich betrogen — ſo ſträflich, „ſo abſcheulich hintergangen habe? Werde „ich wohl getroſt und ungeſcheut Dir je„mals wieder unter die Augen treten, Dich „mit dem reinen ſeligen Gefühl eines guten „unverletzten Gewiſſens wieder anblicken kön-

„nen? — Nein, Edle! verſtoß mich, tritt „einen Nichtswürdigen mit Füßen, der ſo „freventlich die heiligſten Geſetze der Natur „entweihte, — eine Natter, die in Deinen „keuſchen Buſen ſich ſtahl, – ein Ungeheuer, „das durch ſeinen wollüſtigen Hauch eine „Roſe vergiftete – deren nur erſt aufkeimen„de Knospen einſt – eine ſo herrliche Blüthe „verſprachen." (Mit funkelnden und wild rollenden Augen) „Fluche mir, „wenn Du kannſt – Dein Fluch iſt mir jetzt „Wohlthat -- Dein Segen würde mich zur „Erde beugen." (mit innerem Gefühl) „Gott! Gott! wie konnte ich ſo tief fallen, „wie ſo ganz herabſinken zum niedrigſten „deiner Geſchöpfe, — wie ſo ganz meine „angeſtammte Würde vergeſſen, und ein Tu„gendgefühl verläugnen, das vor wenig Au„genblicken – mich noch ſo glücklich machte!" (Die Augen gen Himmel wendend und mit Rührung) „Geiſt, ſeliger Geiſt „meiner Mutter, ſchaue hernieder von deiner „Höhe! Sieh hier den Elenden, der es nicht „mehr wagt — ſich deinen Sohn zu nennen „– der ſo leichtſinnig alle deine Ermahnungen „vergaß, — der nur der Stimme der Wolluſt

„ſein Ohr lieh, und — dem ängſtlichem Rufe „der Vernunft widerſtand; — der noch vor „wenig Augenblicken der edelſte Jüngling „und nun — der abſcheulichſte Verbrecher „iſt. — Ja ich fühle es, du hatteſt wahr „geredet: Folge der Stimme der Wol„luſt nicht, dein endliches Loos „wird Schande und Verzweiflung „ſeyn. Du ſprachſt wahr; ſchon jetzt fühle „ich's — ich bin ganz elend — ich habe das „Herz eines Mädchens verdorben — habe „meine eigne Tugend verlohren — und mit „ihr vielleicht Carolinens Liebe, o! eine „Liebe, die mein Alles war.“ Carolinens Zurückhalten ohnerachtet raffte er ſich zuſammen, wankte ſchwermüthig ſeinem Zimmer zu — und ſuchte vergebens die Ruhe, die ehedem der wohlthätige Schlaf ſo gern dem Tugendhaften gewährte.

Carolinens Empfindungen waren indeß von ganz anderer Art. Noch ſchwellte wollüſtiges Feuer ihre ſtrotzenden Adern — noch war ſie wonnetrunken von dem Gefühl des genoſſenen Glückes, ihr Buſen wogte noch hörbar von innerer Gluth — ihr Auge

ſchwamm, — nicht in Thränen der Reue, nein! — in Thränen der glühendſten Wollust. — Conſtantin erhob ſich am Morgen von ſeinem Lager — ſo trübſinnig als er es beſtiegen hatte — kein Schlaf hatte ſein Auge erquickt; — Caroline genoß noch im Schlummer; — ihren Augen ſtellten ſich, im ſüßen Traume Szenen der genoſſenen Liebe dar — und die Phantaſie malte ſie zu den üppigſten Gruppen!

Als ſie beim Erwachen ihren Conſtantin lange vergebens erwartet hatte, gieng ſie ſelbſt, ihn auf ſeiner Stube aufzuſuchen. Hier ſaß er, Schwermuth im Auge, Verzweiflung auf der Stirn — Verwünſchung auf den Lippen — tief in ſich ſelbſt gekehrt. —

Caroline. (ihn umarmend und feſt an ſich drückend) Warum ſo traurig, guter Conſtantin? warum ſo ſchwermüthig nach einem ſo ſüßen Genuß?

Conſtantin. (ſich von ihr los windend in vollem Erſtaunen) Gott! — was hör' ich? — So eben erwartete ich Fluch von Deinen Lippen —

und Du kannſt ſo großmüthig dem Frevler verzeihen — kannſt vergeſſen, daß er Unſchuld — Ehre — Ruhe — und alles Dir raubte?

Caroline. (von neuem ihn umarmend und indem ſie mit Gefühl ihn küßt) Und mit ſolchen trügeriſchen Phantaſien kann man ſich täuſchen? — Der Geliebte, der die erſten Anſprüche auf mein Herz und mein Alles hat? — dem ich ſo gern mich übergab? — der durch ſeine heiße Liebe mich ſo unendlich glücklich machte? — der durch einen Genuß mir Stunden der Wonne gewährte, die Jahre von Leiden aufwiegen? — der mir eben dadurch ſo deutlich bewies, daß ich von nun an ihm ganz gehöre, von nun an ganz ſein bin! — und dieſer Conſtantin wollte durch leere Schwärmereien das Andenken an einen ſo überguß ſüßen und ſeligen Genuß ſich verbittern? — (Lange Pauſe, während welcher ſie nachzudenken ſcheint) Oder — ſollte ich mich in Dir irren? — wären Deine Abſichten nicht rein, nicht lauter? — Solteſt Du wohl Böſewicht genug ſeyn,

das Mädchen einſt zu verlaſſen, die geſtern noch Dir mit ſo glühender Liebe lohnte, ſich ganz Dir hingab — die ſich ſo ſelig in dem Gedanken fühlte, ihren Conſtantin ganz zu beſitzen? (entſchloſſen und mit kühnem Blick ihm unter die Augen tretend) Dann wärſt Du Mörder meiner Tugend — meiner Ruhe — und meines Glücks zugleich! — Dann wehe Dir und mir! zentnerſchwer würde mein Fluch Dich drücken — ein ſteter Wurm würde an Deinem ſchwarzen Herzen nagen! (mit funkelnden Augen und emporgehobenen Händen auf ihn eingehend) Dann ſtoße mir lieber den erſten Dolch tief in die Bruſt — vernichte mich von der Erde, die ich dann verabſcheute — ende ein Leben, das nur Fluch für mich wäre — ſtoß mich darnieder — und ich will Dir nicht fluchen, nein! — mein letztes Röcheln noch ſoll Segen für den Geliebten ſeyn!

Conſtantin. (mit Ungeſtüm auf ſie einſtürzend und ihren ſchlanken Leib umfaſſend und in vorigem Feuer ſie küſſend) Alſo iſts kein Traum.

also iſts Wirklichkeit, daß Du dem Verbrecher verzeihſt, — dem Verbrecher, dem es von nun an zweifache Pflicht iſt, Dir ganz zu leben — nur in Deiner Liebe ſein einziges Glück zu ſuchen — Dir ewig treu, Deiner nie zu vergeſſen — und (in voller Würde) mit Eifer nach dem Ziele zu ringen, das ihm Deinen baldigen völligen Beſitz gewährt?

Caroline. (Ihn mit Küſſen bedeckend, in vollem Feuer) Nein! ich irre mich nicht in Dir, Du biſt edel, wirſt das liebetrunkene Mädchen nicht verachten — nicht verlaſſen, die ſich Dir ganz dahin gab. (In unausſprechlichem Gefühl) O Conſtantin, wie glücklich haſt Du mich gemacht! Glaube mir, jene Minuten der belohnten Liebe — waren die ſeligſten meines Lebens — in ihnen fühlte ich mehr, als auch die kühnſten Wünſche erwarten können.

So ſchilderte Caroline durch ihre ſüße Schwärmerei ſich und Conſtantin in ſorgloſen Schlummer ein. Weit beruhigter ſchlief er heute von ihr als geſtern; er erblickte zu

nun nicht mehr in ihr das arme betrogene, um Unſchuld — Ruhe und Zufriedenheit gebrachte Mädchen! nein, blos den ſchönen Gegenſtand belohnter Liebe ſah' er in ihr; Er — war der ſüße Verbrecher und Sie — die belohnte Geliebte.

Wie doch das arme Herz durch elende Sophiſterei ſich oft ſchändlich täuſchen läßt — wie es doch ſo gern dem Glauben beimißt, womit die Sinnlichkeit ihre Laſter zu beſchönigen ſucht!

Sechzehntes Kapitel.

Unschuld verloren — alles verloren!

Inniger als jemals hiengen sie jetzt an einander, und ihr schönstes Fest war immer — die Feier belohnter Liebe. Der Baron kam indeß von seiner Reise zurück, und hörte mit Erstaunen von seinen Kreaturen: daß Constantin für nichts Gefühl habe, als für den Umgang mit seiner Caroline. Dem Anschein nach empfieng er ihn mit vieler Aufmerksamkeit und Güte, machte ihm aber sogleich die Nachricht bekannt: daß er für seinen bisherigen Hofmeister eine Stelle erledigt habe, die er durch ihn zu besetzen und ihm dadurch einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für die bisher geleisteten Dienste zu geben, Ihn (Constantin) selbst aber, da er die Jahre des reifern Nachdenkens nunmehr erreicht, seiner eigenen Leitung zu überlassen gesonnen sey. — So unerwartet und unangenehm

auch eines Theils dieſe Nachricht unſerm Conſtantin war, ſo ſchien er doch auch in gewiſſer Hinſicht nicht außerordentlich verlegen darüber zu ſeyn. Gelaſſen hörte er des Barons Befehl an, und erwiederte nur mit wenig Worten: „daß ihm das Zutrauen, „welches der Herr Baron in ihn zu ſetzen „die Gnade habe, außerordentlich ſchmeichle, „daß er auch in Zukunft nach Kräften deſſel„ben ſich würdig machen wolle, und daß in „allem ſein Wille blos dem ſeines gnädigen „Vaters unterworfen ſey.“ Der Baron vermied zwar gefliſſentlich jede nähere Unterredung, hatte aber im Stillen ein deſto wachſameres Auge auf ihn und ſein Betragen gegen Carolinen. — Lange konnte ihm alſo unmöglich unter dieſen Umſtänden ihr allzu vertrauter und freier Umgang entgehen; allein es lag weniger in ſeinem Plane, ihre Liebe zu hindern, als ſie vielmehr auf alle Art wachſen und auflodern zu laſſen. Noch vor Conſtantins Abreiſe hatte er das Erſtaunen, zu ſehen, daß ſie ſchon weiter gediehen war, als er kaum erwarten konnte. Conſtantin nahm jetzt, da es zu Ende der Ferien gieng, von dem Baron, ſeinem ehema-

ligen Hofmeiſter, beſonders aber von Car
linen den herzlichſten Abſchied, und kam ve
änderter, (ob zu ſeinem Vortheil?) a
er H. vor wenig Wochen verlaſſen hatt
glücklich wieder daſelbſt an. — Jetzt füllte
ihm nicht, wie ehedem, die Wiſſenſchaften a
genehm jede Stunde des Tages aus; ſte
Leere herrſchte in ſeinem Innern — und ſe
Herz ſchien mehr die Abwechſelung ſinnlich
als geiſtiger Nahrung zu wünſchen. We
er ehedem Feind aller Geſellſchaften un
ſchien blos ſeinem Studium zu leben — ſ
ſuchte er jetzt emſig jede Gelegenheit auf, w
er ſich unter ſeinen Commilitonen zerſtreue
konnte; fieng ſogar an in Freundſchaftsbünd
niſſe ſich einzulaſſen, dergeſtalt, daß ſich i
kurzer Zeit eine Menge Menſchen um ih
drängten — darunter nur wenig Edle waren
die weit größere Zahl derſelben — in rohen un
geſitteten und zügelloſen Menſchen beſtand
Von einem Strudel in den andern geſchleu
dert, dachte er weder an ſeine Beſtimmung
noch an Caroline. Oft fand ihn noch di
ſpäte Nacht in Schmauſereien und Spielge
lagen unter Zechbrüdern und anderer ſchlech
ten Geſellſchaft. Jeden Tag verlebte er jetz

im sinnlichen Rausche der taumelndsten Lust; ach! kein Freund war zur Seite, der ihn warnte — kein schützender Engel, der aus diesem Labyrinthe ihn riß — sein guter Genius war von ihm gewichen, ein böser Dämon nahm seine Stelle ein.

Niemand bemerkte in der Entfernung diese Veränderung früher, als die arme betrogene Geliebte. Er schrieb ihr zwar immer noch wöchentlich, wie vordem, allein die jetzigen Ergießungen der warmen Liebe und Zärtlichkeit hatten nicht mehr das Gepräge der ehemaligen Aufrichtigkeit und innern Herzensgüte; man sahe es ihnen nur zu deutlich an, durch wie viel Zwang sie erkünstelt, und wie sehr sie, bei aller Anstrengung, ihnen den Stempel des ungeheuchelten Gefühls aufzudrücken — dennoch so auffallend entstellt waren. Versicherte er seine Caroline ehedem an dem Schlusse eines Briefs: er habe noch manches auf seinem Herzen, was er ihr so gern, wenn nicht Zeit und Raum ihm so neidisch daran verhinderten, schreiben, lieber aber noch mündlich sagen möchte; — so las man im Gegentheil

jetzt immer die Klage: er bedaure unendlich, daß er mehr zu schreiben nicht im Stande sey, weil ihm theils nichts Neues, was sie interessiren könne, mehr beifalle, theils weil er auch so eben von einem Freunde zum Spatzierengehen abgeholt werde! — So deutlich nun auch Caroline in allen diesen Aeußerungen seinen veränderten Charakter wirklich erkennen mochte, und so gewiß sie auch vermuthete, daß ein Etwas vorhanden sey, was ihn so ganz umstimmen konnte; so war sie doch immer schonend und großmüthig genug, um ihm eine Erklärung hierüber abzudringen, und weit entfernt in gerechte Vorwürfe auszubrechen. — Indeß gieng es mit ihm noch immer auf dem alten Geleise. — Seine Freudenbrüder, die ihn jetzt täglich umzingelten und, wie Wölfe den Schafstall, umlagerten, hatten nicht so bald einen mehr als gewöhnlichen Geldvorrath bei ihm gewittert, als sie auch auf die sichersten und schleunigsten Anstalten dachten, ihn von einer so schweren und lästigen Bürde zu befreien. Die Frage war nur noch, wie man am füglichsten, ohne dabei seine wahren Absichten zu verrathen, in dieser Rücksicht ihm beikom-

men könne. Man schlug also, wie immer, den Weg der Güte zuerst ein. Man klagte über ausgebliebene Wechsel, über unerwartete Ausgaben, über Zudringlichkeit der insolenten Manichäer, und über andere dergleichen ersonnene oder wirkliche Fatalitäten mehr; allein mit allem solchem Lamentiren war bei Constantin nichts herauszulocken. Sein Wahlspruch war: Alles, Brüder, nur kein Geld. Mit gütlichen Versuchen war hier, wie sie nun wohl sahen, nichts auszurichten, man mußte also zu List oder andern Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, und recht bald — (meine Leser vergeben mir, daß ich eine dergleichen saubere Geschichte hier einschalte) fand sich eine bessere und schicklichere Gelegenheit, als sie sie nur immer erwarten konnten. — An einem der schönsten Herbsttage wurde eine Parthie nach dem nahen B. vorgeschlagen, und auch unser Constantin fehlte nicht dabei. Bei der Ankunft im Gasthofe wurden sie von dem freundlichen Wirth recht solenn empfangen, und ihnen der große Tanzsaal zu beliebiger Benutzung und Aufenthalte angewiesen. Kaum öffnete Constantin die Thür desselben, als er auch schon einen seiner

Freunde, Stürmer genannt, mit einer artigen Brunette in tiefem Gespräche verloren an einem Tische sitzen sah'. Er freute sich ganz außerordentlich einen so scharmanten fidelen Gesellschafter hier zu finden; noch weit mehr aber schien das allerliebste Friederikchen von seiner Aufmerksamkeit erwarten zu können. Bis jetzt noch zu furchtsam, ihr den Beifall und Eindruck zu erkennen zu geben, den sie auf sein schmachtendes liebekränktes Herz gemacht habe, glaubte er in Stürmern ihren erklärten Anbeter zu beneiden, und blieb noch eine Zeit lang etwas zurückhaltend. Stürmer aber, der dies Mädchen zuweilen zu einem Behufe gebraucht, wozu er in Verlegenheiten jede andere feile Dirne zu benutzen pflegte, war schlau genug, das Neue zu bemerken, das Friederike in ihm entzündet hatte. Sogleich beschloß er, hier seine Angel auszulegen, prägte dem Mädchen mit aller Genauigkeit die Rolle ein, die sie spielen sollte, und unterrichtete die übrige werthe Sippschaft von der gemachten Bemerkung. Der ganze Haufe entfernte sich bald darauf in den Garten, und nur Constantin blieb unter scheinbarem Vorwande mit

ſeiner angebeteten Bennette zurück. Allein mit ihr – glaubte er nun ſein ganzes Herz ausſchütten zu müſſen, ſchwur ihr mit den heiligſten Verſicherungen ſeine brennende Liebe, wünſchte nichts mehr, als ein Gefühl in ihr erwecken zu können, das Gegenliebe athmete, warf ſich ihr weinend an den lauſichen Buſen (!), und fluchte dem neidiſchen Schickſal, das ihn nicht früher in ihre Arme geführt; — ſchwärmte in Sphären herum, deren Flug für ein ſo gemeine Dirne zu erhaben war, um ihn erreichen zu können — und eben war ſie im Begriff, über ſo unerhörte Schwärmereien ein längſt verhaltenes Lachen zu erheben — als ſich mit einmal die Szene änderte, und Friedrichens Geliebter mit affektirter Wuthrache ſchnaubend zur Thür hereintrat.

Stürmer. (auf ihn einſtürzend mit fliegendem Haar und geballter Fauſt) „Teufel und Hölle, was ſeh' „ich! Du willſt mir mein Mädchen ver„führen? ſchätzeſt du ſo die Bande der „Freundſchaft?" (mit wild rollenden Augen) „Aber zittre, Bube, vor meiner

„Rache! Zu entehrend iſt dieſer Schimpf „für mich, ungerochen darf er nicht bleiben. (mit kalter Miene, indem er auf ſeinen Hieber zeigt) „Morgen, längſtens zehn Uhr, treffen wir uns an der „erſten Säule des U. Holzes, dort räch' ich „mich! Denke an mein Wort: einer von „uns blutet, gleich viel, welcher es iſt, ich „oder du! ruhig ſollſt du wenigſtens deine „Beute nicht beſitzen!".

Conſtantin war ſo ganz in das hinſterbende Auge ſeiner Brunette vertieft, wie konnte er einen ſolchen Auftritt ahnden? Man denke ſich daher ſeinen Schrecken, ſein Erblaſſen, als er jenen mit der ſchrecklichſten furchtbarſten Miene auf ſich losſtürzen ſah! man male ſich ſeine Beſtürzung, als er von einem Zweikampf hörte, deſſen denkbare Folgen ihn ſchon in Furcht und Grauſen ſetzten! Unwillkührlich fiel er demnach jenem Böſewicht um den Hals — bedeckte ſeinen verrätheriſchen Mund mit tauſend Freundſchaftsküſſen — ſchwur, nie wieder den geringſten Eingriff in ſeine Rechte zu thun — ihm mit Blut und Leben zu dienen — nur ihn

den schrecklichen Folgen eines Duells nicht auszusetzen. (Eine Pause, während welcher sich Stürmer zu besinnen scheint) „Wohlan, hier ist meine Bruder„hand! es sey alles vergessen — nur die Er„füllung einer einzigen Bitte soll mir bewei„sen, ob ich mich in Deinem Herzen nicht „irre!"

Constantin. (mit vollem Feuer und freudigem Affekt) „Rede, sprich, „sage, theurer Bruder, was soll ich thun, um „Deiner Freundschaft wieder werth zu seyn?"

Stürmer. (kalt und gelassen) „Mir die lumpige Summe von 20 Thalern „leihen!"

Gelassen, zwar nicht ohne innern Kampf, willigte der Aermste ein, zahlte das Geld — Stürmer gieng wieder zum Saale hinaus, und verkündigte frohlockend im Bunde der Geweihten — das schnöde Bubenstück. Alles jauchzte laut auf, bewunderte den witzigen Einfall, und der herannahende Abend wurde auf Constantins Unkosten der Feier des Bachus und der üppigen Venus geweiht.

Dieſer Auftritt benahm ihm nun, wie ſich leicht denken läßt, die fernere Luſt, noch länger in dieſer Mördergrube zu verweilen; er ließ daher ſein Pferd ſatteln — und ritt mit leerem Beutel und vollem Herzen nach H. zurück.

Schwermüthig und dem heutigen Vorfalle nachdenkend ſaß Conſtantin traurig in ſeiner Stube. Zum erſtenmal, nach einer ſo langen Zeit, ſtellte ſich Carolinens reizendes Bild ihm vor Augen. „Die gute Seele „wird vielleicht jetzt an mich denken, an den, „der ihrer Liebe ſo unwerth iſt; vielleicht betet ſie jetzt zum Himmel für mein Wohl, „indeß ich Unwürdiger ein Spiel ungeſtümer „Leidenſchaften bin — indem ich an Geiſt „und Körper verkrüpple — und den ganzen „Zweck meines Daſeyns vergeſſe. O ich Elender, bin ich wohl der Liebe eines ſolchen „Engels werth, wie Caroline iſt? — ver„diene ich wohl eine ſo ſchonende Güte, als „ſie in jedem ihrer liebevollen Briefe gegen „mich äußert? — verdiene ich wohl ein ſo „unbeſchränktes Zutrauen, das ich mit ſo „ſchnöddem Undank lohne? (tief athmend

und mit Rührung) „Was hat nicht die „edle Seele ſchon alles um mich gelitten — „und was wird ſie noch vielleicht zu erdul„den haben? Und wie dann, wenn ich mit „der Tugend und Ruhe, die ich ihr raubte, „auch ihr ganzes künftiges Glück zertrüm„mert hätte! wie dann, ich zittre, wenn ich „es denke, wie dann, wenn mein Verbrechen „noch Folgen für die Zukunft haben ſollte? — „wehe! wehe dann mir und ihr!" Indem dieſe und andere nagende Gedanken ſein Herz beſchäftigten, pochte unvermuthet jemand an die Thür. Der Briefträger, dem er öffnete, übergab ihm einen Brief, an deſſen Aufſchrift er ſogleich die Züge ſeiner theuren Carolins zu erkennen glaubte. Bange Ahndung ergriff ſeine Seele: man denke ſich ſein Schrecken, als er aufbrach und folgende Zeilen las!

„Heiß geliebter Conſtantin!"

„Kaum laſſen Sorge und Angſt mir ſo „viel Zeit, Dir ein Glück bekannt zu ma„chen, das Dein harter Vater mir zum „gröbſten Verbrechen anrechnet! — Die

„Folgen jenes ſeelenvollen göttlichen Ge-
„nuſſes werden jetzt täglich an mir ſicht-
„barer. Zwar wußte ich Anfangs nicht,
„was jene Veränderung meines Körpers
„zu bedeuten habe — bis die neue Haus-
„hälterin Deines Vaters mich in Kurzem
„darauf aufmerkſam machte. Kaum wuß-
„te der Baron meine Lage, als er wüthend
„in mein Zimmer trat, und mir unter den
„ſchrecklichſten Flüchen dieſen Augenblick
„ſein Haus zu meiden gebot. Gott! wo
„könnte ich Worte hernehmen, Dir den
„Ausbruch ſeiner Wuth zu ſchildern, mit
„der er auf mich Hülfloſe einfiel! Fürch-
„terlich wild rollten ſeine Augen, aus de-
„nen verzehrendes Feuer blitzte; grauſend
„waren die Flüche, die er gegen mich aus-
„ſtieß, und ſchrecklich die Rache, die er an
„Dir zu nehmen beſchloß. — Ach, Con-
„ſtantin! wie freute ich mich, als ich ihm
„Deinen ſüßen Namen nannte! Gott! wie
„war mir in dem ſeligen Gedanken ſo
„wohl: Mutter von Dir zu werden!
„Aber nicht ſo Dein grauſamer Vater —
„er wüthete und tobte, — ſchäumend vor
„Wuth, war er ſchon im Begriff Hand

„an mich zu legen, als ich wehmüthig zu „seinen Füßen fiel, und um Schonung und „Gnade bat. Alle mein Weinen und Fle„hen war umsonst; sogleich wurden alle „meine Sachen zusammengerafft, und ich „noch in später Nacht mit ihnen zu Schul„meisters Hannchen gebracht. — Da sitz' „ich nun und weine — nicht über mich „oder Dich — nein, über die Gefühllosig„keit eines Mannes, der auch noch bei dem „Wonnegefühl einer werdenden Mutter „kalt bleiben kann! Gott! was sind das für „Menschen — sie toben und wüthen, wor„über ich so innig mich freue — und sind „da von Entzücken berauscht, wo ich rasen „möchte. — Mich tröstet dabei nichts, „als das süße Gefühl, Dich bald zum „glücklichen Vater zu machen! O mein „Constantin, empfinde schon jetzt, wie einst „das schwache Lallen Deines Kindes Dich „entzücken wird — im Geiste schon schließe „es, wie ich — in Deine Vaterarme! — „Solltest Du wohl glauben, daß Dein „Vater ewig zürnen könnte, oder daß er „vielleicht auch bald unsere Freude mit „uns theilen wird? — Der gute Mann,

„Ich hab' ihm Unrecht gethan; sein Zorn
„war wohl nichts, als die erste heftige Be-
„wegung, die jene unerwartete Nachricht
„auf ihn machte. Schreib ja bald, lieber
„Constantin, Deiner Geliebten (bald Gat-
„tin); aber überströmen muß Dein Ge-
„fühl vor der innigsten erhabensten Vater-
„freude! — Fühlst Du, wie glücklich Dei-
„ne Caroline Dich macht? Fühle es ganz
„und umarme bald

Deine treue Caroline."

Siebzehntes Kapitel.

Menſchenfreude gleicht der Sommerhitze — dem höchſten Grade folgt ein Unwetter!

Wer iſt wohl vermögend in alle die Gefühle einzudringen, die hier mit einemmal Conſtantins ganzes Weſen beſtürmten! wer wird die Angſt und den Schrecken beſchreiben, die, einem plötzlichen Donnerſchlage gleich — mächtig ſein Herz erſchütterten! Die Kraft meiner Feder iſt hier zu ſchwach, ſeine Lage war ſchrecklich. Indem Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe über ſein bisheriges Leben ihn foltern, giebt dieſer Brief ihm noch den letzten Stoß und vollendet ſeine Verzweiflung. Ungeſtüm, wie jetzt ſein Herz war, glich es den wogenden Wellen des Meeres — ſie treiben auf ihren thürmenden Fluthen das ſchwankende Schiff, der letzte furchtbare Sturm — und es ſtrandet! — So unſer

Constantin. Hundertmal wohl nahm er jenen Brief, und eben so oft legte er ihn unentschlossen wieder bei Seite. Mit aller Anstrengung seines Nachdenkens war er doch nicht vermögend, Carolinens Gleichgültigkeit, ja sogar ihre anscheinende Freude über einen Vorfall sich zu enträthseln, der ihn in so peinigende Angst versetzte. Wie aber endlich durch Windstille das tobende Meer sich beruhigt, langsam wieder seine Fluthen streichen, und das geängstigte Schiff mit vollen Segeln davon schwimmt, — so siegten auch nach und nach Carolinens Vorstellungen über seinen heftigen Schmerz, und die frohen Empfindungen, welche sie über die nahen Muttergefühle empfand, behielten endlich über seine Traurigkeit die Oberhand. So in etwas beruhigt, schrieb er ihr auf ihren Brief: daß ihn zwar jene Nachricht in nicht geringes Schrecken versetzt, daß nunmehr aber etwas zu ändern zu spät sey, und daß es ihm bei genauer Erwägung immer viel Freude verursache, daß sie sich weniger unglücklich fühle, als sie es doch in der That sey, und daß es ihm endlich auf das beifälligste schmeichle, daß sie noch immer mit der vorigen In-

brunſt ſeiner gedenke und mit ungetheilter Zärtlichkeit an ihm hänge!

Carolinens Brief hatte aber auch noch den beſonderen Nutzen, daß Conſtantin von dieſer Zeit an ſein ausſchweifendes Leben nicht nur einſtellte, ſondern auch wieder anfieng, an ſeinem Studieren mehr Geſchmack zu finden, als an allen rauſchenden Vergnügungen ſeiner bisherigen Freunde. Er war ganz wieder der eingezoge, ſtille und beſcheidene Conſtantin, und ſein Herz, jedem ſanften Eindruck offen, verabſcheute jetzt eine Lebensart, die ihm noch vor wenig Wochen ſo viel taumelnde Freude gewährte.

So verſtrichen unter abwechſelndem Fleiße und dem Andenken an ſeine Caroline ſchnell und unbemerkt die Tage, die ihn ſeiner Geliebten wieder in die Arme führen ſollten. Nach ihrem jetzigen wiederholten Verlangen ſollte er nun nicht länger mit ſeiner Abreiſe zögern, indem die Stunden ihrer Entbindung immer näher heranrückten. Dieſe Aufforderung war ihm zu wichtig, als ihr nicht unverzüglich nachzukommen. Er mach-

te sich also ohne weitere Umstände, nur den Mitteln nachzusinnen, wie er am füglichsten seines erzürnten Vaters Verzeihung erlangen wolle, auf den Weg. Bange Ahndungen beklemmten seine Brust, als er H.s Mauern noch einen Rückblick weihte — ein leises Wehen schien ihm zuzuflüstern: nie wirst du sie wieder erblicken!

Bei seiner Ankunft im väterlichen Schlosse schien alles wie todt und ausgestorben zu seyn — ihm fehlte ja noch seine Caroline. So gern er sie auch noch denselben Augenblick zu sehen wünschte, so wollte er doch auch seinen Vater nicht beleidigen, und ließ sich daher unverzüglich bei ihm melden; allein die Antwort erfolgte so, wie er schon gefürchtet hatte — und so blieb er den ganzen Rest des Tages unter den schmerzhaftesten Empfindungen der Traurigkeit auf seiner Stube. — Die Abendstunden rückten endlich heran, und mit ihnen die Hoffnung, seinem gepreßten Herzen nicht besser Luft machen zu können, als wenn er seine himmlische Caroline besuchte. Er fand sie nicht so, wie er erwartet hatte! — Bleich und entstellt lag das arme

Mädchen auf ihrem Lager: ſein Anblick konnte ihr zwar ein ſchwaches Lächeln entlocken — aber es war nicht wie ſonſt das holde Lächeln eines liebenswürdigen Engels — es war das mitleidvolle Hingeben einer ſanften Dulderin. — Sie wollte ſo viel mit ihm ſprechen — aber die innern Bewegungen ihres beklommenen Herzens erſtickten die matte Stimme. Sie wollte ihren Conſtantin ſo zärtlich umarmen, — und kraftlos ſank der ſchwache Arm an ihrer Seite nieder — ſie wollte einen feurigen Kuß des Entzückens auf ſeine Lippen drücken — allein er war der kalte Kuß einer Sterbenden. — Man denke ſich die Gefühle, die Conſtantins armes Herz durchkreuzten, und einem Wurme gleich fürchterlich an ihm nagten! Er nahm, da es Zeit war, wieder ins Schloß zurückzukehren, den rührendſten Abſchied von der Leidenden, und verſprach, morgen mit dem Früheſten wieder bei ihr zu ſeyn. Ehe er aber noch die Ruhe und Erquickung des Schlafs ſuchte, ſchrieb er an ſeinen Vater, bat ihn in den wehmüthigſten Ausdrücken um Verzeihung, ſo wie um die Erlaubniß, ihm perſönlich ſeine innige Reue bezeugen, und das Ver-

ſprechen ihm zu Füßen legen zu dürfen; daß er hinführo nur ihm leben und ſeinem Willen und Verfügungen ſich unbedingt unterwerfen wolle. Allein der Bediente brachte den Brief mit dem ausdrücklichen Befehl: ihn mit ſeinen Zudringlichkeiten vorjetzt zu verſchonen, unerbrochen wieder zurück. Der Aermſte kämpfte einen ſchweren Kampf — den Kampf zwiſchen kindlicher Pflicht und inniger herzlicher Liebe.

Nachdem er ſich angekleidet, gieng er unverzüglich zu ſeiner Caroline; er fand ſie ſchlechter, als er ſie geſtern verlaſſen hatte. Bei ihrem jetzigen bedenklichen Zuſtande und ſo mancherlei Widerwärtigkeiten, die ſeither das arme Geſchöpf von ſo vielen Seiten her beſtürmt hatten, mußten nothwendig ihre Gemüthsruhe und Geſundheit ſo gewaltig leiden, daß man alles für ſie zu befürchten hatte; und das bedenkliche Achſelzucken der Aerzte, die man herbeigerufen hatte, vermehrte um ein Großes ſeine ängſtliche Beſorgniß. — So unerträglich ihm der Gedanke eines zu fürchtenden Verluſtes von ihr war, ſo ſehr mußte er ſich daran zu gewöhnen ſuchen, um

dadurch ſowohl ſeine als Carolinens Lage nicht noch mehr zu verſchlimmern. Keinen Augenblick kam er jetzt von ihrem Krankenlager, achtete nicht der Abnahme ſeiner eigenen Kräfte und der wiederholten Bitten, ſich zu ſchonen. Kaum konnte der Unglückliche ſeinem wilden Schmerze ſo viel Zeit abgewinnen, um eine von Carolinens benachbarten Freundinnen von ihrer Krankheit zu unterrichten, und um ihre thätige Hülfe und Unterſtützung zu bitten; — kaum einige flüchtige Momente von der Geliebten zu einiger Erholung ſich zu entfernen. Jeden ihrer Pulsſchläge belauſchte er, beobachtete ſorgſam die Wirkung der Arzeneien, fühlte mit doppeltem Schmerz jede ihrer ſchmerzhaften Zuckungen — und war oft untröſtlich, wenn das arme Mädchen in den fürchterlichen Fieberträumen ihrer erhitzten Phantaſie ſeinen Namen zur Hülfe rief — und er ihr doch ſo wenig zu helfen vermochte.

So verfloß ein ſchrecklicher Tag nach dem andern — als endlich die Stunde ihrer Entbindung ſchlug. Conſtantins Angſt hierbei war nicht zu beſchreiben. In den hef-

tigsten Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes warf er sich bald hin über ihr Lager und erstickte sie mit seinen Küssen — bald fiel er nieder zur Erde, und flehte im inbrünstigsten Gebete um Hülfe. Noch eine schwere Stunde und — man legte in seine Väterarme ein gesundes starkes Mädchen!

Grenzenlos war, trotz der immer noch anhaltenden Schmerzen, Carolinens Freude, gröſser noch die unsers Constantins! Ohne Aufhören küßte er bald Mutter bald Kind, aber — nicht lange war ihm ungestörte Freude vergönnt. Ein schrecklicher Blutsturz überfiel plötzlich die arme Caroline; kaum daß sie noch vermögend war, den ihr so theuren Ring vom Finger zu nehmen und auf die Hand des kleinen Säuglings zu legen. Zu ihrer weinenden Freundin sprach sie: (matt und indem sie dennoch die schwache Stimme zu verstärken sucht) „Diesen Ring, das schönste Klei„nod, das ich besitze, trage einst meine Ju„lie; er sey ihr ein Denkmal, wie unglück„lich ihre Mutter war; er erinnere sie an „die Leiden der Liebe, die ich kämpfte! (mit

gefalteten Händen) „Himmel! ſchenke „ihr ruhigere Tage, und wird ſie einſt der „Liebe eines edeln Mannes werth, ſo liebe „ſie ihn treu, wie ich meinen Conſtantin „liebte; ſtets erinnere ſie dieſer Ring an ihre „Pflichten, und wehe ihr, wenn ſie ſie über„tritt! dann, Höchſter, treffe Fluch und „Rache die Untreue.“

Sie winkte hierauf dem verzweifelnden Conſtantin näher zu kommen, ſagte ihm nochmals ein leiſes ſchwaches Lebewohl — ſtreckte noch einmal ihre ſinkenden Arme nach ihm aus, und — auf ewig ſchloß ſich ihr Auge!

Als ſich Conſtantin von dem Sterbelager ſeiner verſchiedenen Caroline aufrichtete, grenzte ſein Schmerz an Verzweiflung, und ſein Herz ſchien an dieſer Wunde verbluten zu wollen. Sein ganzes voriges Glück war ihm, ein ſüßer Traum; um ſo angenehmer er geweſen war, deſto ſchrecklicher war nun auch ſein Erwachen. In ſtummen Schmerz verloren ſaß er da, ſchien nicht die Tröſtungen der Anweſenden zu achten — und ſah'

mit zerſtörtem Blick bald zur Erde, bald zum Himmel hinan. Kein Laut war ſeinen Lippen zu entlocken, nur bange Seufzer ertönten aus ſeinem Munde — ſein Schmerz ſchien an ſtille M..ancholie zu grenzen; denn auch da, als man der Verblichenen die letzte Ehre erwies, als dumpfe Sterbegeſänge vor ihrer Wohnung ertönten — als auf dem hohen Kirchthurme die Glocken der Trauer erſchallten — als der ſchwarze Leichenzug dem Gottesacker zuwallte, — auch da noch war ſein Schmerz ſtumm und empfindungslos. Langſam gieng er hinter der Bahre der verblichenen Geliebten — hörte weder den Geſang, noch das Schallen der Glocken, und nur da, als man Anſtalt machte, den Leichnam in die Gruft zu ſenken, fieng Verzweiflung an ſich ſeines Geiſtes zu bemächtigen. Mit einem fürchterlichen Schrei ſtürzte er ſich hin auf den Sarg — geberdete ſich einem Wüthenden gleich — ſah mit wild zerſtörtem Blick alle Umſtehende an — richtete ſich wieder auf — und ſchien beten zu wollen.

Jeden jammerte ſeine traurige Lage, jeder blickte mit Thränen im Auge, mitleids-

voll auf dem armen Jüngling herab — aber jeder zitterte auch nicht ohne Grund für seinen Verstand. — Nach der Beerdigung führte man ihn zurück auf das Schloß; der Himmel nahm sich seiner an, er hatte zu gelitten genug, um noch mit dem Härtesten — mit dem Verluste seines Verstandes ihn büßen zu lassen. Sein stummer Schmerz bekam Thränen. Zwar fühlte er jetzt mehr, als in jenem bewußtlosen Zustande, den Verlust, den er erlitten; zwar engten noch immer tiefe Seufzer seine beklommene Brust — aber sie öffnete sich doch auch dem lindernden Balsam der Tröstung, und die wohlthätige Zeit half ihr schönes Werk vollenden.

Von nun an wards ihm heilige Pflicht, sich der armen Julie anzunehmen, die, von allen verlassen, gar bald vielleicht ebenfalls ein Raub des Todes geworden wäre. Er machte von seinen Habseligkeiten zusammen, was er nur konnte, übergab es in die Hände jener Freundin Carolinens, die ihr so treulich beigestanden hatte, und bat sie mit Thränen im Auge, sich des armen Kindes zu erbarmen, es nicht zu verlassen, und zu erziehen,

ſo wie es ihre Kräfte erlaubten. „Rechnen „Sie ganz dabei, ſprach er zu Henriette Wellmann, „auf meine thätigſte Unterſtützung. Zwar haben Sie jetzt hinlängliche „Mittel, ſo wohl von dem, was ich Ihnen „ſchon übergeben, als auch von dem, was „Sie noch aus dem Nachlaſſe meiner verewigten Caroline erhalten werden, um ſie „anſtändig und gut erziehen zu können; allein „ſollte das Schickſal auch in Zukunft noch „nicht müde ſeyn mich zu verfolgen, ſollte „ich außer Stand geſetzt werden, ihr das „ſeyn zu können, was ich ihr ſo gerne ſeyn „wollte, nun, ſo rechne ich ganz auf Ihr edles Herz. Sie waren ja die Freundin „meiner Caroline, o ſo ſeyn Sie es, wo „möglich, eben ſo ihrem Kinde. Beſonders „aber, Henriette, erfüllen Sie ganz den „Willen der Sterbenden, was dieſen Ring „betrifft — machen Sie ſie ganz mit dem „bekannt, was er einſt ihrer Mutter war; ſie „trage ihn als ein Denkmal, das ihr die Erinnerung an ihre Mutter und ihre Leiden „ſtets heilig machen ſoll. Und nun noch einmal bitte und beſchwöre ich Sie bei der „Freundſchaft meiner verewigten Caroline:

„thun Sie alles, was Sie im Stande ſind,
„um meine Julie einſt zu einem glücklichen
„Mädchen zu bilden. — (Mit inniger
Rührung) „Mein Dank und des Him-
„mels Segen wird Ihnen lohnen — und das
„frohe Bewußtſeyn, eine mutterloſe Waiſe
„dem Elend entrückt und ihrem dereinſtigen
„Glücke zugeführt zu haben, wird Ihnen
„manche wonnige und ſüße Stunde be-
„reiten."

Achtzehntes Kapitel.

Blitz auf Blitz. Schlag auf Schlag.

Von dieser Sezte in etwas beruhigt, kehrte er ins Schloß zurück, und wollte die nöthigen Anstalten zur Rückreise zu treffen suchen, als er wider Vermuthen zu seinem Vater beschieden wurde und die Erklärung vernahm: daß er in eigner Person ihn begleiten, und, um der Hitze des Tages nicht ausgesetzt zu seyn, die Kühlung der Nacht benutzen werde, der morgende Tag aber zur Abreise bestimmt seyn solle. — Weit entfernt, hierüber etwas einzuwenden, das nur Kaltsinn und Widerspenstigkeit verrathen hätte — kam ihm diese Eröffnung, so unerwartet und unerklärbar sie auch schien, dennoch keinesweges unangenehm oder lästig, daß sie ihm vielmehr eine der schicklichsten und passendsten Gelegenheiten dünkte, auf diesem Wege vielleicht am ersten seines Vaters Verzeihung zu erhalten,

und in seiner Gunst sich wieder so fest zu setzen, als er ehedem darin gestanden hatte.

Den letzten Morgen vor seiner Abreise gieng er noch einmal zu Carolinens Grabe. Ganz schien dieser Tag zur Schwermuth geschaffen; donnerschwangere Wolken überzogen den östlichen Himmel, und nur ein leiser Zephyr kühlte die drückende Schwüle; — der Geist der Entschlafenen schien ihn zu umwehen. „„Gott, rief er aus, und fiel am aufgeworfenen Grabeshügel nieder, Gott! hier liegen alle meine Hoffnungen, alle meine so seligen Träume begraben. (feierliche Pause) Doch nein! ich will nicht durch Thränen und Klagen deine Ruhe stören, seliger Geist! — schlummre sanft, bis einst ein schönerer Tag, wo keine Trennung mehr ist, wo kein harter Vater mehr aus deinen Armen mich reißt, uns freudetrunken wieder vereint! Dein Andenken stärke mich mit Muth! Ach! vielleicht droht mir noch manche Gefahr. — Dein Schatten umschwebe mich, wenn ich strauchle, — und himmlischer, göttlicher Balsam sey dein Andenken für mein Herz.“ — Schauerlich war die Stille, die

ihn umgab; melancholiſche Schwermuth umzog ſeine Stirn – er richtete ſich auf von dem ehrwürdigen Hügel, und ſchied ſo traurig, als ſchied' er für ſein ganzes Leben. Schwermüthig und in ſich gekehrt, wollte er dem Schloſſe zueilen, als Henriette Wellmann, die kleine Julie auf dem Schooße, ihm begegnete und ihrer Heimath zuführ. Noch tauſend Küſſe drückte er auf der Kleinen Mund, fiel in ſtummer Fühllöſigkeit Henrietten um den Hals, als wollte er noch einmal ſich Erfüllung ſeiner Wünſche und Bitten erflehen, und ſetzte ohne eine Thräne ſeinen Schritt weiter.

Im Schloßhofe ſtand ſchon der zur nächtlichen Abreiſe beſtimmte Wagen fertig und gepackt, und als er auf ſeine Stube kam, fand er ſchon alles leer und weggeräumt. Dieſe Dienſtfertigkeit konnte er ſich kaum enträthſeln: ſchon fieng er an etwas Geheimes zu ahnden, als der Paſtor Rüdenheim unvermuthet in ſein Zimmer trat. Beider Freude, ſich wieder zu ſehen, war gleich groß; nur wollte ſich in Rüdenheims Freudengefühl zuweilen eine mitleidsvolle Thräne ſchlei-

chen, die bei dem armen Conſtantin eine ſo heftige Erſchütterung bewirkte, daß er laut anfieng zu weinen und zu jammern. — Jetzt ſtellten ſich aufs neue Carolinens Verluſt, die arme verlaſſene Julie, und eine ihm unerklärbare bange Ahndung vor die Seele, daß er bey des Paſtors Abſchied ſich ihm in die Arme warf, ihn ſo feſt umklammerte, als wollte er nie wieder ſich von ihm reißen — und Rüdenheim alles anwenden mußte, ihn zur Beruhigung zu bringen. Sie ſchieden wie Freunde ſcheiden, die ſich lieben: „Einſt,“ rief Rüdenheim mit Rührung ſeinem Conſtantin noch an der Thüre zu, „einſt werden „wir uns wieder ſehn.“ Ja, wohl einſt; denn hienieden ſollten ſie die Wonne des Wiederſehens nie wieder ſchmecken.

Der Abend rückte heran und mit ihm die bange Stunde der Abreiſe. Conſtantin gieng in ſeines Vaters Zimmer — er fand ihn im Lehnſtuhl — zerſtört und wild war ſein Blick. Weinend warf er ſich ihm zu Füßen — aber er wartete umſonſt auf einen tröſtenden Zuruf. Seine Miene blieb ſich gleich — ſein Mund ſchien heute jedem Tone

verschlossen. Constantin fieng an ganz bange zu werden. „Mein Vater,“ rief er tief gebeugt mit bebender Stimme, „mein Vater, ist keine Verzeihung zu hoffen? Gott „verzeiht ja so gern dem reuigen Sünder — „und ein Vater sollte sein Ohr den Klage„tönen eines trostlosen Sohnes verschließen? „Bin ich denn so ganz Ihrer unwerth gewor„den? haben Sie denn auf ewig Ihr Vater„herz für mich verschlossen? werde ich nie „wieder hienieden es wagen dürfen, die ver„söhnte Vaterhand zu küssen, die Sie mir jetzt „so unbarmherzig entziehen? — Gott, Gott! „mir ahnden schreckliche Dinge; kein Strahl „einer heitern Zukunft lächelt mir mehr, ach! „nie wird wohl ungestörte Freude in dies „beklommene Herz zurückkehren!“ — (eine schreckliche Pause, sich endlich ermannend): „Doch es komme was da wolle, „auch die härtesten Leiden — geduldig will „ich sie ertragen — allem, was Sie über „mich verhängen, will ich gelassen mich unter„werfen — ich hab' es verschuldet, ich habe „durch eigne Schuld die Liebe eines Vaters „verlohren, habe vielleicht seinen Fluch auf „mich geladen, ein Fluch, der lange noch

„ſchwer auf meinem Herzen liegen wird. Ja,
„ich ergebe mich in alles: nur eine Bitte,
„nur die letzte, die der Sohn an den Vater
„thut — nur dieſe laſſen Sie nicht unerfüllt.
(Mit Thränen im Auge und gen Himmel gerichtetem Blick) „Vater!
„— wenn ich einſt nicht mehr bin, ſo er-
„barmen Sie ſich wenigſtens meiner armen
„verlaſſenen Julie!"

Indem trat ein Bedienter herein, und meldete, daß alles zum Aufbruch bereit ſey. Der Baron erhob ſich von ſeinem Seſſel — ergriff Huth und Stock — Conſtantin, folgte ihm. Noch einen Rückblick weihete er dem väterlichen Schloſſe. „Vielleicht (ſeufzend)
„iſt es der letzte." — Bange Ahndungen beklemmten ſeine Bruſt, und mit innerer Ergebenheit und gefaßtem Muthe beſtieg er den Wagen und nahm neben ſeinem Vater Platz. — Sie fuhren die ganze Nacht hindurch, — der Baron ſprach keine Sylbe, und der Aermſte hatte Muße genug, über ſich und ſein bittres Schickſal ungeſtört nachzudenken. — Der grauende Morgen brachte ſie in eine Waldhütte, wo ſie den Tag über

zubrachten, und am Abend ihre Reise fortsetzten. — Constantin ahndete nun wohl, was ihm bevor stand. Die ganze Gegend, die felsigten Wege, und die dichten Wälder, die sie passirten — alles war ihm so unbekannt, so fremd und schauerlich, daß er nun mit banger Gewißheit fürchtete, er werde nie wieder H—s Mauern erblicken.

Der Baron blieb auf der ganzen Reise seinem mürrischen Wesen treu; — Constantins stetes Wimmern und ängstliches Klagen waren nicht vermögend, ihm auch nur ein Wort des Trostes zu entlocken. Schon war es die vierte Nach, daß sie unterwegs waren, als er auf einmal Halt zu machen befahl, und vor dem Gasthofe einer kleinen Stadt mit Constantin ausstieg. Nachdem einige Speisen aufgetragen waren, wovon er nur wenig genoß, entfernte er sich, und befahl Constantin, bey seinem Weggehen sich zur Ruhe zu begeben. Willig gehorchte er, — im Schlafe, der leidenden Tröster suchte er die Ruhe zu finden, die er so lange vergebens gewünscht hatte; die Natur forderte ihren Tribut, und sorgenlos lag er in den sanften

Armen des Schlummers, nicht ahndend, wie schrecklich sein Erwachen seyn sollte.

Als ihn endlich die hohen Sonnenstrahlen erweckten — fand er seinen Koffer und alles Uebrige, was sie mit sich genommen hatten, ausgepackt in seiner Schlafkammer stehen. Noch konnte er nicht begreifen, was dies sagen wolle, und ob vielleicht hier das Ziel ihrer Reise sey, als ein auf dem Schlaftische liegender Brief ihm seine ganze schreckliche Lage enthüllte. An der Aufschrift erkannte er sogleich seines Vaters Hand, und las folgende Zeilen:

Unwürdiger!

Dein Starrsinn, mit dem du von jeher allen meinen schönen Planen entgegen arbeitetest, entzog dir schon ehedem einen großen Theil meines Herzens; — deine letzte Schandthat raubte dir es ganz. Büße nun, Nichtswürdiger! — füge dich nun gezwungen unter ein Joch, das vormals, freiwillig getragen, dir manche Leiden erspart hätte. — Wage nicht es

von dir zu werfen, es wäre dein Unglück; fürchte und zittre dann vor der Rache eines erzürnten Vaters, dem kein Mittel zu schwer seyn wird, dir es tief fühlen zu lassen, wie schrecklich du ihn beleidigtest. Nur von deiner Unterwürfigkeit allein wird es abhangen — ob ich mich in Zukunft wieder nennen soll deinen Vater

Constantin v. W.

Kaum hatte er diese fürchterlichen Worte gelesen, sich kaum von seinem Schrecken erholt, als ein zweiter noch härterer Schlag ihn ganz darnieder beugen sollte.

Ein Unterofficier mit zwei Mann Wache trat in sein Zimmer, maß ihn eine Zeit lang vom Kopf bis auf den Fuß, und befahl ihm sodann ohne Weigerung zu folgen. — Aller Einwendungen, daß man ihn nothwendig verkennen müsse, daß er mit seinem Vater hierher gereiset sey, aber keinesweges in der Absicht komme, um Soldat zu werden, ohnerachtet, sah er sich genöthigt, unbedingt zu gehorchen. Im Hause erfuhr er, sein Schrekken zu vollenden, daß sein Vater schon vor

zwei Stunden wieder abgereist sey, vorher aber noch eine lange Verabredung mit dem Commendanten der Garnison genommen habe; daß er sich an der österreichischen Grenze befinde, und am besten thue, wenn er alles gelassen ertrüge, was ihm bevor stände.

Nun enthüllte sich ihm mit einmal das schändliche Gewebe der väterlichen Bosheit. Sinnlos und ohne Bewußtseyn folgte er, wie das Lamm zur Schlachtbank, gelassen seinem Führer nach, der ihn, durch verschiedene kleine Straßen hindurch, endlich zur Hauptwache brachte. — Der schöne schl...ke Wuchs — die freie offne Stirn — die edlen Gesichtszüge — das unschuldsvolle Auge, das nur Edelsinn, nicht Bosheit strahlte, — brachten den Commendanten und die übrigen anwesenden Officiere fast außer Fassung. Ohnmöglich konnten sie glauben, daß dies der Niederträchtige, der verworfene Sohn sey, für welchen ihn sein Vater geschildert hatte; ohnmöglich war es ihnen sich zu überzeugen, daß eine so schwarze Seele im Glanze eines Engels erscheinen könne.

Jedoch, die Beute war zu schön, um sie entwischen zu lassen. Man fieng demnach ein kleines Verhör mit ihm an, stellte ihm die Halsstarrigkeit vor Augen, mit der er einen erzürnten Vater beleidigt; führte ihm jene unedle That zu Gemüthe, wodurch er sich der fernern Güte und Unterstützung desselben vollends ganz verlustig gemacht, und die ihn auch zu dem Entschlusse gebracht habe, ihn auf das empfindlichste dafür büßen zu lassen.

Constantin hörte alles mit der größten Standhaftigkeit und sanftesten Gelassenheit an; sein Herz war jetzt für Leiden so abgehärtet, daß er ihre Last nicht mehr zu fühlen schien. „Meine Herren," hub er an, „Sie „sehen hier einen jungen Menschen vor sich, „den Sie, wenigstens des eigenen Vaters Be„schreibung nach, für den größten Böswicht „halten müssen. Aber sprechen Sie aufrich„tig, lesen Sie in meinem Auge Verbre„chen? — finden Sie in meinen Gesichtszü„gen, dem ungeheuchelten Titelblatte meines „Herzens, so viel Schändlichkeit, als man „Sie überreden wollte? — Frühe Abnei-

„gung vor einem Stande, den ich nun den-
„noch zu ergreifen gezwungen bin, — und
„innige herzliche Liebe zu einem Mädchen,
„welches die Liebe eines Fürsten verdient hät-
„te — dies, dies allein sind meine Verbre-
„chen! Und sind diese einer so schrecklichen
„Ahndung werth? — Nicht genug, daß
„ich die Zuneigung eines liebloſen harten Va-
„ters verlor, — soll ich auch noch einer Nei-
„gung entsagen, die mein ganzes Wesen füll-
„te; — soll mitten auf einer Bahn Still-
„stand machen, die ich, ach! so gern noch
„weiter verfolgt hätte. — Doch es sey!
„ich schmeichle mir, in Ihren Mienen Empfin-
„dungen des Mitleids und des Bedauerns
„zu lesen; seyn Sie versichert, sie sind mir
„werther, als die volle rückkehrende Liebe ei-
„nes Vaters, der so kaltblütig mich verstoßen
„konnte! (eine kurze Pause) Haben Sie
„mit einem jungen Menschen Geduld, der,
„um aufrichtig zu seyn, nicht aus Neigung,
„nur aus Zwang sich Ihrem Stande eignet.
„Es wird mir zwar schwer fallen, mich an so
„mancherlei Dinge zu gewöhnen, die ich vor
„der Hand mit ganz andern Augen betrachte,
„als Sie; allein die Zeit und Ihre Güte

„werden auch vielleicht in dieſer Hinſicht „meine Wünſche begünſtigen.“

Ueber eine ſo edle ungezwungene Freimüthigkeit (die man an einem Böſewicht faſt immer vermißt) war man allgemein gerührt, und Conſtantin hatte des Commendanten Gunſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſchon in ſo hohem Grade gewonnen, daß er ſich bey ſämmtlichen Officieren für ihn aufs beſte verwandte, und ſie insgeſammt bath, des jungen Menſchen traurige Lage durch Härte und Grauſamkeit nicht noch mehr zu verſchlimmern. — Ein jeder von ihnen hatte ihn ſelbſt ſchon ſo lieb gewonnen, daß ihnen die Erfüllung dieſer Bitte nicht nur Freude machte, ſondern daß ſie auch alle ſchon im Voraus, aus beſonderer Hinſicht gegen den Commendanten, ihm die Obliegenheiten ſeines Dienſtes ſo leicht und angenehm machten, daß er bald die Bürde ſeines neuen Standes vergaß. Die Zeit der Uebungen ſtellte ſich nun ein, und man hatte Urſach, Conſtantins Geſchicklichkeit in jedem Falle zu bewundern. Er exerzierte in kurzer Zeit den älteſten Soldaten nach, und da ihm ſein

bloßer Dienſt als Soldat nach und nach zu einfach wurde, ſo füllte er die Nebenſtunden mit dem Studium taktiſcher Schriften aus. Sein Eifer und anhaltender Fleiß blieben, wie man ſich denken kann, dem Commendanten und ſeinem Hauptmanne nicht lange verborgen, und nach Verfluß zweier Jahre war er ſchon Wachtmeiſter. Indeß dauerte ſein Bleiben bey dieſem Regimente nicht lange; ſein Chef ſtarb, und Conſtantin wurde, ſeiner ſchönen Figur und übrigen Talente halber, zu einem andern weit ſchöneren Regimente verſetzt, welches damals unter dem Commando eines gewiſſen Obriſten von E — ch ſtand.

Durch ſeine ausgezeichneten Verdienſte konnte er auch dieſem würdigen Manne nicht lange verborgen bleiben, und genoß demnach in Kurzem ſeine ungetheilte Gunſt.

Neunzehntes Kapitel.

Liebe schafft Leiden. — Liebe schafft Schmerz.

Der Obriste von E—ch hatte drei Töchter, davon die älteste, Amalie, ihre beiden andern Schwestern an Schändlichkeit, Verworfenheit und niedriger Wollust weit hinter sich zurückließ. Sie besaß die große und seltene Kunst, jede Rolle zu spielen, und in der Verstellung war sie Meisterin. Dabei waren, zum Unglück, ihre Reize so einladend, so etwas Schmachtendes in ihrem schönen Auge — so viel Unschuld in ihren Blikken — ein junonischer Anstand — so gefallende Manieren und Sitten, und so viel sinnreiche Beredtsamkeit — kurz, man fand in dieser Sirene so viel Annehmlichkeiten mit einander vereinigt, daß man wohl gern einem jeden verzeihen konnte, der sich in ihrem Besitz ein Elysium träumte. Bis hierher

hatte unſern Conſtantin die Liebe verſchont — allein nun begann Cupido aufs neue ſich einen grauſamen Spaß mit ihm zu machen.

Amaliens Blick ruhte ſchon lange mit Wohlbehagen auf dem ſchönen Auge des ſchlanken wohlgewachſenen Cornets, und Conſtantin war ſchwach genug, ihre Blicke zu erwiedern. Jetzt glaubte er völlig überzeugt zu ſeyn: die Liebe habe ihn zu einer Wahl geführt, die der Tugend würdig ſey. In kurzer Zeit war er daher ſchon ſo warm für ſie, ſo entzündet von dem himmliſchen Feuer ihres überſchönen Auges, ſo gerührt von der innern Güte ihrer Seele, daß er ſie, bei ſolchen Vorzügen, nicht anders als durch die Brille der Bewunderung anſah. — Er entdeckte eine ſo große Menge neuer Gefühle in ſeiner Seele, die ſein Inneres mit ſo viel Vergnügen erfüllten, daß er ſeinen Augen und Herzen das Uebergewicht über den Verſtand ließ, und das ganze Glück ſeines Lebens, alles in dem Beſitz der ſchönen Amalie zu finden glaubte. — Wie ein Donnerſchlag rührte daher die Nachricht ſein Herz, daß Oldre zum ſchleunigſten Aufbruch da

sey. Die Gewißheit dieser Nachricht bestätigte sich sehr bald nur zu deutlich in den kläglichen traurigen Mienen der Soldaten und in den rothgeweinten Augen der Mädchen.

Amalie trennte sich, wie es schien, sehr gerührt von Constantin, allein mit alle dem Anstande, den weibliche Delikatesse erfordert. Sie bat ihn für sein theures Leben zu sorgen, und zuweilen, wenn es ihm Stunden der Erholung erlaubten, ihr eine stille Rückerinnerung zu weihen.

Noch vor dem Abmarsch ließ ihn der Obriste zu sich rufen, und überreichte ihm ein Paquet mit acht hundert Thalern. Woher und von wem es komme, konnte er zwar muthmaßen, aber nicht mit Gewißheit bestimmen, zumal da es das erste Geschenk war und auch das letzte.

Mit frohem Muthe, doch nicht ohne bittern Kampf bei Amaliens Andenken rückte Constantin den 12ten May 1793 aus seiner bisherigen Garnison aus und auch bald dar-

auf ins Feld. — Die erſte Aktion war für ihn die feindſeligſte, denn er wurde dabei ſehr ſtark am Schenkel verwundet; ſorgſame Abwartung, eigene gute Säfte und ſtrenge Diät trugen jedoch insgeſamt dazu bei, daß er in kurzer Zeit wieder hergeſtellt war. Er gieng aufs neue zu ſeinem Regimente, und kam noch zwei Tage vor einem der hitzigſten Treffen, die je in dieſem Jahre geliefert wurden, wieder daſelbſt an. Der Obriſte und alle ſeine Kameraden empfiengen ihn mit einer Theilnahme, auf welche nur ſo ausgezeichnete Vorzüge Anſpruch machen konnten. Kaum hatte er ſich einigermaßen von den Strapatzen der Reiſe erholt, ſo wurde auch plötzlich zum Aufbruch geblaſen. Alles war in Reihe und Glied — ſie hatten einen Poſten gewählt, der ihnen die größten Vortheile gewähren konnte. Ihnen gegen über auf einer Anhöhe ſtand die feindliche Colonne — ſie ſchien beim Anblick ihrer Poſition zu zittern, und zu Aller Verwunderung ſah man ſie bald darauf den Rückzug antreten. Der Obriſte, der dieſen Schritt ſeiner Ueberlegenheit nnd Menge zuſchrieb, wollte dieſen Vortheil nicht unbenutzt laſſen, und

fieng an mit seinem Regimente die Flüchtigen zu verfolgen; aber dies eben hatten die Listigen gewünscht. Indem der Obriste sie zwischen zwei Berge trieb, kam ein neuer Schwarm aus seinem Hinterhalte ihm in den Rücken, und begrüßte sie mit einem so fürchterlichen Kugelregen, daß schon das Regiment in Unordnung zu gerathen begann. Jetzt merkte er nun wohl seine Uebereilung; allein hier war keine Rettung, als Tod oder gefährliche Flucht. Dießmal aber schien es sich der Feind vorgesetzt zu haben, daß sie letztere nur sehr theuer erkaufen sollten. — Alles stürmte mit Macht auf sie ein — ein Kanonenregen einer verborgenen Batterie raffte ganze Reihen hinweg, als er endlich eine Lücke in des Feindes linkem Flügel gewahrte, welche man auf der Stelle zur möglichen Rettung zu benuhen beschloß. Mit verkehrter Macht drangen sie dahin ein, und suchten sich einen Rückzug zu bahnen, als auf einmal des Obristen Pferd unter ihm erschossen wurde.

Schon wagten einige feindliche Jäger den kühnen Versuch, ihn zum Gefangenen zu machen, und würden auch ganz sicher ihr

Wagſtück ausgeführt haben, wäre nicht Conſtantin, der die Gefahr ſah, unter welcher ſein Obriſter kämpfte, ihm noch zeitig genug mit einigen ſeiner unterhabenden Mannſchaft zu Hülfe geeilt. Alles, was ihm aufſtieß, mordete ſein Schwerdt — um ſich her thürmte er mit den Seinigen Haufen von Leichen, und war endlich dem Obriſten ſo nahe, daß er ihn aufraffte, mit auf ſein Pferd zog, und gleich in vollem Galopp den Rückweg ſuchte. Noch mancher Säbelhieb — noch manche Kugel pfiffen fürchterlich um ihre Köpfe — jedoch ihr guter Genius brachte ſie, einige leichte Wunden ausgenommen, glücklich hindurch. Des Obriſten Dank war ohne Greuzen — mit ſeiner innigen Freundſchaft und thätigen Unterſtützung erhielt Conſtantin noch überdieß die Stelle eines Premierlieutenants. Er hatte ſeine Gunſt an keinen Unwürdigen verſchwendet; denn Conſtantin behauptete ſich in ſeinem neuen Poſten mit aller der Würde und Anſtändigkeit, die einen jungen Officier ſo liebenswürdig macht.

Die Zeit der Ablöſung rückte heran, und ſchon war ein neues Regiment an ihrer

Stelle angekommen, als Constantin, aller Zuredungen ohnerachtet, zur Rückkehr nicht zu vermögen war. Er focht als Freiwilliger für seinen Kaiser, nicht aus Eigennutz, nur um Ehre. Auch hier that er sich so auszeichnend hervor, bewies so viel unerschütterlichen Muth und wahre Geschicklichkeit, daß er in seinem zwölften Dienstjahre schon zum Stabscapitain avancirt war.

Nach dieser Erhebung rückte er in sein voriges Regiment wieder ein. Der brave Obriste, der zwischen dieser Zeit zum General des Regiments ernannt war, empfieng ihn bei seiner Rückkunft mit den offnen Armen der innigsten Freundschaft — und die schlaue Amalie mit denen der wärmsten Zärtlichkeit.

Der Hauptmann Constantin entsprach nun freilich ihren niedern ehrgeizigen Absichten noch mehr, als Constantin der Cornet. Feuriger warf sie jetzt ihre buhlerischen Blicke auf ihn — und feuriger warb Constantin von nun an um ihr Herz. Die Schändliche war schlau genug, ihm ihre Hand nur erst

nach langem ſpröbem Weigern, und mit einer ſo zaubervollen Erhabenheit zu geben, daß er faſt unter dem Gefühl des Vergnügens erlag. Auf ſein verliebtes Klagen und Bitten erſt, willigte ſie durch zärtliche Hingebung mit einem feurigen Händedruck ein.

Das erſte halbe Jahr, das er in der Ehe mit dieſer Schönen verlebte, war die Morgenröthe ſeines Lebens, anmuthig und heiter; aber nicht ſo die ihm folgenden — ſie glichen grauer ſtürmiſcher Mitternacht. Allmählig lernte er die ſchöne Betrügerin kennen, und Freunde und Feinde fanden ſich in Menge, die ihm, theils aus Mitgefühl, theils aus Schadenfreude, über ihr voriges Leben ſowohl als auch über ihr jetziges, ein helleres Licht aufſteckten. — Er prüfte, ſah, und fand mehr, als er wünſchte. Raſch hatte ſie ſein Herz erobert, und eben ſo plötzlich ſtieß ſie es wieder von ſich. Wie konnte er aber bei einem vorherigen ſo untadelhaften Betragen ihren Edelſinn bezweifeln? wie eine Falſchheit argwöhnen? Er, der mit Verſtellung ja ſo wenig bekannt war! — In kurzer Zeit ſah er zu ſeinem nicht gerin-

gen Schrecken, daß Amalie das Weib nicht war, die seine Liebe verdiente; daß sie in jeder Rücksicht die Eigenschaften nicht besitze, die er an einem Weibe so ungern vermißte.

In jeder ihrer Vergnügungen war sie unersättlich, und ein zahlreicher Hofstaat von süßen Herrgn. und verliebten Abentheurern war ihr stets zur Seite. Ihr munteres Wesen schweifte fast immer in wilde Ausgelassenheit, und ihre natürliche Ungezwungenheit in Zügellosigkeit, Zudringlichkeit und Frechheit aus. Ihre Höflichkeit war übertriebene Geckerei, — ihr galantes Wesen war elendes Bestreben zu glänzen, zu gefallen — oder neben sich zu demüthigen, meistens aber hinter diesem Paniere die schmutzigsten Laster und schändlichsten Buhlerkünste zu verstecken. — Ihr eingeschränktes Vermögen ließ es nicht zu, ihren unsinnigen Hang nach Glanz und Prunk zu sättigen, — sie besaß aber Lafür Feinheit und Intriguen genug, um Schulden zu machen. — Spiel war ihre Lieblingsleidenschaft, hier verlohr sie gewöhnlich die erborgten Summen — und

lehrte ſtets mit leerem Beutel und neuen Projekten zurück.

Conſtantin machte ihr als Freund mit edlem Unwillen die gerechteſten Vorwürfe, und ſah ſich, da alles Zureden und Bitten verlohren ſchien, endlich als Mann zu ſprechen genöthigt. Hier aber verfehlte er nun ganz ſeinen Zweck.

Ihr Mann war ihr (wie Plant in einer vortrefflichen Schrift ſagt) höchſtens der Ehre werth, ihr vertrauter Handgehülfe — Dienſtknappe — und Beſchützer in kritiſchen Fällen zu ſeyn, — keinesweges aber ihr Zuchtmeiſter! — Was war wol unter ſolchen Umſtänden anders möglich, als daß Gleichgültigkeit an die Stelle ehemaliger Zärtlichkeit trat, und daß die vorige Hochſchätzung und Ehrerbietung in Verachtung und Geringſchätzung überging? Beide empfanden von dieſer Zeit an mehr Ueberdruß gegen einander, als ſie ſelbſt glaubten; Conſtantin, weil er ſich ſo fürchterlich getäuſcht ſahe; und Amalie, weil ihr Mann ihr das nicht ſeyn wollte, wo-

zu sie ihm eigentlich bestimmt hatte. Kurz, beide gaben einen neuen Beitrag zu dem foliantenstarken Katalogus — schlechter Thun ab!

Mehr als jemals schwebten Constantin jetzt Carolinens reizendes Bild und die frohen so seligen Stunden vor Augen, die er einst mit ihr verlebt hatte. Thränen der süßesten Rückerinnerung netzten sein Auge, wenn er ihren Ring betrachtete, den er als die heiligste Reliquie nie von seiner Hand brachte; — und nagender Kummer stahl sich in seine Brust, wenn er an die arme Julie dachte, von der er, aller Bemühungen ohnerachtet, immer noch keine Nachricht hatte erhalten können.

Wie froh war daher unser Constantin, als er sich durch eine erhaltene Ordre nach Böhmen den Augen seiner Huldin auf einige Zeit entrückt sah! Nach so langer Zeit athmete er das erstemal wieder freier, als er in Gesellschaft seiner Leute des häuslichen Ungemachs sich entschlug; aufs neue war sein Herz der Freude geöffnet; alles lächelte

ihn an – ihm war ſo wohl. O wäre er doch ewig auf dieſem Poſten geblieben, oder hätte lieber grauſe Todesnacht ihn umſchloſſen! denn ſeiner warteten von nun an ſchreckliche Dinge.

Zwanzigstes Kapitel.

Zu undurchdringliches Dunkel hüllt der Himmel meine Tage; vermag das blöde Aug' hindurchzuschauen?

Indessen befand sich eben so wohl — wo nicht noch besser — Amalie. Vor wie nach besuchte sie Assembleen und Spieltische; nur eintretender Mangel und versperrte Aussichten, ihn wieder zu ergänzen, waren zuweilen vermögend ein vorübergehendes Nachdenken bei ihr hervorzubringen.

Eben war Letzteres der Fall, und um die Grillen zu vertreiben, promenirte sie einst an einem der schönsten Herbsttage um die Alleen der Stadt. Eben war sie im Begriff den Rückweg einzuschlagen, und saß ermüdet auf einer Ruhebank, als von ohngefähr eine dem Anschein nach sehr vornehme

Dame, einem klapperndem Todtengerippe gleich, unterstützt von einer jungen überaus schönen Begleiterin — daher geschwankt kam. Die Dame, noch mehr aber die sie begleitende Schöne, erregten plötzlich ihre ganze Aufmerksamkeit in so hohem Grade, daß sie sich voll edler Freimüthigkeit ihnen näherte, und, um nicht für unbescheiden angesehn zu werden; sogleich die innigste Theilnahme an der Dame anscheinend zerrütteten Gesundheitsumständen zu affektiren begann. Die Fremde, von so seltenen Aeußerungen eines edlen Charakters ganz entzückt, erzählte Amalien voll Zutrauen den ganzen Hergang ihres Unglücks.

„Ihre Begleiterin, ein sanftes schönes „Geschöpf, ein Meisterstück der Schöpfer„hand, war itzt ihre einzige Stütze, da sie „hülflos einer verzehrenden Krankheit zu un„terliegen schien. Die Unglückliche, weit „entfernt von ihrem Vaterlande, das sie einer „Badekur halber verlassen mußte, war eben „auf der Rückreise dahin begriffen, als die „Ausbrüche ihrer wüthenden Zufälle itzt hef„tiger wurden. Sie war daher genöthigt,

„einige Zeit hier zu verweilen, die Hülfe „der Aerzte zu ſuchen, und den Gang der „Krankheit abzuwarten.“

Amalie brach bei dieſer Erzählung in die wehmüthigſten Ausbrüche des lebhafteſten Bedauerns aus, — beklagte die unglückliche Dame, die beim erſten Anblick ſchon ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe, und in kurzer Zeit ergoſſen ſich ihre Herzen zu den innigſten Freundſchaftsgefühlen. Wie war es auch anders möglich? man findet ja im Unglück ſo gern einen warmen Theilnehmer!

Von nun an widmete Amalie den größten Theil des Tages den freundſchaftlichen Unterhaltungen mit der unbekannten Dame, und nur wenig Stunden waren ihren häuslichen Geſchäften geeignet; allein, nur flüchtig iſt immer der Menſchen Glück, — der unerbittliche Tod trennte ſehr bald dies Freundſchaftsband, und führte Amalien, nebſt einem kleinen Vermächtniß, zugleich den Beſitz der ſchönen Geſellſchafterin zu. Sogleich nach ihrer Wohlthäterin Beerdigung bezog letzte-

re Amaliens Haus, und war von nun an ihre unzertrennliche Freundinn.

Aber auch ſie bemerkte gar bald, wie ſehr Amaliens Herz mit ihrem Aeußeren kontraſtierte. Sie glaubte in ihr ein ſanftes, gutes — unſchuldsvolles Weib zu finden, mit der ſie, in gleichen Gefühlen verlohren, die ſüßeſten Stunden zu leben hoffte — und war in den Händen einer Sirene. Ohne Verzug würde ſie ſich auch aus dieſen ihr ſo unangenehmen Verhältniſſtn herausgewunden haben, hätte nicht Conſtantins Rückkunft ihren Entſchluß und mit ihm die ganze Scene verändert. — Seine Gemahlinn empfieng den ſchönen Mann mit der Kälte einer beleidigten Gattinn, und Er umſchloß ſie — mit den Armen wiederkehrender Liebe. — Wie ſollte ſich das gute Mädchen dies erklären? Der Hauptmann, ſo gut und ſanft — und Amalie ſo rauh und gefühllos! Unwillkührlich ſchenkte ſie erſterem ihr Mitleid — und Amalie konnte in Kurzem auch nicht die geringſten Anſprüche mehr ſo wohl auf ihre Liebe als auf ihre Theilnahme machen.

Des Mädchens Vorliebe zu Constantin konnte Amalien eben so wenig entgehen, als ihres Mannes verstohlene Blicke auf erstere; allein er war ihr zu gleichgültig, um ihn genauer zu beobachten, und jene hielt sie für zu unschuldig und unbefangen, als daß sie fähig seyn könnte, der Liebe eines Mannes Raum zu geben. Ihre Muthmaßung täuschte sie aber diesmal gewaltig; denn schon als sie dies dachte — waren beide einander nicht mehr gleichgültig. Der Hauptmann schien zwar jede Gelegenheit zu einer nähern Erklärung zu vermeiden; allein diese fehlte auch nur – den glimmenden Funken in volle Flammen zu setzen.

Oft lauscht hinter unsern besten Vorsätzen ein neidischer Dämon — höhnend lacht er ihrer; und führt an den Abgrund!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Menſchheit, hülle dich in tiefe Trauer! ein Bruder fiel.

Amalie verreiſte itzt einige Tage, um mit ihrem Vater einen alten Onkel zu beſuchen; indeß verſah' ihre Freundinn ihre Stelle. — Conſtantin vermied ihren Anblick, Sie ſchien ihn zu ſuchen. Aengſtlich klopfte ihm das Herz, als ſie einſt ſelbſt auf ſeine Stube kam, und ihm ſelbſt den Kaffee brachte. Ihr war dieſe Gelegenheit erwünſcht — ſie konnte ja ungeſtört eine Zeit lang den ſchönen Mann bewundern. Ihr Buſen ſchwoll von nie gefühlter Wonne — jeder ihrer Pulſe ſchlug ſtärker — hörbarer pochte das beklommene Herz. — Auch Conſtantin ſchien heute nicht ohne Empfindung; — ſeinen Vorſätzen untreu, zog er das ſchöne Mädchen an ſich — und mit den ſeelenvollſten Blicken ſtürzten ſich beide für-

misch in die ausgebreiteten Arme. Keins wagte den Flug dieser süßen Gefühle zu unterbrechen, — sie waren wie verkettet, und nur ein eintretender Soldat konnte diese Scene trennen.

Amalie kam bald darauf von ihrer Reise zurück, und beide giengen in ihrer Liebe so behutsam zu Werke — daß nur zärtliche Briefe ihnen sagten, was ihre Herzen nicht mehr verbergen konnten. Nach und nach ward der Drang ihrer Gefühle heftiger, — die Gluth ihrer Leidenschaft immer stürmischer; bald war ihr einziger Wunsch: — süße Befriedigung.

Eine Sommernacht wurde zur zärtlichen Umarmung in der Schönen Zimmer bestimmt. Der Tag war schwül — donnerschwangere Wolken umzogen den Himmel — fürchterliche Blitze durchkreuzten die Luft und schienen die Bande der Natur zu trennen. Von fern her schon hörte man die majestätische Stimme des rollenden Donners — nicht lange, und brüllend wälzt' er sich daher — ein Schrecken der Schöpfung. — Die Aeste

der Eichen kniſterten — ihre Wurzeln in der Erde ſchienen zu knacken. — Der ſcheue Vogel ſuchte flatternd ein Obdach — krächzend flog die Eule dem nahen Kirchthurm zu. — Immerwährendes Feuer durchzackte den ſchwarzen Himmel — ſeine ſchwüle, dumpfige Luft ſchien nur Tod und Vernichtung zu athmen! — Unter unaufhörlichem Geheul erhob ſich ein Sturmwind — und zertheilt ſchienen die Wolken entfliehen zu wollen — der ſchönſte Sonnenſchein erfreut' in majeſtätiſcher Pracht die beängſtigte Schöpfung.

Heran rückte auf ſchwarzen Fittigen die Nacht — und ängſtlich — ſah das Mädchen des Hauptmanns Ankunft entgegen. — Ein neues Unwetter unterbrach die ſich herauf drängenden Wonnegefühle der hochklopfenden Bruſt. — Der Genius des Tages, gequält von Auftritten des Schreckens, ſchien Scenen der Freude zu verachten — tief hüllte er ſich heute in den Mantel der Trauer.

Vergebens hatte ſie ängſtlich zwey bange Stunden geharrt; ſie kleidete ſich in ihr Nachthabit — der Ruhe des Schlafes zueilend. —

Noch ſchlängeln ſich in der Ferne die Blitze — länger kann Conſtantin ſeinen Gefühlen nicht widerſtehen — mit hochklopfendem wonnetrunkenem Herzen ſchleicht er ahndend dem einſamen und verſchwiegenen Schlafgemach zu. Indem naht er ſich ihrem Lager — und durchſchüttert von unerklärbar ſchauerlichem Gefühl — bebt er zurück. — Da lag ſie die Göttin — in einem Negligee, das den wollüſtigen Bau ihres ſchönen Körpers nur zu deutlich verrieth. — Er war außer ſich — ein kaltes ſchauerliches Beben miſcht ſich mitten in ſeine wollüſtigen Gefühle; nur ihr Kuß, der wie Feuer auf ſeinen Lippen brannte — das Wogen ihres elaſtiſchen Buſens — der an dem ſeinen ſchwellte — die Arme, die mit Sehnſucht ſich nach ihm ausbreiteten, brachten ihn wieder zu ſich ſelbſt. — Wildes Feuer tobte in ſeinen Adern — des Mädchens Auge ſchmachtete nach ſüßem Vollgenuß der Liebe. — Immer kühner und kühner ſprangen die Feſſeln los — das Gewand, das neidiſch noch die Reize ihres Körpers verbarg, löſ'te ſich auf — der Becher der Freude winkte — und in ununterbrochenem Wolluſttaumel durchſchwelgten ſie eine

Stunde der Wonne. — Ermattet ſank das Mädchen an ſeiner Seite nieder. Noch kochte ihr Buſen von innerer Gluth — wildes Feuer entflammte aufs neue ihre Adern — ſchon luden wollüſtige Verzuckungen zu neuem Genuſſe ein — als ſie ein furchtbarer Donnerſchlag aus ihren Umarmungen ſchreckte. — Eben hörte man vom hohen Thurme die zwölfte Stunde — und ein feuriger Blitz erleuchtete auf einmal das ganze Zimmer. — Conſtantin fieng an am ganzen Körper zu zittern — noch konnte er von ſeinem heftigen Schreck ſich nicht erholen, als auch ein zweiter folgte. Unwillkührlich fuhr er in die Höhe — jeder Puls ſeines Körpers drohte zu zerſprengen — fürchterlich ſträubte ſich das emporſtehende Haar — funkelnd rollte ſein wildes Auge in wirbelnden Kreiſen — einem ſcheuen Buben gleich, blickte er in jeden Winkel des Zimmers umher — ein ſtrafender Geiſt ſchien ihn zu ängſtigen — Fieberſchauer durchſchüttelte jede Nerve — ein ſchrecklicher Blitz, von dem fürchterlichſten Donner begleitet, fiel auf den Nachttiſch — und vor ſeinen Augen lag ein Ring.

Furcht und Grauſen ergriffen bei dieſem Anblick ſein ganzes Weſen: mit bangem Zittern ſteigt er aus dem Bette, nimmt die noch glimmende Lampe — gräßlich verzieht ſich ſein ganzes Geſicht — Zuckungen eines Wüthenden wühlen in ſeinem Gebein — mit wankendem Knie naht er dem Tiſche — kaum wagt ers ihn länger zu betrachten — und ohnmächtig fiel er zu Boden. — Schrecklich war ſein Erwachen.

Conſtantin. (wie aus einem böſen Traum erwachend, und indem er ſein wildrollendes Auge auf den Ring wendet) Mädchen, um Gottes willen, ſage, woher haſt du dieſen Ring? o habe Erbarmen, rede, ſprich, wie kam er hierher in deine Hände? —

Mädchen. (angſtvoll und ihn mitleidig anblickend) Aber um alles in der Welt beſchwöre ich Sie, wie könnte dieſer Ring wohl vermögend ſeyn, Sie in ſo groſſe Angſt zu verſetzen? (Eine Pauſe, indem ſie ihn in die Hand nimmt, und auf Conſtantin zugeht.)

O dieſer Ring, er iſt mir theurer, iſt mir werther als alle Schätze dieſer Erde. (mit Würde) Er war einſt das Glück meiner Mutter – und nun das meinige.

Conſtantin. (der ſich während dem faſt über ſie hinbeugt, als wollte er gierig jedes Wort und jeden Laut auffangen.) Alſo lebt ſie nicht mehr? (begierig forſchend) und wie war ihr Name? Geſchwind, geſchwind, eile, reiße mich aus jener fürchterlichen Angſt, die wie glühendes Feuer mein Herz durchwühlt! —

Mädchen. (mit Affekt und bebender Stimme) Mein erſter Blick in die Welt – war der Austritt meiner Mutter aus ihr hin in die Ewigkeit. (Sich eine Thräne vom Auge trocknend) Ich koſtete ihr ſo manche Zähre, und da ſie ihre Mutterarme nach mir ausſtrecken wollte — umwehte ſie kalter Todeshauch. Ihr Name war Caroline K. und –

Conſtantin. (ihr ins Wort fallend und indem er mit wildem zer-

ſtörtem Blick auf ſie einſpringt) Gott im Himmel, erbarme dich! ſo biſt du Julie von W. meine geſchändete Tochter?

Julie. (indem ſie die Arme nach ihm ausſtreckt aber zurückbebt) Jeſus, mein Erretter, — die bin ich. Vater, Vater, was haſt du gethan?

Conſtantin. (mit zum Himmel gerichteten Händen und dumpfer bebender Stimme) Allmächtiger, iſts Blendwerk der Hölle? (Indem er den Ring mit wild rollenden Augen anſtiert) Ja du biſts — du biſts: (wild knirrſchend) Ha, wie mir das Blut erſtarrt — und mein Haar ſich emporſträubt — wie jede meiner Muskeln in fieberhaften Krämpfen bebt! (Nach einer gedankenvollen Pauſe mit ſpöttiſchem Lächeln und in kalter Ruhe) So war ich denn zum Elend gebohren — ſo wachte ſchon an meiner Wiege ein böſer Dämon? — Ha! wie er nun triumphirt — wie er mit hölliſchem Hohngelächter lächelt, der Unhold! — Ja, freue dich, Satan — dein Werk iſt

gelungen. (Ein inneres Beben rüttelt ſeinen ganzen Körper.) Ungeheuer — Scheuſal der Menſchheit, zittre! — Erde, erbebe — Himmel, ſchleudere deine Blitze hernieder auf den Wollüſtigen! (tief athmend) Gott, Gott! ich lag in den Armen meiner Tochter! — (mit in einander geſchlagenen Händen und funkelndem Auge.) Darum alſo mein Kämpfen und Ringen? Darum alſo die Leiden ſo vieler traurigen Tage? — warſt du noch nicht geſättigt, grauſames Verhängniß — hatteſt du den Armen noch nicht gemartert genug? (Geht traurig im Zimmer auf und ab, und wiſcht ſich eine Thräne vom Auge.) Geiſt meiner Mutter, verklärter Schatten meiner Caroline, ſeht ihr den Elenden, wie er hier ohne Hoffnung kämpft? — ſeht ihn, wie er angſtvoll mit den Qualen der Verzweiflung ringt? (Eine Pauſe, während welcher er haſtig den Ring ergreift und mit den Füßen in tauſend Stücken zertritt) Unſeliger Ring, verfluchtes Denkmal, das ein Geiſt der Hölle mir eingab — dir verdank' ich mein Unglück! (indem er die zertrete-

nen Stücken aufhebt und in den nahen Kanal wirft) Vertilgt ſey dein Andenken auf ewig von dieſer Erde — kein Lebender ſehe dich mehr! (mit anſcheinender Ergebung, aber innerm Beben) Der Kelch meiner Leiden iſt voll — mehr vermag der arme Sterbliche hienieden nicht zu tragen. Mein Loos wird Schande und Verzweiflung ſeyn; gebrandmarkt würde mein Name bei jedem Edlen ſeyn — Säuglinge würden ſchon den Verworfenen mit Abſcheu anblicken — mit Entſetzen und Ekel Männer ſeinen Namen nennen. — Der Menſchheit zum Scheu würd' ich einhergehen — Menſchenfreude würde mir ein Dolchſtoß ſeyn, an dem jede Nerve zuckte — verzehren würde ſich meine Geſtalt — ausdorren das Mark meiner Gebeine — einem Gerippe gleich würd' ich ſelbſt mein Daſeyn verwünſchen — die Stunde meiner unglücklichen Geburt verfluchen — mein Ende würde eine Schreckensgeſchichte der Stadt — mein Leichenſtein eine Schandſäule zur Warnung da ſtehen. (Schauerliche Pauſe, er ſcheint mit einem innern Kampfe zu ringen, dann wehmuthsvoll

Julien um den Hals fallend.) Leb' wohl, Tochter des Elends — Kind der Leiden, leb' wohl, meine Julie! fluche nicht deinem unglücklichen Vater, — vergieb und bete für meine Seele. — Wehe, wehe wirst du einst über mich rufen, und dreymal wehe wird deiner Mutter Geist dir nachhallen. (Seine Tochter stürmisch umarmend) Julie, leb' nochmals wohl, nicht lange mehr — und du wirst mir eine kindliche Thräne zollen oder mich verfluchen!

Julie. (mit einem Ausdrucke, der sich nur fühlen läßt) Ach! mein Vater, mein Vater! (breitet ihre Arme aus und will ihm um den Hals fallen.)

Constantin. (bebt zurück, indem er die Hände gegen sie ringt) Geh, geh, Julie! mein Kuß ist Tod. (Schaudernd) Nur in der Ewigkeit umarmen wir uns wieder.

(Mit Ungestüm entreißt er sich ihren Armen — stürzt zur Stube hinaus, und in der Ferne hört man

noch den schauerlichen Nachhall: Erbarmen, Allmächtiger, Erbarmen!)

Die arme Julie war zu betäubt; sie wußte sich weder zu helfen noch zu retten. Ein schrecklicher Schuß, der wenig Augenblicke darauf geschah, bringt sie zu sich selbst zurück. Alles im ganzen Hause erwachte aus dem Schlafe — man eilte in Constantins Zimmer, und — da lag er kalt und erstarrt — schwarzes Blut strömte aus seinem Munde — sein Kopf war zerborsten, und an der nahen Wand klebte (ein scheußlicher Anblick!) das Gehirn.

Jammer und Geschrei ertönte aus jedem Munde. Während wälzte sich Julie auf der Erde — man wollte sie aufrichten, aber die Eindrücke des Schreckens hatten zu sehr auf sie gewirkt — und dahin war ihre Vernunft.

Blutroth sank die Sonne hinters Gebürge — und die Nacht trauerte in schwarzen Wolken über einen unglücklichen Tag!

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Da annoch einige Umſtände, beſonders die, welche Julien betreffen, vielen meiner Leſer dunkel ſcheinen werden; ſo mag ein Brief, der nach Conſtantins unglücklichem Ende an ihn eingieng, die Stelle aller weitern Erklärung vertreten. Hier iſt er wörtlich:

Mein guter Sohn!

Alle meine Wünſche ſind erfüllt — du biſt ein braver Mann, und meinem Herzen, als Soldat, nun doppelt werth geworden. Faſt bereute ich ſchon meine übereilte Strenge; allein dem Himmel ſey Dank — ſie hat dein Glück gemacht. Nichts wünſche ich nun ſehnlicher, als dich, theurer Sohn, wieder an mein

Vaterherz zu schließen. — Du wirst um deine Julie besorgt seyn? — Gott! könnte ich alles wieder gut machen, was ich verschuldet habe! Deine Tochter ist ein edles, gutes — und schönes Mädchen geworden — ganz das Ebenbild ihrer verewigten Mutter. Wo sie sich itzt aufhält, kannst du vielleicht besser erfahren, als ich. — Voriges Jahr reiste sie mit der Gräfin C., die sie so lieb gewonnen hatte, daß sie sie schon in ihrem achten Jahre zu sich nahm, ins Bad. Die Gräfin starb, so viel ich weiß, in deiner Gegend; von der armen Julie aber habe ich seitdem nichts erfahren können. Wirst du sie finden — dann wohl mir und dir — beide will ich euch in meine Vaterarme schließen, u. s. w.

R.

den 7ten Oct. 1797. Baron v. W.

Man denke sich nun des Barons Schrecken, als er die Nachricht von seines Sohnes schaudervollem Ende erhielt! Unaufhörlich rang er die Hände — raufte sich das

Haar, und geberdete sich einem Wüthenden gleich — bis ein plötzlicher Schlagfluß seinem Leben ein Ziel setzte. Noch vor seinem Ende setzte er Julien zur Erbin seines sämtlichen Nachlasses ein, allein die Aermste hat es nicht benutzt, denn auch sie löste sanft der Himmel auf.

So fiel ein Mann, irre geleitet durch das mächtige Zauberwort, Liebe, in der schönsten Blüthe seines Lebens. — Der Obriste — alle Kameraden seines Regiments — selbst Amalie, weinten ihm eine stille Zähre — das schönste Denkmahl, das ich mir einst wünsche! — Wollten wir allein bey seinem Falle ungerührt bleiben? —

[v.: Maurer, F.]

Vetter Heinrichs

und

Vetter Gottliebs

Mitglieder keiner Akademie, und keiner heimlichen und öffentlichen Gesellschaft

gewechselte Briefe

über — — ?

(Sprüchwörter Salomonis Kap. 15. V. 2.)

Herausgegeben

vom

[illegible]

[illegible] v. Brühl.

Leipzig und Berlin, Petersburg und Wien.

Im letzten Jahre des 18ten Säkulums.

1799

Sächsische
Landesbibliothek
26. NOV. 1963
Dresden

Zueignungsschrift

an den

Kaiser von Japan.

Allerdurchlauchtigſter,

Unüberwindlichſter,

Welteinnehmender,

Sonnenverfinſternder Kaiſer!

Allergnädigſter Kaiſer und

Herr!

Ew. Kaiſerliche Majeſtät werden dieſes Werkchen eben ſo wenig zu leſen geruhen, als viele Europäiſche Fürſten die Werke, welche ihnen zugeeignet werden.

Da aber bei der Zueignung eines Buchs das Lesen der geringste Zweck ist: so hoffe ich, einer Ihrer Gelehrten wird die Sitten unserer Völker hinlänglich studirt haben, um Allerhöchstdenenselben demonstriren zu können, was ein Autor eigentlich bei der Zueignung seines Werkes zum Zweck hat. Sollten aber Ew. Kaiserl. Majestät mir huldreichst zumuthen, daß ich mir aus Erkenntlichkeit für die gnädige Aufnahme meines Werkes den Bauch aufschnitte: so bitte ich in aller Unterthänigkeit zu erlauben, daß mein Vetter und derjenige, der mich verleitete es

drucken zu laſſen, dieſe höchſte Gnade genießen möchten. Ihre Erkenntlichkeit wird nur mit ihrem Leben ſich endigen.

Fänden aber Ew. Kaiſerl. Majeſtät mein Werkchen nicht der höchſten Belohnung würdig, und erwiederten Allerhöchſtdero Zufriedenheit auch nur mit einer kleinen Ladung Gold-Barren: ſo werde ich dieſes kleine Andenken mit eben der Erkenntlichkeit für mich behalten. Es iſt bei uns Europäern ſo Sitte, die Gunſtbezeigungen, wenn ſie in Golde beſtehen, für ſich zu behalten, und die höheren, ſo wie das Bauchaufſchnei-

den, die Baſtonade auf die Fußſohlen ꝛc. andern zuzuſchanzen.

Ich verharre in allertiefſter Unterwürfigkeit

Ewr. Kaiſerl. Majeſtät

allerunterthänigſter Knecht

Gottlieb von Bertúhel.

Vorrede des Verlegers.

Wenn jeder im Staate wirklich das seyn soll, was sein Titel anzeigt, so kann ich der ganzen Christenheit versichern, daß ich diesem Gesetze bei der Herausgabe dieses Werkes vollkommen zu entsprechen, mir die sichere Hoffnung machen darf. Die beiden Herren Cor-

respondenten haben da so manches niederge-
schrieben, was gar viele verschnupfen wird,
wenn sie etwas davon hören, und die wer-
den sich wohl hüten, den Briefwechsel zu
kaufen und zu lesen. Und so werde ich denn
dabei leider nur zu gewiß mein Geld verle-
gen, und schwerlich zum Posten eines Ein-
nehmers vom geneigten Publikum erhöhet
werden. Einstweilen will ich daher nur das
Amt eines Controlleurs dabei verwalten.

Den Herrn Gottlieb von Bertühel
habe ich nicht die Ehre zu kennen; aber er
scheint ein ehrlicher Mann zu seyn. Da

man indeſſen die Menſchen nach ihren Handlungen und nicht nach ihren Schriften beurtheilen ſoll: ſo mag der Punkt der Ehre unentſchieden bleiben.

Mit Kupfern und Vignetten habe ich mich nicht einlaſſen wollen; es iſt alles ſo deutlich beſchrieben, daß ich dem Käufer das Geld habe erſparen können. Sollte ich meine Auslage mit Intereſſen wieder erlangen; ſollte die Schreiblnſt beider Herren noch fortdauern und Anlaß zu einem zweiten Bändchen geben: ſo ſoll nicht allein ein Titelkupfer erfolgen, ſondern das Wort Ende als ein

in ſo vielen Schriften erwünſchtes Wort auf eine beſonders ſinnreiche Art geſtochen werden. Doch damit hat es noch Zeit; einſtweilen bitte ich mit dem Holzſchnitte, welcher die Bildniſſe der beiden Vettern vorſtellt, und die mir in Umriſſen vom Herrn Vetter Heinrich mitgetheilt worden ſind, zufrieden zu ſeyn.

Herr Gottlieb trägt die Naſe etwas ſehr hoch, dafür hat auch ſein Vetter ein ganz einfaches Geſicht. Die vom Vetter Gottlieb vorgeſchlagene Subſcriptionsart habe ich nicht gewählt; es däucht mir, der

Verleger äußere dadurch eine zu große Furcht, und die ſchurkiſchen Nachdrucker in der Kaiſerſtadt und im heiligen Römiſchen Reiche laſſen ſich dadurch doch nicht abhalten, ihre Diebeshände auch nach dieſem Werke auszuſtrecken, wenn ſie ſich Vortheil davon verſprechen. Ich will alſo den Druck auf meine Koſten zu unternehmen wagen; gelingt es nicht, ſo werde ich mich damit tröſten müſſen, viele Kameraden zu haben, die als Verleger anfingen, und als ſolche mit Wehmuth die Ballen ihrer von hungrigen Schriftſtellern ihnen angeſchwatzten Verlags-

werke sich zu verlegener Waare anhäufen sahen.

Leipzig, am 1sten Oktober

1799.

Erſter Brief.

Berlin, 1797.

Lieber Vetter!

Du wünſcheſt mit mir zu korreſpondiren? — Haſt Du denn ſchon überlegt was das iſt? — Ich zweifle. — Das Ding koſtet Geld. —

Der kluge Menſch will für ſein Geld auch etwas von gleichem Werthe haben — daher iſt das Briefwechſeln unter die erlaubten Hazardſpiele zu rechnen. Leider hat das, was man für das Geld erhält, meiſtens den Werth nicht; — zuweilen auch mehr Werth als das Geld. — Indeſſen haſt Du Geld und Geduld übrig: meinetwegen; — ich habe Papier, Feder und Tinte. Es iſt mir angenehm jemand zu finden, gegen den ich ſo manchen Gedanken äußern kann, der

ſonſt, wie ſoll ich ſagen, verloren geht? — das iſt ſtolz — — der ſonſt nicht zur Welt käme.

Doch ich will großmüthig gegen Dich handeln. Ein Brief von mir koſtet Dir mit Briefträgerlohn 4 Gr. 6 Pf. Iſt nun der Inhalt nicht 4 Gr. 6 Pf. werth, ſo liquidire; ich werde Dir vierteljährig das Geld baar wieder zuſtellen. — Von Welthändeln werde ich Dir nichts ſchreiben — denn die Zeitungen ſind in dieſem Fache noch reichhaltiger als die Welt ſelbſt.

Von Politik — werde ich nicht ſprechen; zwar habe ich einige diplomatiſche Kenntniſſe, denn es iſt kein Diploma unſerer Familie, deſſen großes Siegel ich nicht abgezeichnet und ſchön illuminirt hätte. Doch die alten ſollen in der Politik nicht viel gelten, und ich weiß die geheimen Urſachen der Begebenheiten nicht; öffentliche Schelmereien, die werde ich wohl gewahr, wie jeder andere. Gehörig darüber ſprechen und urtheilen kann ich nicht. Es kommen ſo viele Sachen vor, die die Menſchheit entehren; Plane und Ausführungen, zu welchen ſich nur Luchſe, Füchſe, Panther und Tieger ſchicken, aber nicht nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffene Menſchen.

Von Kameralwiſſenſchaften habe ich oft reden gehört, es kann auch ſeyn, daß ich etwas

davon gefaßt habe — doch will ich es nicht versichern. (Redlich sollst Du mich immer finden, lieber Vetter! ich versichere nichts, dessen ich nicht sicher bin.) In meiner Jugend fand ich viel Vergnügen an der Kamera obscura, die soll aber nur ein Nebenzweig von der Kameralwissenschaft seyn, und Du wirst gern alles gründlich wissen wollen.

Was die Finanzen betrifft: so habe ich oft von Juden und Christen Unterricht gehabt. Entweder aber ich habe das Ding nicht recht gefaßt, oder meine Lehrmeister haben mich betrogen. — Mein Debet ist immer stärker als das Credit geblieben. Willst Du unterrichtet seyn, wende Dich an einen gewissen Mann — seinen Namen weiß ich nicht — Du kannst ihn aber von denen, die über ihn seufzen, erfahren. Die Armen einer ganzen Provinz leben von der Wollespinnerei. Die Wolle kömmt vom Auslande, und wird gesponnen zurückgeschickt, mithin kommt baares Geld dafür ins Land. Jener Mann nun machte den Vorschlag: einen Impost auf die Spinnerei zu legen. Siehst Du lieber Vetter! das soll die rechte Finanzwissenschaft seyn. Also der Mann muß das verstehen, der kann Dich unterrichten. — Du kannst auch einst leicht noch

beſſere Einfälle haben, z. B. eine Gedankenſteuer vorzuſchlagen. Da richte Dich aber nicht nach dem Acciſetarif, wo nach dem Werth der Dinge bezahlt wird; wenigſtens muß dies in umgekehrter Progreſſion gehen, ſonſt bekommſt Du wenig Einnahme. Ich glaube nicht daß Du Ordnung in meinen Briefen verlangen wirſt, da die Gegenſtände ſelbſt ſich in keiner Ordnung darſtellen. In der Welt iſt alles Kontraſt, und es geht uns, wie einem der auf Reiſen iſt, wo immer neue Gegenſtände den Gedankengang unterbrechen, und neue Beobachtungen hervorbringen. Ueberdies habe ich ſelbſt, oder meine Einbildungskraft, noch den Fehler, daß wir nicht bei der Klinge bleiben, ſondern ſehr viele Seitenſprünge machen, wozu oft ein einziges Wort Anlaß giebt. — Kein Wunder alſo, wenn ich in meinen Briefen vom Kaiſer von China ſchreibe, daß ich auf chineſiſche Tuſche gerathe; mit dieſer habe ich unter andern einen Plan gezeichnet, auf welchem ſich das Madriter Schloß befand, wobey mir natürlicherweiſe das ſpaniſche Cerimoniel einfallen mußte. Mir ſtellt ſich zugleich die Karte von Spanien vor, grade gegen über ſeh' ich Afrika. Ich denke die Schwarzen da über dem Waſſer haben es bequemer; ihre Kleiderordnung zwingt ſie nicht

enge Hosen, und Kleider mit vielen Knöpfen zu tragen; aber freilich ist es verdammt heiß; mag wohl die Hitze unter der Linie so unerträglich seyn, als die Kälte unter dem Polarzirkel? — Siehst Du Vetter! so geht das Lauffeuer der Gedanken in meinem Kopfe. — Ich habe Dich da in kurzer Zeit von China nach Afrika gebracht, und in dem Augenblicke, wo Du vor Hitze zu versinken dachtest, setzte ich Dich mit dem P**** auf den glänzenden Rücken eines Eisberges nieder. Lieber Vetter! so kann sich der Mensch in einem Handumdrehen glücklich und höchst unglücklich denken; es kommt oft bloß auf den Gang seiner Ideen an. Ein gewisser Bonnet hat über den Gang der Ideen geschrieben; aber hüte Dich, wenn Du Bonnet nicht verstehst, daraus zu schließen: andere verständen ihn auch nicht. Wer einen Gegenstand sehen will, muß auch auf dem rechten Punkte stehen, von welchem man den Gegenstand erblicken kann, sonst hilft weder Lorgnette noch Teleskop.

Hättest Du ein Dollontsches Fernrohr mit 2 oder 300 Rthlr. bezahlt, Du würdest im Keller nimmermehr die Trabanten des Jupiters erblicken. Die Trabanten sind da, das Fernrohr hat seine Kraft, Deine Augen haben keinen Staar,

der Allgütige gab Dir alles was man braucht, um einen Theil der herrlichen Schöpfung zu ſehen und näher zu beobachten; aber Du haſt den rechten Standpunkt nicht gewählt, oder ihn verlaſſen. — Was ich damit ſagen will, weiß ich wohl; ich weiß aber nicht, ob Du mich recht verſtehen wirſt. Verlange nur auch keine weitere Auslegung; ich empfinde vieles, worüber die Auslegung mir ſchwer werden würde. Alſo weiter. Haſt Du ſchon verſucht, lieber Vetter! Dich an einem hellen Sommer- oder Winterabende, ſo ganz von allem Getümmel der Welt entfernt, in's Freie zu ſtellen, und das große Heer der himmliſchen Trabanten anzuſehen? — Haſt Du es noch nicht, ſo thue es mir zu Gefallen, und ſchreibe bei Gelegenheit, was Du dabei empfunden haſt. Sollteſt Du nichts empfinden, ſo übergehe das mit Stillſchweigen; ich will den Vorſchlag zu vergeſſen ſuchen, ſonſt könnte ich wünſchen Dich zu vergeſſen.

Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen das Porto von mir anzunehmen, ſchämen ſich doch tauſend andere nicht, unnützes zu verurſachen.

Dein

Vetter G. — —

Zweiter Brief.

Leipzig.

Heinrich an Gottlieb.

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochgeehrteſter Herr Vetter!

Dero Schreiben habe ich richtig erhalten, und es freuet mich herzlich, daß Sie meinen Vorſchlag annehmen, mir zuweilen zu ſchreiben. Was Sie wegen der Ausgabe des Portos ſagen, iſt die Folge Ihrer beſondern Beſcheidenheit; ich bin ſicher, daß jeder Ihrer Briefe für mich ein Kapital wird, das ſich zu 100 pro Cent verzinſet, nur verzeihen Sie, wenn mein Verſtand oft nicht hinreicht, Ihnen gehörig zu antworten.

Den geſtirnten Himmel habe ich oft betrachtet, aber was ich dabei empfinde, wenn ich eine Zeitlang in den zahlloſen Reichthum der Schöpfung blicke, kann ich nicht recht beſchreiben, und ſinnlich wollen Sie es doch beſchrieben haben; ich müßte es mit etwas vergleichen was ich nie

genoſſen habe, es wird alſo der Vergleich eines Vergleiches. Es iſt als wenn ein König, der mir das Leben gerettet hätte, mir alle ſeine Schätze zu meinem künftigen Genuſſe zeigte, mich aber zu gleicher Zeit herzlich umarmte. Das innige Gefühl einer unbeſchreiblichen Erkenntlichkeit wäre zu groß, daß nicht die Schätze vor meinen Augen verſchwinden ſollten. Dankbarkeit und Liebe würde meine Seele ganz beſchäftigen. Ungefähr ſo möchte es ſeyn. — Ich hoffe, Sie werden nicht wünſchen mich zu vergeſſen, und empfehle mich Ihrem fernern Wohlwollen.

Ew. Hochwohlgebornen
Meines Hochgeehrteſten Herrn Vetters

ganz ergebenſter Diener und Vetter
H. B. — —

Dritter Brief.

Berlin.

Gottlieb an Heinrich.

Vetter, Du biſt ein Narr! Ich denke an einen Verwandten zu ſchreiben, der vernünftig genug

iſt, den gewöhnlichen Schnickſchnack wegzulaſſen, und Du kleckſeſt mir da einen Hochwohlgebohrnen und Hochgeehrteſten Herrn Vetter hin! Gewöhne Dir doch die ſächſiſche Bücklingsmacherei ab. Ihr habt überhaupt den Fehler an Euch, die Wahrheiten ſo zu ſchmücken, daß ſie ganz das Gepräge einer Lüge bekommen: das giebt Euch auch die Leichtigkeit zu lügen; denn wenn zwei Schweſtern ganz einerlei gekleidet ſind, ſo ſind ſie oft ſchwer von einander zu unterſcheiden. — Dein übertriebener Vergleich mit dem Kapital zu 100 pro Cent iſt ſtinkende Schmeichelei. Künftig bitte ich grade zu Werke zu gehen, denn ich würde Dich gewiß wie einen falſchen Spieler herunter machen, wenn ich nicht mit Deiner Empfindung über den geſtirnten Himmel ſo zufrieden wäre. Was Du von Deinem Verſtande ſagſt, läßt ſich hören.

Wenn Du etwa Luſt bekömmſt Schlüſſe zu machen, ſo nimm Dich ja in acht, daß Du Dir ſtatt Aufſchlüſſe keine Zuſchlüſſe machſt, z. B. Armuth gebiert oft Härte und Grauſamkeit; darüber könnteſt Du ſagen: Wer arm iſt, iſt hart und grauſam. Das wäre ſchon ein dummer Schluß, Vetter! Oder Du wollteſt das umkehren, und ſagen: Wer grauſam und hart iſt,

ist arm. Du würdest in beiden Fällen so schief schließen wie die meisten Menschen. Ich gebe Dir nur einen Wink, weil oft in der großen Welt so geschlossen wird, und Du könntest Dich verführen lassen. Gehe noch nicht in die große Welt, und ehe Du Dich in den Platzregen auf die Straße wagst, so lasse Dir zuvor einen tüchtigen Regenschirm machen. Ich vermuthe mir Zeiten, wo ein solcher Schirm manchem mit dem stolzen Kranichgange dienlich seyn wird. — Doch die Zeiten sind noch nicht da, und Du brauchst einstweilen nur einen Regenschirm für Dich.

Ich bin und bleibe

Dein
Vetter Gottlieb.

Vierter Brief.

Berlin, 97.

Gottlieb an Heinrich.

Vetter! ich wollte, man schriebe ein Buch unter dem Titel:

Für Leute die nicht zu Fuße gehen.

Schreib doch einmal ſo ein Ding. Du biſt ja auf einer Univerſität. Haſt Du nicht Verſtand genug es ſelbſt zuſammen zu bringen, ſo laß Dir einen von den armen klugen Leuten kommen, die für reiche dumme Teufel arbeiten. Ich will Dir zuweilen Materialien ſchicken. Vielleicht kann ich auch die erſte Impulſion ſeyn, welche Dich zum Schwung eines Autors bringt; denn nach den Regeln der Mechanik kann ſich nichts bewegen, ohne daß eine erſte Impulſion, es ſey wovon es wolle, die Bewegung hervorbringe. Die erſte aller Impulſionen aber zu ergründen, wage nicht, das bitte ich Dich. Glaube ſie in Demuth, Du kömmſt am beſten weg, und wirſt kein Narr. Wie viele giebt es, die ſich in Spekulationen und Ergründungen alles Unergründbaren zu vertiefen ſuchen, da unterdeſſen handelnde, unſpekulative Menſchen ohne Philoſophie ihre Taſchen ergründen; ſie werden gewahr, aber zu ſpät, daß ſie ſelbſt an der ihnen ſchädlichen Ergründungsſucht Schuld ſind. Wenn Du alſo ſo ein vorgeſchlagenes Werk ſchreibſt, oder ſchreiben läſſeſt, ſo fange nicht etwa bei der Beſchreibung der erſten Bewegung an, durch welche der erſte Körper fortrückte: fange bei dem Gehen an. Du kannſt ſagen, wie ſehr es der Ge-

ſundheit dienlich iſt; doch laß Dich abermals nicht vom Autoreiſer verblenden, und beſchreibe etwa alle Krankheiten, die vom vielen Sitzen entſtehen. Das Gehen wird nach meinem Sinne bloß als ein weniger ſchnelles Fortkommen, und folglich als eine zu Bemerkungen ſchicklichere Bewegung betrachtet, bei der man nur von ſich abhängt, alſo bei jedem Gegenſtande ad libitum ſtill ſtehen kann. Ich gehe, ſtehe ſtill, wenn es mir behagt, und weil ich das thät, ſo bekam ich Anlaß zu dem Gedanken: daß Armuth Härte gebiert. Schreibt man alſo ein Buch für Leute die nicht zu Fuße gehen, und ſie leſen es, ſo werden ſie einſehen lernen, wie viel die Menſchheit darunter leidet, daß ſie immer ſchnell fortrücken will, ohne doch im Reiche der Vernunft einen Schritt weiter zu kommen.

Vor einigen Tagen ging ich Abends um 9 Uhr nach Hauſe. Es war kalt. Als ich auf die Brücke neben der Artilleriewache kam — doch Du weißt nicht wo die Artilleriewache iſt. Kauf Dir einen Plan von Berlin, es ſey für 1 Rthlr. oder für 4 Gr., das iſt einerlei. — Du wirſt einwenden: was macht gerade der Ort zur Geſchichte? — Willſt Du das wiſſen, ſo mußt Du freilich noch eine Weile auf die Geſchichte ſelbſt warten, die

im Grunde ganz kurz iſt. — Oder lieber erſt die Geſchichte: Ich ging alſo Abends um 9 Uhr nach Hauſe. Es war kalt. Mich fror zwar nicht, weil ich warm angezogen war, und doch drang die Kälte unvermuthet durch. So oft ein Geſchöpf, ganz wie ich gebildet, im Winter neben mir gehet oder ſtehet, das nichts anzuziehen hat, ſo bringt plötzlich die Kälte, wie ein elektriſcher Schlag, bis in mein Innerſtes. Vetter! den phyſiſchen Grund kann ich davon nicht angeben; es mag wohl in der Einbildungskraft liegen. —

Der Mond ſchien hell. Als ich auf die Brücke kam, ſah ich am Geländer etwas Kleines ſitzen. Ich bückte mich. — Ein kleines Geſchöpf, kaum 6 Jahr alt, in ein altes Tuch ſtatt Enveloppe gehüllt, drückte vor Kälte die kleinen Knie bis an's Kinn.

Vetter! mir ging der oben erwähnte elektriſche Schlag durch Mark und Bein; ich dachte Pinetti*)

*) Pinetti iſt ein Taſchenſpieler; er nennt ſich zwar Phyſicien du Roi, auch hat er vollkommen Recht. Augen blenden, und damit Geld in ſeine Taſche bringen, iſt wirklich eine phyſikaliſch-mechaniſche Kunſt, und das reelſte Taſchenſpiel. Seine Zuſchauer ſind freilich auch Taſchenſpieler, aber in entgegengeſetzter Richtung. Die Taſche iſt doch das Hauptcentrum der meiſten menſchlichen Handlungen.

hätte mir meinen Ueberrock mit einem Spinnengewebe vertauscht.

Was machst Du da Kind? — war natürlich meine erste Frage. Ein kaum Oktav-Menschen-Stimmchen erwiederte: „Ich darf nicht nach Hause, sonst krieg ich Prügel." — Von wem? — „Von meiner Mutter" — Ein ehrlicher Bürger, der so eben auch mit seiner Frau, nach genossenem Kottbusser, nach Hause gehen wollte, blieb stehen, und versicherte: Er habe dies Kind schon öfters so sitzen gesehen; es müßte täglich seinen Aeltern einen gewissen Tribut bringen, sonst würde Exekution gehalten. — Lieber Vetter' ohne einen Spekulationskopf zu haben, kannst Du berechnen, daß ich dem Kinde etwas gab, und ihm fortzugehen anrieth. Der gute Bürger fragte nach der Wohnung des Mädchens; es gab zur Antwort: in der Linienstraße. „Frau, erwiederte der gutmüthige Mann: „es ist unser Weg, wir wollen das Kind nach Hause bringen." Der Gedanke freute mich, ich lobte seine Menschenliebe, und dachte: — auch gut, daß der Mann zu Fuße ist, wie hätte er sonst das Kind bemerkt? —

Frage doch Deinen Professor bei Gelegenheit, aber nicht als wenn es von mir käme: ob

eine gute Polizei nicht ſchuldig iſt, auf ſo etwas ein wachſames Auge zu haben? — Du brauchſt doch weiter keine Auslegung über den Satz: daß Armuth Härte und Grauſamkeit gebieret; oder findeſt Du keine Härte und Grauſamkeit darin, ein Kind allen Gefahren auszuſetzen, und zum Betteln zu gebaren? folglich ihm ſo zu ſagen gewaltſam Kollegia zu leſen, wie man unthätig, der menſchlichen Geſellſchaft zur Laſt, leben kann?

Das gröſſeſte Unheil kommt erſt hinten nach, wenn ſo ein Kind anfängt Bonkette, dann Pommeranzen herum;zutragen. — Erſt lebt es dem Publiko zur Laſt, zuletzt zum Schaden.

Haſt Du nie in Deiner Seele einen Trieb zu gewiſſen Anmerkungen gefühlt, wenn ein Mädchen ſo einen Korb mit Blumen zum Verkauf darbietet? Vermuthlich dieſe: daß entweder das Mädchen hübſcher als die Bonkette, oder die Bonkette hübſcher als das Mädchen wären. Vetter! Du biſt ein Scheim! das ſage ich Dir, um meiner Wahrheitsliebe eine Art von Genugthuung zu verſchaffen; weil ich es ſo vielen andern nicht ſagen darf, die bei ähnlicher Gelegenheit eben die Anmerkung machen.

Das Wetter wird bei Dir eben ſo gelinde

ſeyn wir bei uns. Die Leute ſagen: wenn es nur ſo bliebe, und wir nicht noch Kälte bekämen. Im Februar wollen ſie den Winter ganz weggejagt wiſſen, und ſind fähig gegen Gottes weiſe Fügung zu proteſtiren und zu raiſonniren, wenn es nicht in ihren Kram tangt. Späte Kälte kann freilich Mißwachs nach ſich ziehen: Mißwachs aber iſt nicht immer die Urſach einer Theurung. — Unterſuche doch Vetter! worin die Grundurſach von beſonderer Theurung und Mangel lieget, ob der Geber alles Guten zu wenig gegeben hat, oder ob es die Menſchen ſchlecht eintheilen? —

Geſtern ſtarb hier eine Hofdame. Du weißt doch was eine Hofdame iſt? oder weißt Du es nicht, ſo will ich verſuchen, ob ich es Dir begreiflich machen kann. — Eine Hofdame iſt ein Ding — nun ja, was materiell iſt kann man ein Ding heißen, immaterielle Hofdamen habe ich noch nicht geſehen. — Alſo eine Hofdame iſt ein materielles Ding, weiblichen Geſchlechts, was eſſen, trinken, ſchlafen, gehen, ſtehen und tanzen kann, oft gehen, ſtehen und tanzen muß, und allemal gefallen will; — iſt oft die Zierde eines Hofes; gehört zum Staat, übrigens nicht zur weſentlichen Erhaltung eines Staats; hat

etwas Ähnliches mit einer Reverbere-Lampe, ſie leuchtet, blendet und verblendet wie dieſe, wirft oft einen erborgten Schein von ſich, und iſt vieler Verwandlungen fähig, verwandelt ſich auch zuweilen, ohne daß es zuvor über die Urſach nachgedacht hat; iſt Verführungen aller Art ausgeſetzt; ſich ſelbſt überlaſſen; allemal von edler Geburt, wenn gleich nicht immer von ſolcher Denkungsart; hängt von andern ab; muß freundlich ſeyn, wenn es Luſt zu weinen hätte. Iſt es wirklich nützlich, wohlthätig, verläumdet nicht, ſucht oder leidet keine Anbeter, dann ſetze es in die Klaſſe der beſſern Menſchen. Die Tugenden eines Einſiedlers ſind nichts dagegen. Sich durch das Heer der Verführungen durchſchlagen, iſt wahrlich ſehr viel. — Die Aeltern freuen ſich, wenn ihr Kind ſo ein Ding werden kann, und weinen nicht ſelten, wenn es dazu gelangt iſt. Ihres armen Vaters größte Kapitalien beſtehen in Forderungen. Das wirkliche Vermögen iſt ein Adel, der ſich bis auf Noah erſtreckt. — Lieber Vetter! Du biſt auch von altem Adel, finde Dich durch dieſen Vorzug beehrt, aber ſey nie ſtolz darauf. — Mache es auch nicht wie manche Adliche, die den Adel ausrotten möchten, und den Demokratismus predigen. Glaube mir,

es ist nichts daran, sie lieben deswegen weder den Bürger noch den Bauer. Furcht, Hab- oder Herrschsucht ist gemeinhin die Grundursache ihrer scheinbaren Gerechtigkeitsliebe. —

Ich vergesse, daß die Post abgehet. — Bin

Dein
treuer Vetter

Gottlieb B — — —

Fünfter Brief.

Leipzig, 97.

Heinrich an Gottlieb.

Ich will Ihnen gehorchen lieber Vetter, und ganz ohne Umstände schreiben. — Ich danke für die Mittheilung Ihrer Geschichte. Den Plan von Berlin habe ich gekauft. Ich finde, die genannte Brücke ist grade neben lauter Palläſten, der Bibliothek und dem Opernhause. Meinen Sie etwa, daß dies die kleine Geschichte auffallender macht?

Was Sie von der Empfindung sagen, wenn man ein Mädchen mit dem Blumenkörbchen sie-

het, da haben Sie mir Unrecht gethan. Wenn die Sonne recht heiß auf das Körbchen ſcheint, und die Blumen welk darin liegen, ſo denke ich: Schade, daß ſie, ihrer Beſtimmung nach, nicht ſtehen blieben, ſo lange der Schöpfer ihnen die Kraft zu blühen gab. Der Tod der Blumen beim Abſchneiden iſt nicht das Sterben der Natur. Dann ſeh' ich das Mädchen an, es ſieht frech und blaß aus; die Thränen treten mir in die Augen. Mein Stubenburſche, ein gutmüthiger Theolog, dem ich dieſe Empfindung mittheilte, war völlig meiner Meinung, glaubte auch, daß jeder wohlgeſittete junge Menſch das empfinden müſſe, andern aber könnte man dergleichen Empfindungen nicht wohl mittheilen, ohne ausgelacht zu werden. Aber ſagen Sie mir, lieber Vetter! wie können die Menſchen lachen, wenn das ſchönſte Stück der Schöpfung welkt?

Ich danke für die Definition einer Hofdame; ich habe ſchon viele geſehen, aber mir weiter keine Definition gedacht. Mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, dem ich dieſe Stelle ihres Briefs zeigte, ſchrie laut auf: C'est un miracle, definir une chose indéfinissable! So ſind die Franzoſen! ein bon mot muß bei ihnen doch täglich heraus, es mag Wahrheit oder Lüge zum Grunde haben. Er-

lauben Sie mir eine kleine Anmerkung: Ich hätte bei der Beſchreibung das Wort Ding nicht gebraucht; dies einzige Wort kann Ihnen Händel zuziehen. Weſen, Geſchöpfe iſt doch edler, aber unter dem Worte Ding werden ſo viele Sachen verſtanden, mit denen doch keine Dame in Parallel ſtehen kann.

Hierbei erhalten Sie ein Buch, welches mir ſehr intereſſant ſcheint, doch nur für Leute die es verſtehen. Ein Offizier hat es mir gelobt, und mir gerathen, es Ihnen zu überſenden. — Vorgeſtern geſchah ein großes Unglück. Sie kennen die Chauſſeé nach Wurzen. In der Mitte iſt ein Pflaſter, daß mans nicht aushalten kann; daneben ein Wagengeleis, ſo nahe am Graben, daß einem Angſt wird. Die Frau Hofräthinn R. . . . reiſ'te nach Dresden; ſie iſt kränklich, und kann die Stöße des Pflaſters nicht aushalten. Der Kutſcher fährt auf dem Nebenwege, das Sattelpferd wird ſcheu, der Wagen fällt in den Graben, und die Frau bricht den Arm. Um künftiges Unglück zu verhüten, räth man nun ein Geländer am Graben zu machen. Es gehört zur Rathsjurisdiction, und der Rath meint: es koſte zu viel Holz, die Leute brauchten nicht am Rande zu fahren. — Sagen Sie mir doch,

iſt der Wunſch nicht erlaubt: Einer von dem Hochlöbl. Rath möchte ſelbſt einmal in den Graben fallen?

Morgen fängt der Profeſſor S . . . . ſeine Vorleſungen über das Jus naturae et gentium an; es koſtet als Privatcollegium 4 Louisd'or. Wollten Sie wohl ſo gütig ſeyn, mir das Geld dazu zu geben? ich habe ja keinen Vater mehr. Ich verbleibe mit Bitte und Hochachtung

Ihr
ganz ergebenſter Diener und Vetter
Heinrich B — — —

Sechſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Daß Du keinen Vater mehr haſt, weiß ich ſeitdem ich Dein Vormund geworden bin. Die Noth hätte Dir einen andern aufbürden können, doch keinen der Dich ſo redlich liebte; daß Du mich aber daran erinnerſt, Dir 4 Louisd'or zu ſchicken, iſt ein dummer Streich. Alle die

ſchönen herzrührenden Sprüchlein, die gewöhnlich der Bittende auskramt, ſind für mich ein leerer Schnickſchnack, und zuweilen beleidigend. Braucht meine Freundſchaft, meine Liebe, eine Erſchütterung, um die angenehme Pflicht des Wohlthuns auszuüben? Sage lieber, das brauch' ich. Finde ich es für Deinen Verſtand, für Dein ſittliches Leben für gut, ſo ſollſt Du es haben. Ob Du mir Hypothek auf Deine Erkenntlichkeit, oder einen langen Neujahrwunſch dafür giebſt, gilt mir gleich. Wenn ich König wäre, oder es durch Zufall würde, (wer kann für Unglück ſtehen) ſo würde ich alle herzbrechende Ausdrücke verbieten: ſie verrathen wenig Vertrauen in die Gerechtigkeit und Menſchenliebe eines Monarchen. Er iſt und muß Vater ſeiner Unterthanen ſeyn. Die ſchönen Worte eines Wieland müſſen nicht mehr auf ihn wirken als das plumpe Bitten eines Bauern. Beide werden auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen, und die Menſchenliebe kann etwas zulegen, wo das Gewicht der Gerechtigkeit um ein oder ein paar Gran zu ſchwer iſt. Ich glaube die Vorſehung beſtimmt mich, einſt ſo einen König zu ſehen. Aeußere nichts davon, behalte das für Dich. Das Schickſal hat den Vorhang der Zukunft

schen angefaßt, leicht kann es ihn heben; aber wage es nicht, auf einem Theatervorhange die Stumbilder auszulegen.

Zu dem Collegio über das Jus naturae et gentium schicke ich Dir [illegible] Friedrichs der, weil ich gehört habe, daß der Professor ein armer Schelm seyn soll. Dies mag ihn vielleicht bewegen, über diese Materie zu lesen. Ich habe das Ding nicht gelernt, habe mir aber doch sagen lassen, was es ist.

Ueber das Jus naturae etc. in einem bewohnten Staat zu lesen, um es befolgt zu sehen, ist gerade als wenn man den Phalanx Alexanders als leichte Reiterei hätte brauchen wollen. „Jene Materie nur kurz und historisch berühren ist gut, aber Jahre lang über ein Medikament deciren, das man nicht mehr brauchen kann, weil die Naturen der Menschen es nicht ertragen, ist Narrheit. Doch höre erst, was der Mann sagen wird. — Freilich helfen sich die Herren, und setzen wie ein Postscriptum dazu: et gentium. Da lobe ich mir die Unschuld jenes pommerschen Fräuleins, welches, als ihr lieber Bruder seinen Vater auch um Geld zu einem Kollegium über das Jus naturae et gentium hat, ausrief: der dumme Junge! über die Na-

tur der Gänſe kann er hier mehr lernen als in der Stadt.

Alles heilt jetzt, oder will an äußerlichen Schäden der menſchlichen Geſellſchaft heilen, aber die Univerſalmedizin, die doch ſo einfach, ſo ſchön, ſo wohlthätig iſt, die von den innern nach den äußern Theilen zu heilt, wird ganz vergeſſen. Das Recept iſt kurz: Liebe Gott über alles, und Deinen Nächſten als Dich ſelbſt.

Das überſandte Buch habe ich richtig erhalten, habe es aber noch nicht geleſen. Glaubſt Du wohl, Vetter! daß ich Dir ein recht ſchönes Urtheil über das Buch fällen könnte, obgleich ich es nicht geleſen habe? — Das thut gar nichts zur Sache. Es wird Dir ſchon begreiflich werden, wie man das kann, wenn Du nur erſt eine Weile in der großen Welt herum gewandert biſt. Seit Entſtehung der kritiſchen Journale iſt das ſehr bequem geworden; durch dieſe kann man ohne Mühe einen armen Wicht von Schriftſteller verhöhnen und herabwürdigen, oder auch den ſchädlichſten Böſewicht für einen Sittenlehrer ausgeben. Die würdigen Kompagnons der Journale ſind gewiſſe Menſchen, die in Geſellſchaften grade zu leben, verläumden, tadeln, verhöhnen, ohne die geringſte Sachkenntniß zu

haben; oder weil ſie nicht aus ſich ſelbſt, ſondern andere durch ſie reden. Das bringt mich auf einen beſondern Gedanken: Es ſcheint als dächte man ſehr auf Erfindung neuer Titel, und doch wundert es mich, daß noch niemand auf einen gewiß ſehr weit umfaſſenden Titel gedacht hat; das Amt ſelbſt iſt überall in ſehr großem Flor. Der Titel wäre: ein geheimes Ober-Stadt- oder Land-, auch Kammer- und Finanzſprachrohr; die müßten in der großen Welt ſeyn, und es will doch niemand ſo heißen. Der Unterſchied zwiſchen ſolchen wandelnden Sprachröhren und den gemeinen, iſt: daß bei den lebenden das Rohr meiſtens mehr als der Sprecher, bei den gemeinen der Sprecher immer mehr als das Rohr iſt.

Daß die Frau Hofräthinn den Arm gebrochen hat, thut mir leid; und was ein Hochedler Rath aus Oekonomie ſprach, wundert mich nicht. Daß Du aber als ein gutdenkender Menſch fragen kannſt, ob der Wunſch, ein Mitglied deſſelben möge ſelbſt in den Graben fallen, erlaubt ſey, das ärgert mich. Kann denn Dein Wunſch den Fall ſo mathematiſch abmeſſen, daß gerade nur die Naſe des Hochedlen — ſich beſchmutze, oder die ſeidenen Strümpfe den Anſtrich von Halb-

ſtiefeln bekämen? — Nie muß Dein Wunſch ein mögliches oder wirkliches Unglück eines Menſchen zum Gegenſtande haben. Wenn Du noch ſagteſt: verdiente derjenige, welcher directe an ſolchen Begebenheiten Schuld iſt, nicht bei ähnlichen Fällen ein gleiches Unglück? ſo ſage ich ja, aber wünſchen — das geht nicht, ſo lange andere Mittel vorhanden ſind, zum Zweck zu gelangen. Ich kann mich nicht freuen, wenn der Landesherr einen Verbrecher zur gerechten Strafe verurtheilt, ich freue mich aber, wenn Gott einem Lande einen gerechten und ſtrengen Landesführer giebt, der die Bosheiten beſtraft. Dieſe Freude hat ihren Urſprung in einer edlen Quelle, die andere in einer unedlern. Freilich, genau unterſucht, iſt Egoismus der Urſprung beider Arten; giebt es aber nicht einen edlen und unedlen Egoismus, ſo wie es edle und unedle Liebe giebt? — Ganz ohne Egoismus die Sache aus dem Geſichtspunkte der Liebe zum Guten betrachten, — Vetter! das iſt ein ſo ſeltenes Ding als der bergverſetzende Glaube. —

Ich will Dir eine kleine Sammlung von Wünſchen ſchicken, ſo bald ich Zeit dazu habe. Vergreife Dich aber nicht, lieber Vetter! und gebrauche ſie etwa als Neujahrwünſche. Ließeſt

Du ſie auch auf Atlaß drucken, ſo würden ſie Dir doch Feinde machen. Die Menſchen ſind jetzt ſo mißtrauiſch, daß ſie in allem Satyre vermuthen, wo man ganz einfach und unſchuldig ſpricht. Es kann wohl Selbſtgefühl zum Grunde liegen, nicht weniger bleibt es doch Beleidigung.

Denke Dir, lieber Vetter! ich begegne letzthin einem Herrn auf der Straße, grüße ihn höflich, und ſage: Guten Morgen Herr Geheimerrath! — Sollteſt Du wohl glauben, daß der Mann mich anklagt, ich hätte mich über ihn aufhalten wollen? — Er war doch wirklich Geheimerrath, und was konnt' ich dafür, daß ihm ein loſer Vogel am Tage ſeiner Beförderung die Frage aufgab: Er ſolle erra'hen, ob die Römer [illegible] mit einem f oder v geſchrieben? Von dem Umſtande wußte ich nichts.

Einige Zeit zuvor kam ich in Fehde mit einer hübſchen Dame. Sie hatte geheirathet. Sechs Monat nach der Hochzeit ſahen wir uns. Ich armer Tropf will ihr etwas hübſches und artiges ſagen, und verſichere: man ſehe nicht die geringſte Veränderung an ihr; ſie ſähe als Frau ſo hübſch und vollkommen aus wie als Fräulein. Vetter! es iſt bereits über ein Vierteljahr, und ſie hat nicht ein Wort wieder mit mir ge-

ſprochen. Man wird überhaupt öfter über Sachen, die man nicht weiß, als über ſolche die man weiß, beſtraft. Du wirſt es ganz natürlich finden: vor ſtraffälligen Sachen, die man weiß, wird man ſich hüten. Ganz und gar nicht. — Wie geht das zu? wirſt Du in Deiner Unſchuld fragen. Laß Dir auslegen, was das Wort Klugheit für einen weit umfaſſenden Sinn in unſern Zeiten erlangt hat, ſo wirſt Du finden, daß man Schelmereien, Schelmſtreiche, ſchelmiſch ꝛc. ganz aus dem Wörterbuch ausſtreichen, und ſich doch über dieſe Gegenſtände deutlich und beſtimmt ausdrücken kann. Ueberhaupt iſt die Erleuchtung unſers Jahrhunderts ſo hoch geſtiegen, daß eine neue Sprachlehre nöthig wird. Steigt der menſchliche Geiſt noch einige Zeit mit der Schnelligkeit, mit welcher er ſich ſeit ein viertel Sekulum erhoben hat, ſo werden unſere Elemente zu grob für unſere Fähigkeiten, die Begriffe unſerer Unternehmungen überſteigen die Kräfte der Werkzeuge dazu; wir müſſen von dieſem Erdball weg, in höhere Regionen, wo unſere Kräfte noch Spielraum haben. Einſtweilen gebraucht man die Mittel, die man hat, ſich in den Beſitz deſſen zu ſetzen, was man wünſcht. Da ſich die Menſchen in großer Menge über

das ſonſtige Sklaven- und Traumſyſtem erheben, auch einen Nutzen daraus ziehen wollen, ſo müſſen erſt die beſtraft werden, welche ſo faul und dumm waren, ſich nicht mit den ſo vortheilhaften Zeiten fortgeſchwungen zu haben; iſt man aber mit Erlernung derſelben fertig, und die Begierde in den Beſitz neuer Erfahrungen zu kommen, dauert fort, ſo wird die Welt zu eng, weil jeder auf dem Obſervationspunkte ſtehen will. Die Wißbegierde wird zum Zankapfel; die erhabenen Menſchenkinder müſſen einander bei den Köpfen kriegen, und da ſie nun alle klug geworden ſind, ſo wird keiner mehr ſo dumm ſeyn wollen, einen andern für klüger zu halten. — Daraus entſteht eine allgemeine Feindſchaft, eine zerſtörbare Friction der ſelbſtſtändigen Theile. Man weiß, was die Friction für ein mächtiges Ding iſt, und zuletzt muß, wie ich ſchon geſagt habe, eine Auswanderung in höhere Regionen geſchehen. Ruhe wird mit Unruhe, Vertrauen mit Mißtrauen, Freundſchaft mit Feindſchaft, Liebe mit Haß vertauſcht, das macht aber nicht glücklich; der Menſch muß erleuchtet ſeyn, und hell ſehen, begreifen, abwiegen und alles abmeſſen können, das iſt das Glück. Er träumte ſich oft glücklich, war es aber nicht; jetzt wird er es wirklich

seyn, ohne es zu empfinden. Ein Narr, der sich vorstellt, alle Reichthümer der Erde zu besitzen, wird in's Irrenhaus gebracht; warum nicht auch der, welcher viel besitzt, und sich unglücklich fühlt? — Nichts haben, nichts besitzen, und glücklich seyn, das ist das wahre Glück; zu diesem hilft uns die Erleuchtung der Seele, die Philosophie. Welcher Vortheil, jetzt aus der Philosophie zu schöpfen, was man in der Religion hatte; nicht mehr Unterthan Eines Menschen, sondern Vieler zu seyn; nicht mehr sein Vermögen in einer sträflichen Ruhe zu genießen, sondern sich das Vermögen anderer mit Unruhe anzumaßen! — Und doch giebt es noch viele, die es nicht einsehen wollen. Schädliche Blindheit, wenn wirst Du die Menschheit verlassen! — Ich bi

Dein
treuer Vetter

Gottlieb B — — —

Siebenter Brief.

Frau N..... an Gottlieb B....

Hochwohlgeborner Herr!

Ew. Hochwohlgeboren werden ſich wundern, von einer Ihnen ganz fremden Perſon einen Brief zu erhalten; die Erkenntlichkeit hat ihn dictirt. Ich bin eine arme Wittwe, habe 3 unerzogne Kinder, und eine Tochter von 16 Jahren, die mich und ihre Geſchwiſter durch ihrer Hände Arbeit erhalten hilft. Ein Gläubiger meines ſeligen Mannes, der abweſend war als mein Mann ſtarb, kam von Reiſen zurück, erkundigte ſich nach demſelben, bedauerte ſeinen Tod und das Schickſal der Wittwe.

Einige Tage darauf trat er unvermuthet in mein Zimmer, er überſah es mit einem Blick, ergoß ſich in Lobeserhebungen über die Redlichkeit meines Mannes, ſchien etwas zu ſuchen, und blickte ſcharf nach der Thür, ſo oft eines meiner kleinen Kinder aus- oder einging. Meine Tochter war gerade ausgegangen, um eine fertige

Arbeit zu einer Dame zu tragen. Endlich kam sie zurück. Sein ganzes Gesicht verrieth bald den Beweggrund seines Besuchs. Ich erschrak so, daß ich meine Empfindung kaum verbergen konnte. Verzeihen Ew. Hochwohlgeboren, daß ich etwas weitläuftig schreibe. Ich weiß, Sie sind ein Mann, der die bedrängte Unschuld und Tugend liebt und schätzt, und sich daher auf das genaueste von dem Zustande derselben unterrichtet. Es begann ein Gespräch, wobei seine Augen fest auf meine Tochter geheftet blieben, wie die eines Falken auf die Taube die er — vernichten will.

Er. Sie erhalten sich also bloß von Ihrer Hände Arbeit? . .

Ich. Ja.

Er. Und das liebe Kind stehet Ihnen treulich bei? —

Ich. Durch Gottes Beistand und meine Erziehung ist sie so weit gekommen, daß wir uns, zwar kümmerlich, aber redlich ernähren.

Er. Wie alt ist Ihre Tochter? —

Ich. Sechszehen Jahr.

Er. Und heißt? —

Ich. Luitgarde.

Er. Ein schöner romantischer Name. Und diese

Luit-

Luitgarde hat noch keinen Ritter zur Liebe gereizt? —

Meine Tochter erröthete: (ich bitt' Sie hinauszugehen.)

Ich: Verzeihen Sie, unser Gespräch bekömmt eine Wendung, die einem armen Mädchen wenig nützt.

Er. (lachend.) Sie werden doch nicht wollen, daß die Rose ihre Blätter auf das Blumenbeet fallen lasse, auf welchem ihr Stamm stehet? —

Ich. Können Sie ihr einen Mann schaffen, der sie wegen ihrer Tugend liebt, Vermögen hat, und eine unglückliche Familie mit ernähret, so soll diese Rose nicht unnütz blühen.

Er. (mit der ekelhaftesten Mienenverzerrung einer Verachtung). Und soll es denn gerade ein Mann seyn, der sie heirathet? Giebt es nicht Freunde in der Welt, die — (hier unterbrach ich ihn.)

Sie schienen im Anfang ein theilnehmender Freund, und nun haben Sie die Maske zu meinem und meiner Tochter Unglück zeitig genug abgezogen, um — das arme Geschöpf zu warnen. — Er stand hastig auf, verbiß seinen Zorn, und ging.

Den andern Tag ließ er mir 20 Rthlr. abfordern, die mein Mann ihm noch ſchuldig war. Ich konnte ſie nicht zahlen. Er klagte. Ich entſchuldigte mich, mein Mann habe nichts hinterlaſſen. Leider hatte ich die Obligation, die er in Händen hatte, mit unterſchrieben. Ich konnte meine Handſchrift nicht leugnen, und ich wurde zur Zahlung der 20 Rthlr. nebſt Zinſen und Koſten verurtheilt. Er ließ mir durch einen andern ſeines Gelichters Vergleichsvorſchläge thun. Aber gütiger Gott! unter welchen Bedingungen. Voll Verzweiflung wollte ich das äußerſte wagen, und verſuchen, ob ich nicht das Herz des Böſewichts erweichen könnte. Ich mußte neben der Poſt vorbei gehen. Ich ſah' und hörte nichts um mich herum, und war ſo von meinem Elend durchdrungen, daß ich laut ſchluchzte. Auf einmal wurde ich von Jemanden angehalten, mit den Worten: „Mein Gott! „Madame, warum weinen ſie ſo heftig?“

Ich ſahe mich natürlich nach der Stimme um, ſah' einen jungen Menſchen, der aus der Poſtexpedition zu kommen ſchien, in der linken Hand einen Brief haltend, und mit der rechten mich enfaſſend. Ich wußte nicht was ich thun oder ſagen ſollte. War es bloßer Verwitz? — War

es ein Menſch, der noch nicht neumodiſch genug iſt, um gleichgültig bei menſchlichem Elend zu bleiben? — Kurz, ich blieb ſtill ſtehen, und beobachtete ihn vom Kopf bis auf die Füße. — „Madame!“ unterbrach er mein Stillſchweigen, „Sie ſind gewiß von böſen Menſchen hintergan„gen worden, weil Sie mich ſo genau unterſu„chen?“ Ich bejahete es. — „Von mir,“ erwiederte er, „haben Sie nichts zu fürchten, als „daß ich zu ohnmächtig bin, Ihnen beizuſtehen. Sa„gen Sie mir aber nur kurz, was Sie drückt?“

Ich. Auf der Straße läßt ſich das nicht ſo ſchnell erzählen.

Er. So will ich Sie nach Hauſe begleiten.

Ich muß geſtehen, nach dem erſten Verſuch eines Beſuchs wollte ich keinen zweiten wagen. Ich entſchuldigte mich mit der Entfernung meiner Wohnung, ging mit ihm etwas bei Seite, und erzählte ſo kurz als möglich, was ich hier ſo eben geſchrieben habe. — Ich bemerkte wechſelsweiſe Theilnehmung, Mitleid und Abſcheu in ſeinem Geſichte. —

Er. Eine kleine Geduld. — Er erbrach den Brief, den er in der Hand hatte, nahm 4 Friedrichsd'or heraus, und ſprach für ſich: „Auf dich ſtröme der Segen, guter Vetter!“ da Ma-

dame! „ich danke Ihnen für das Kollegium über das Jus naturae et gentium.“

Munter wie ein Hirsch sprang er von mir, und ließ mich in der größten Betäubung stehen. Wer war er? — Was wollte er sagen? waren natürlich meine ersten Worte und Gedanken. — Erkenntlichkeit, Dank gegen den unsichtbaren Helfer in der größten Noth, erfüllten meine Seele. Ich war gerettet. Meine Thränen flossen noch, aber aus einer andern Quelle; es waren nicht mehr heiße Thränen, die ein verzehrendes Feuer bei sich führen, es waren erquickende Thautropfen, die Gottes Sonne an sich zog. Ich eilte nach Hause, meine Kinder erwarteten mich sehnlich. Den kleinen konnte ich nur sagen: ihr seid gerettet. Der ältesten erzählte ich alles, und auch sie weinte Thränen der Freude.

Da ich mich ein wenig erholt hatte, fiel mir erst ein, zu forschen, wer der junge Mann sey? — Dazu sind junge Leute geschickter. — Meine Tochter rieth mir, gleich auf die Post zu gehen, denn durch das Buch würde ich leicht erfahren können, wer eben vor einer Stunde 4 Friedrichsd'or erhalten hätte. Es gelang mir, und nun weiß ich, daß es Ihr Herr Vetter ist. Si

cher haben Sie ihm dies Geld zu einem gewiſſen Behuf geſchickt, zu dem er es folglich nicht angewendet hat. Zwar hätte ich es abgeſchlagen, aber in meiner Lage hatte die Selbſterhaltung eine zu ſtark tönende Stimme.

Ich habe mich nach ſeiner Aufführung erkundigt; es iſt ein edler junger Menſch, der ſchon viel Gutes gethan hat, und ſeine Wohlthaten haben den rechten Stempel, weil er ſie vor den Augen der Welt zu verbergen ſucht. Er wird ſeine That gewiß Ew. Hochwohlgeboren geſtehen müſſen, weil ihm die gegebene Summe fehlt. — Ich hielt mich aber verbunden, ihm zuvor zu kommen, um Ihnen zu zeigen, daß eine durch Unglück gebeugte Seele immer noch die Kraft der Dankbarkeit beſitzt.

Sollte das Schickſal mich in eine beſſere Lage ſetzen, ſo werde ich die erhaltene Gabe als Darlehn betrachten, und wieder zuſtellen ꝛc.

Ew. Hochwohlgeboren

ganz unterthänigſte Dienerinn

die Wittwe R . . .

Achter Brief.

Berlin, 1797.

Gottlieb an Heinrich.

Ich habe Dir eine Weile nicht geschrieben, weil ich — etwas Beſſeres zu thun hatte. Ich mußte ſchöne Muſik hören, ſchöne Prinzen und Prinzeſſinnen tanzen ſehen, viele Menſchen, die einander freundlich grüßen und herzlich haſſen. Zu allen dieſen Beſchäftigungen muß man auch die gehörige Zeit anwenden, und da kann man nicht an einen Vetter ſchreiben, der nur Student iſt, und als ein ſolcher keinen Hofluſtbarkeiten beiwohnen darf. Glaube aber nicht, lieber Vetter! daß ich deswegen nicht an Dich dachte. Der Glanz eines Hofes verblendet meine Augen gar nicht, ich ſahe deswegen doch den Armen auf der Straße ſtehen. Freilich ſind die Fenſter oft angelaufen, das macht weil es im Zimmer eingeheizt iſt; auch ſetzen ſich unterſchiedene Exhalationen an. — Da nehme ich mein Schnupftuch, und wiſche damit ab. Es wundert mich, daß man den Dunſt ſo leicht abwiſchen kann.

Es giebt Menſchen am Hofe, deren Hauch ſo beißend iſt, daß er das Glas anfreſſen könnte; dagegen giebt es aber auch viele, die bloß feuchter Natur ſind. Ich ſtelle mir vor, daß dieſe Feuchtigkeit dem Aetzenden die Kraft benimmt.

Was mich tröſtet, wenn ich früh an Hof komme, und die Fenſter angelaufen ſind, daß ich nicht hinausſehen kann, iſt, unſern guten König zu erblicken. Nie verdiente ein Mann mehr wie er, einen Kopf größer als die übrigen zu ſeyn. Ich wünſchte, Du könnteſt ihn aus ſeiner Kammer heraustreten ſehen. Er ſieht gerade ſo aus, als wenn ihm der liebe Gott den Augenblick vorher ſein Kreditiv, als Ambaſſadeur extraordinaire an die leidende Menſchheit, eingehändigt hätte! Vetter! ich habe viel Höfe geſehen, (Du kennſt zwar nur meinen Hühnerhof.) Ich will ſagen, ich habe viel Höfe geſehen, wo man

1.) die Knie beuget, wenn der Fürſt erſcheint.
2.) Wo man allen fürſtlichen Perſonen, wie Abkömmlingen eines Heiligen, die Hände küßt.
3.) Wo man ſich wie unter der Luftpumpe gepreßt fühlet.
4.) Wo man ſich aus Etikette tief bückt, und nur eine gewiſſe Anzahl Schritte hervortreten darf.

5.) Wo der Fürst auch ein guter Mann ist; zwar nicht mächtig genug, um große Thaten zu thun, aber groß genug, um große auszuüben; aber wahrlich, wie unsern Hof, kenne ich keinen. —

Zwar den Hof, wo man sich auf die Erde wirft, und die Nase wie das liebe Vieh im Staube wühlt, kenne ich nicht; dieser Gebrauch aber hat auch etwas Gutes. Man sieht dabei die liebe Muttererde an, und braucht den häßlichen Götzen nicht anzugaffen, der sie als sein Fußgesimse betrachtet, und seine darauf wandelnden Mitgeschöpfe als Ameisen, die man nach Belieben zertreten kann.

Unsere Prinzen haben den väterlichen reinen Stempel des Adlers. Die Hofleute haben keinen Einfluß in die Regierung: sie sind da, weil sie da seyn müssen, und ein Gesellschaftszimmer nicht ohne Tapeten oder Gemälde seyn kann; aber wahrer Glanz besteht in ehrbaren, verdienstvollen Kriegern, in klugen Geschäftsmännern. Die Prinzen erheben sich durch freundschaftliche Mittheilung; sie haben einsehen lernen, daß man zwar auf Stelzen über andere wegsehen kann, daß es aber auch ihre Bestimmung nicht ist, über die Gegenstände wegzusehen, sondern

ſie in der Nähe zu betrachten. Bei andern Höfen kommen mir die Prinzen vor wie Bergleute, die es für erniedrigend anſehen wollen, ſich in die reichhaltigen Erzklüfte hinunter zu bemühen, ſie bleiben unwiſſend, oder eine unterirdiſche Exploſion bringt die Erze an den Tag; ſie ſehen ſie an, und werden unter dem Schutte vergraben.

Haben dieſe Prinzen keine Mutter? wirſt Du fragen, weil ich noch nicht von ihr geſprochen habe. —

Lieber Vetter! dieſe Frau verdient, daß ich einen ganzen Brief von ihr allein ſchreibe. — Das wär von mir recht eitel, als wenn mein Brief mit einer Ehrenſäule zu vergleichen wäre. — Ich will lieber ſagen: Sie verdient die Mutter ſolcher Kinder zu ſeyn. — Ach Gott, wenn ſie den Lohn ihrer Verdienſte erhalten ſollte, müßten wir ja um ſie trauern. —

Wenn Du meinen Brief jemanden zeigſt, und er ſagt: es wäre Schmeichelei, ſo kannſt Du ihm ſeine Aeußerungen bald widerlegen. Schmeicheln heißt: jemanden in's Geſicht loben, der es nicht verdient. Niederträchtig ſchmeicheln heißt, wenn man dieſe Handlung thut, um etwas von der geſchmeichelten Perſon zu erlangen. Aber wenn ich meinen Vetter ſo ganz unter uns mei-

ne Meinung ſage, ſo muß der, der es anders auslegt, den Verläumdungsteufel im Leibe haben.

Glaubſt Du, Vetter, an den Verläumdungsteufel? Ich habe einen geſehen. Seine Reden ſind bloß zum Schaden, nie zum Nutzen; er hat nicht einmal den Zweck des Eigennützigen, dem Andern zu ſchaden, um ſich zu nützen; ihm iſts genug, wenn er nur ſchaden kann. Nicht wahr, Du glaubſt nicht an die Wirklichkeit eines ſolchen Geſchöpfs? Es iſt auch im Grunde kein Geſchöpf, der Teufel allein kann es nicht ſeyn; eine Frau allein auch nicht; es entſteht mithin durch Verbindung des Teufels mit einer leichtſinnigen Frau. — Vetter, hüte Dich vor Leichtſinn! es iſt eine abſchüſſige Eisbahn: kömmſt Du einmal ins Rutſchen, ſo iſt kein Anhalten mehr möglich.

Beiliegenden Brief übergieb der Wittwe R...., wenn Du ſie erfragen kannſt.

Schreibe mir doch, was Dein Profeſſor über das Jus naturae et gentium erzählt hat; ich möchte auch gern etwas davon erfahren

Dein
getreuer Vetter
Gotlieb B. — — —

Postſcriptum.

Ueber alles und alle Leute, von denen ich ſpreche, ohne ihren Namen zu nennen, mache ums Himmelswillen keine Anwendung. Du könnteſt ſchiefe Urtheile fällen, und manchem Unrecht thun. Ich liebe die Bilderſprache, und perſonifizire die Leidenſchaften. Luſt zum Schauſpiel verführet mich bald, wie jenen bekannten Schriftſteller, der jede Geſchichte dramatiſiret, und dadurch manche Geſchichte zur Komödie herabwürdiget. Recht hat er doch, denn man kauft ſeine Bücher.

Gottlieb B. ———

Neunter Brief.

Eodem.

Gottlieb B. an die Wittwe R. . .

Madame!

Nichts konnte mir angenehmer ſeyn, als die Anwendung der vier Friedrichsd'or meines Vetters. — Ihre Geſchichte iſt die Wiederholung von hundert ähnlichen. So lange die Welt viele

Menſchen enthält, wird es viele Schurken geben. Mich wundert nichts, als Gottes Langmuth oder weiſe Einrichtung. — Die Schurken mögen wohl da ſeyn, wie die Schlagſchatten in der Malerei — das Schöne durch den Abſtand zu erheben, oder — doch was weiß ich? Sie ſind da, das habe ich nur zu oft begriffen. Mein Vetter hat das Geld ſo angewendet, wie ich es wollte; er ſollte ein Kollegium hören, und er iſt noch beſſer weggekommen. Statt ein halbes Jahr viel ungewaſchenes Zeug nachzuſchreiben, hat er in einer Viertelſtunde das Jus naturae empfunden. Dieſen Brief werden Sie durch ſeine Hand erhalten. Ich habe einen Zweck dabei. Ohne ihm ein Wort von dem Ihrigen zu ſagen, merkt er deutlich, daß ich unterrichtet bin. Ich erſpare ihm alſo eine Unwahrheit über die Anwendung der vier Friedrichsd'or, die er vielleicht aus falſcher Beſcheidenheit erfinden würde. Man muß ſo viel man kann, der Lügen vorzukommen ſuchen, ohne dabei nur den geringſten Anſchein zu haben, als wenn man den jungen Menſchen einer Lüge fähig hielte. Mein Vetter hat gethan, was ich ihm beneide, gethan zu haben. Er wird mich aber noch mehr

beneiden, daß ich im Stande bin, dieſe Kleinigkeit beizufügen.

Ihr
ergebenſter v. B. — — —

P. S.

Sollten Sie noch Anfechtung wegen Ihrer Tochter haben, ſo kommen Sie lieber hieher. Die Reiſekoſten will ich beſorgen; Sie können verborgener und ruhiger in einer großen, als in einer kleinen Stadt leben. Die Mittelſtädte ſind faſt die ſchlimmſten. Der Wollüſtling ſinnet weniger auf den Raub der Tugend in einem Orte, wo er, von der Untugend ſchon ermattet, wie eine Herbſtfliege herum kriecht.

v. B. — — —

Zehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Ich ſchreibe Dir öfter als Du mir, lieber Vetter! weil Schreiben meinem Kopfe das iſt, was dem Magen der Tartarus emeticus: ich fühle mich dann erleichtert, wenn ich die

Bilder aus meiner Seele gebracht habe, ſie häufen ſich ſonſt gar zu ſehr. — Findeſt Du nicht etwas Unrichtiges in dem, was ich Dir ſo eben ſage? Es ſcheinet mir, die Demonſtration ſey nicht ganz ausgeführt. Daß mein Kopf ſich nach dem Schreiben erleichtert fühlt, kann Urſach an meinem vielen Schreiben ſeyn; es iſt aber nicht darum der Beweis, warum ich öfter als Du ſchreibe. — So gehet es mir oft, ich glaube etwas geſagt zu haben, und im Grunde iſt es nichts. Hätte man das Geld, was ein engliſcher, ein lateiniſcher Sprachmeiſter koſtete, an einen Lehrer der Logik gewendet, ſo wäre ich ein ganz anderer Kerl. Das Engliſche habe ich nicht gelernt, das Lateiniſche vergeſſen, und gute Schlüſſe kann ich in meiner Mutterſprache auch nicht machen; treffe ich zuweilen den Fleck, ſo iſt es bloß Eingebung der guten Mutter Natur. Kritiſire mich alſo nicht, ich will es ſelbſt thun; aber auslöſchen werde ich das Geſchriebene nicht, meine Fehler können Dir zur Lehre dienen.

Eben liegt Dein Brief, in welchem Du mir das Unglück der Frau Hofräthinn N. — — auf der Chauſſée von Wurzen erzählſt, noch auf meinem Tiſche. Deine Frage: ob es recht iſt,

dem Hochedlen Rath ein Unglück darauf zu wünſchen, hat mich damals von der Chauſſée herunter geführt, wie einen gewiſſen Planteur, der vor einem Jahre, bei außerordentlichem Sturm mit ſeinem Einſpänner herunter geblaſen wurde. Das Ding muß einem ſchnurrig vorkommen, wenn man von einem unſichtbaren Weſen von ſeinen Berufswegen herunter geſchleudert wird; gleichſam wie der Sand von einem Bericht, durch die Hand eines Referenten, der eben etwas vortragen ſoll. Ein mächtiger Sturm, der ganze Wälder aus ihrer hundertjährigen Poſſeſſion wirft, die Häuſer der Erde gleich macht, Millionen in einem Augenblicke mit unermeßlichem Waſſer bedeckt, einen lang ausgedachten Plan der klügſten Menſchen wie Spreu zerſtäubt — Lieber Vetter! dieſer mächtige Unſichtbare kommt mir auch vor, wie ein Referent des Willens Gottes. Ich habe vielleicht unrecht, aber mir kommt es ſo vor. Es iſt ein Freund, der in dem Augenblicke, wo ein Fähndrich ſeine großen Thaten, ſeine großen Plane mit vielem Gepränge in einer Geſellſchaft Unwiſſender vorträgt, ihn beim Rocke zupft und ins Ohr flüſtert: „Sie können ja nichts thun, als was Ihr „Hauptmann wird haben wollen; folgen Sie

„treu ſeinen Befehlen, und kümmern Sie ſich „weiter nicht.“

Ich war alſo von der Chauſſée herunter; ich will aber ſehen, wie ich wieder hinauf komme, und die Mittel anzeigen, wie man nicht gegen ſeinen Willen mit Pferd und Wagen herunter fällt.

Wenn ich Zeit, Geduld, Erfahrung und Theorie hätte, ſo würde ich ein ganzes Werk über den Chauſſéebau, deſſen Unterhaltung, und alles was dazu gehört, ſchreiben. Da mir aber von jedem dieſer Erforderniſſe viel fehlt; und mir es folglich beim Unternehmen eines ganzen Werkes ſo gehen könnte, wie manchem andern, der ein Haus anfängt, und wegen Mangel an Gelde es ſo verſchulden muß, daß kaum die Mauern ſein bleiben, ſo will ich bloß ein Kapitel entwerfen. Wer das ganze Werk ſchreiben will, der ſoll dies Kapitel umſonſt von mir erhalten, wenn es nur der Menſchheit zum Nutzen gereichen kann. Er kann es zum Ersten, Letzten oder Beſten machen, das gilt mir gleich viel; nach meiner Empfindung gehört es zu den erſten und wichtigſten.

Lieber Vetter! das, was ich ſagen werde, kann Dir Langeweile verurſachen; es iſt nicht

Dein

Dein Amt, ſo wenig als meines, Chauſſée zu bauen; aber jedes Menſchen Amt iſt es, andere vor Unglück zu warnen, und wenn ich höre, daß jemand ein Unglück auf der Reiſe gehabt hat, ſo iſt es mir gleich, als wenn ich in einem ſchief hangenden Wagen ſäße. Du kannſt das Kapitel in ein Journal einrücken laſſen; hörſt Du, daß man mit meinen Gedanken zufrieden iſt, ſo nenne meinen Namen. Ich mache mir eine Ehre daraus, der ganzen Welt frei zu geſtehen, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als meinen Nächſten vor Unglück geſchützt zu ſehen. Werde ich getadelt, ſo kann ich es nicht wegen meiner guten Meinung ſeyn, ſondern weil ich etwas ans Tageslicht bringen wollte, wovon ich nichts verſtand, — in dem Fall nenne mich nicht. Ein gutherziger Unwiſſender iſt in der jetzigen menſchlichen Geſellſchaft verachteter, als ein böſer Gelehrter. Verachtet will ich auch nicht werden, wenigſtens jetzt nicht; vielleicht iſt es mir in ein paar Wochen gleichgültig, und dann werde ich es gewiſſenhaft ankündigen.

Dein

Vetter Gottlieb B. — —

Eilfter Brief.

Leipzig.

Heinrich an Gottlieb.

Ein ganzes Buch Papier müßte ich voll ſchreiben, um gehörig auf alles, was Sie mir ſagen, zu antworten. Erſt aber empfangen Sie meinen wärmſten Dank, für die Güte, mit welcher Sie gegen mich und die arme Wittwe A. . . . gehandelt haben. Ich habe der guten Frau Vorwürfe über das Mißtrauen gemacht, welches ſie in mich geſetzt, als würde ich die Anwendung der vier Friedrichsd'or läugnen. Ihre Tochter iſt wirklich ſehr hübſch, und ſo wohl erzogen, daß einem ordentlich bange wird, wie man das Herz gehörig verſchanzen ſoll.

Was Sie mir vom Hofe ſagen, hat mich äußerſt gerühret. Welcher Unterſchied iſt doch zwiſchen Fürſten und Fürſten! Es iſt vor acht Tagen einer hier geweſen, der ſich wenig beliebt gemacht hat, weil er gegen Jedermann den beißenden Satyriker ſpielte, nichts ihm heilig war, und er ſeinem Witze freien Lauf ließ.

Liebſter Herr Vetter! erlauben Sie, daß ich Ihren Brief nur kurz beantworte. Nicht jedem iſt es gegeben, launig zu ſchreiben, und wer das

nicht kann, wird langweilig. Ich weiß bloß Relationen zu machen, und Sie um Ihren fernern Beiſtand zu bitten. Schreiben Sie mir doch oft etwas von Ihrem Hofe; den möchte ich ſchon einmal ſehen.

Es iſt mir leid, daß Sie einen Verläumdungsteufel erblickt haben; ich hoffe, er ſoll Ihnen nichts ſchaden.

Geſtern ſprach ich mit einem Manne, der oft bei Ihnen auf dem Lande war. Er kann mir nicht genug von Ihrer lieben Gattinn ſagen, von ihrem Verſtande, ihrer Güte, ihrer Menſchenliebe. — Wegen der Polizei habe ich meinen Profeſſor geſprochen. Ihre Frage hat er mit einem Natürlich beantwortet. Ich wollte mich damit begnügen, aber der Mann ließ mich nicht fort, und ſprach über eine halbe Stunde von dieſem Stoff: ich habe es nicht behalten können, wollen Sie aber, ſo ſoll er es aufſetzen.

Unterſtützen Sie doch zuweilen die arme Wittwe, ſie verdient es wahrlich. Ich verbleibe mit beſonderer Hochachtung und Erkenntlichkeit

Ihr
ergebenſter
Heinrich B. — —

P. S.

Einliegender Brief an Sie, iſt mir zur Einlage zugeſchickt worden.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 10. März 97.

Gottlieb an Heinrich.

Wenn Du eine Antwort auf Deinen letzten Brief erwarteſt, ſo irreſt Du Dich ſehr. Allemal den 10ten März bin ich wie der Unteroffizier eines Zuges, der in der Kolonne das point de vue behalten muß. Stelle den Teufel rechts, die Venus links, laß über ihm donnern, unter ihm die Erde beben; er hat ſein point de vue. Ach, lieber Vetter! wenn die Menſchen mit ſo vieler Feſtigkeit das geiſtige point de vue wie das ſinnliche beibehielten, wie ſchön würden die Kolonnen der Glücklichen einſt aufmarſchieren! Aber ſo — Wehe! wehe! — In dem Augenblick, wo die Signalkanone ihren Donner wird hören laſſen, werden viele Tauſende ihre Zerſtreuung bereuen, das point de vue ſuchen, ein

Jalon vor dem andern anſehen, und wie die Narren herumlaufen.

Heute iſt der Geburtstag der Kronprinzeſſinn. — Der Tag, an welchem ſie das Licht der Welt erblickte, iſt jedem Gutdenkenden wichtig; — ſo werden gewiß alle am heutigen Tage ſagen. — Ich argumentire anders. — Der Tag iſt nicht darum wichtig, weil ſie an demſelben vor zwanzig Jahren die Welt erblickte; ſondern dieſer wirkliche Geburtstag vor zwanzig Jahren erhält einen hohen Werth, weil die Prinzeſſinn am heutigen Tage die Liebe, die Hochachtung, die Ehrfurcht aller ächten Preußen verdient.

Die Menſchen freuen ſich meiſtens nur über das Gegenwärtige, betrauern das Vergangene, und vergeſſen das Zukünftige.

Nur Zahnſchmerzen, Ohrenzwang, Krämpfe, Gicht ꝛc. erinnert ſie ſo gut an das Vergangene, als an das Gegenwärtige und Zukünftige. Dann iſt das Vergangene Ratio, das Gegenwärtige Effectus, das Künftige Consequentia. Glaube aber nicht, daß deswegen der, welcher einen an etwas erinnert, die Fähigkeiten beſitzt, einen zu führen. Wer wäre ſonſt fähiger, die Ordnung im Staate zu erhalten, als die Nachtwächter?

Der Körper iſt wie ein Haus; wird es vernachläſſiget, die Fenſter, das Dach nicht in gutem Stande erhalten, ſo erfolgen bald Riſſe, die Balken faulen, und es drohet den Einſturz. Die vorhergegangene Nachläſſigkeit war alſo die Grundurſach, das Einfaulen und Reißen iſt der Effectus oder Wirkung; folglich erinnert es an den gegenwärtigen; der nahe Einſturz iſt die Conſequentia oder das Zukünftige. Wache alſo, daß du nicht falleſt, und zuletzt ganz zu Grunde geheſt!

Welch' ein herrliches Ding iſt alſo der Körper, weil er uns ſo gütig vor Unglück warnet. Danke ihm nicht ſo ſehr, Vetter! er thut es nicht aus guter Meynung; es gehet ihm wie der Thurmglocke: ſie ſagt Dir pünktlich, wenn es Zeit iſt aufzuſtehen, zu eſſen oder ſchlafen zu gehen; dafür danke dem Hammer, der es ihr fühlbar macht, was ihre Schuldigkeit iſt. Die wahre Beſtimmung des menſchlichen Körpers iſt, nicht von dem Höllenfeuer der Sinne verzehrt zu werden; ich würde ihn lieber mit einem Kohlenmeiler vergleichen. Dieſer ſoll die erſte Geſtalt eines Conus nicht plötzlich verlieren; wühlt ein Ungeſchickter darinnen, ſo bleibt nur Aſche, aber nicht Kohlen, die man haben wollte, und zu

weiterm nützlichern Gebrauch beſtimmt ſind. Laß ihn nach der Erfahrung bearbeiten, ſo ſinkt er allmälig zuſammen. Gieb ihm nicht mehr Luft als er braucht zum glimmen. Seine Geſtalt verliert freilich das Emporragende eines hübſchen Hügels, das ſchadet aber nichts. Er iſt ja nicht zur Zierde erbaut, ſondern zum Nutzen. Sein Werth iſt innerlich. Hat er die gehörige Zeit gebrannt, raucht er nicht mehr, und ſind mithin die wäſſrigten Theile verflogen, ſo kommt erſt die rechte Ausbeute. Du haſt Kohlen, ihre Hitze iſt ſtärker, als die des Holzes, — es iſt ein geläutertes Holz, — ihr Wirkungskreis wird groß. Du ſiehſt zwar die ſchöne Geſtalt der Tanne, der Fichte, nicht mehr in der Kohle; aber die Säfte der Erde, die Salze der Luft mußten ſich erſt in der Tanne und der Fichte organiſiren, modifiziren, um endlich die Kohle zu gebären.

Verzeih', lieber Vetter! ich habe wieder den Fehler begangen, und meiner Einbildungskraft den Zügel ſchießen laſſen. Hier biſt Du unſchuldig, Dein Brief iſt nicht der Verführer, ich war es ſelbſt. Ich will wieder einlenken.

Vom Hofe der Prinzeſſinn habe ich Dich in eine Kohlenhütte verſetzt, und ſtatt dieſer Prinzeſſinn muß die Einbildung Dir einen Köhler hin-

ſtellen. Beide ſind zwar ihrer Beſtimmung, der Geſichtsfarbe und dem Ort ihres Aufenthalts nach, von einander ſehr weit unterſchieden, und doch kann man ſie neben einander ſtellen, ohne einem von beiden, ihren Werth zu benehmen. Siehſt Du, Vetter! ſolche Kunſtſtücke kann ich; ich will vergleichen, was Du nur verlangſt, und die Sache beweiſen, Du ſollſt es gleich hören.

Unſchuldige, einfache Sitten, Redlichkeit, Treue, Nutzen für das Allgemeine, begleitet das Amt der Köhler, wie das einer Kronprinzeſſinn. Freilich ſoll die Prinzeſſinn keine Kohlen brennen, aber ſie kann unwillkürlich manches Herz verkohlen. Da iſt ſie ganz unſchuldig, wie eine Bombe es iſt, wenn ſie einen Vorwitzigen erſchlägt, der die Parabole mit dem Auge zu meſſen ſich getraute.

Der Köhler iſt ſchwarz, mit Kohlenſtaub bedeckt, aber dieſe Farbe iſt nur äußerlich; ſeine Seele kann weiß ſeyn, wie es ſeine Zähne gemeiniglich ſind. — Was ſind ſchöne Kleider, aufgelegte rothe Farbe, Diamanten anders, als Kohlenſtaub? Dieſer Staub blendet nur den Narren, der auch bei einem ſchönen Gemälde die Arbeit und Vergoldung des Rahmens be-

wundern würde. Der kluge Mann erinnert ſich nicht einmal, ob das Bild einen Rahmen hatte.

Der Köhler iſt freigebig, ſeinem Nächſten gern behülflich; die Prinzeſſinn auch. — Genug mit dem Vergleich.

Mich ärgert nichts mehr, als wenn ich an einem fürſtlichen Geburtstage die Menge Menſchen hinzuſtrömen ſehe, die mit den Lippen viel Schönes vorbringen, wie die Gebete der Phariſäer, jeden beneiden, der weniger als ſie ſagte, und es gewiß beſſer meinte. Hier iſt es ganz anders, lieber Vetter! Viele kamen, ſprachen, dachten und empfanden was ſie ſagten. Ich will gerade nicht in Abrede ſeyn, daß nicht auch räudige Schafe dabei waren, aber glauben, lieber Vetter! mag ich es zur Ehre der Menſchheit nicht. Jeder kam und brachte den Tribut ſeines Herzens, jeder nach ſeinen Kräften, vielleicht mancher über ſeine Kräfte.

Lieber Vetter! ich habe ein wahrhaftes Vergnügen genoſſen, wie jeder, was er dachte, auch auszudrücken ſuchte, und Freund zu ſeyn ſich beſtrebte. Es ſchien mir, als habe Gott dem Neide und der Falſchheit, oder was nur irgend den Geiſt umwölkt, Stillſtand geboten; wenig-

ſtens war es mir ſo. Alles ſchenkte, und jeder ſchien mehr ſchenken zu wollen.

Die Prinzeſſinn empfing alles mit Freude, Güte und Erkenntlichkeit, und dabei war ihr Bild das der Beſcheidenheit, die nicht ſo viel zu verdienen glaubt.

Sie planirte — Vetter! ich kann das Wort auf deutſch nicht geben — Sie planirte im weiſſen Gewande über alle Vergänglichkeiten, wie ein Engel, der ſich über die mannigfaltigen Schönheiten der Schöpfung freuet, indem er ſeinen Flug zu erhabenen Gegenſtänden nimmt.

Ich höre Deinen Stubenburſchen mit der Kälte eines Hageſtolzen ausrufen: Der Herr Vetter ſchwärmen, und fallen in den ſchmeichleriſchen Ton eines Hofmannes. Vetter! ſtopf' ihm das Maul, er gleicht einem Tauben, der nicht begreift, wie man Vergnügen an Muſik finden kann.

Der 10te März 1797 wird mir ein Tag der Freude bleiben; der 10te März 1798 ſoll es gewiß auch ſeyn. Aber das ſag' ich Dir ohne Scheu, und will es der ganzen Welt ſagen: ich bin kein verblendeter Narr. —

Wäre es möglich, ſo wie es ſicher nicht iſt, daß die gute Prinzeſſinn ſich änderte, weniger für

die leidende Menschheit lebte; dann lieber Vetter! dann dächte ich und spräche ich nur vom 10ten März 1797, weidete mich an diesem, wie man sich an dem Bilde eines treuen Verstorbenen weidet.

Ich kann nicht von der Sonne zu sprechen endigen, ohne auch etwas von den Strahlen zu sagen. Glaubst Du an Vorherbestimmung, so wirst Du darin bestärkt werden; glaubst Du nicht daran, so glaube an gewisse, zu einem Zweck sich vereinigende, nicht vorherzusehende harmonische Theile, die zum Ganzen nöthig sind.

Solch' ein Hof, wie der dieser Prinzessinn, ist selten anzutreffen. Die Oberhofmeisterinn ist eine Frau, bei welcher die Zeit die Schönheit bloß in das Bild einer Ehrfurcht erweckenden Erfahrung verwandelt hat. Eine große Eiche kann das Schlanke einer jungen Tanne nicht haben, sie wird aber auch nicht von jedem Lüftchen beweget. Diese Dame hat weder das Mürrische, Neidische einer alten Frau, noch das Eitle einer schön gewesenen, die noch so scheinen will. Sie hat den Ernst ihres Amts, und das Freundliche der Menschenliebe. Sie weiß die schickliche Etikette zu erhalten, ohne sich durch Etikette einen Werth geben zu wollen; ist höflich ohne Stolz, und hat den

gehörigen gegen Unbescheidene. Jeder an diesem Hofe hat seinen Werth, und ich bin überzeugt, daß der Holzträger, den ich gar nicht die Ehre habe persönlich zu kennen, einem Nothleidenden sein Brod theilt. —

Dieser Tag ist mir durch einen Zufall ein wenig verbittert worden. Es war Ball bei Hofe. Die abwechselnde Hitze und Kälte, wenn man von einem Saale zum andern gehet, das lange Stehen und die Pressung vieler Menschen, hatten den schwachen Nerven meiner Tochter eine Ohnmacht zugezogen. Es muß doch immer etwas vorfallen, wodurch einem das Bild der Vergänglichkeit in Erinnerung gebracht wird. —

Würde man sich wohl erinnern, daß man in der Komödie ist, wenn nicht zuweilen ein Unbescheidener eine Logenthür öffnete, unmäßiges Klatschen oder Lachen einem zurück führte? — Wahrlich, wer ganz mit Aufmerksamkeit da sitzt, — beim Hamlet nach Dännemark, bei Ludwig dem Springer nach Giebichenstein versetzt ist, der läuft Gefahr, einem gewissen Prinzen nachzuahmen, der in einer Komödie, wo Harlekin beim Wort Berlicke die Teufel erscheinen ließ, und bei Berlocke sie wieder von sich trieb, so ernsthaft sich in die Harlekins-

ſeele verſetzte, daß, als dieſer von Teufeln umringt, ſich ſtellte, als beſänne er ſich nicht in der Angſt auf das Wort Verlocke — aus Herzensgüte ausrief: Herr Jeſus! Verlocke! Verlocke!

Das war ein langer Brief, Vetter! mich ſchläfert, und Dir fallen vielleicht beim Leſen vor langer Weile die Augen am hellen lichten Tage zu. — Das haſt Du Dir ſelbſt zugezogen; Du willſt ja, daß ich Dir recht viel ſchreiben ſoll. Wer von mir Briefe haben will, und ſolche, wie ich ſie meinem Freunde gern ſchreibe, der kömmt freilich zuweilen in Gefahr, manche Langeweile zu genießen.

Dein

treuer Vetter

Gottlieb B. — —

Dreizehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Lieber Vetter! ich habe nicht ausgeschlafen; mein Brief wird auch wohl den Stempel eines Schlaftrunkenen haben, auch vielleicht den eines Träumers. Ueberhaupt wirst Du mich zuweilen als Schwärmer, zuweilen als Träumer, mit unter auch als kaltblütigen Menschen beurtheilen.

Bewundere Vetter! wie geschickt ich einen Doppelsinn angebracht habe. Man kann nicht gut wissen, was ich meine, ob Du oder ich, der Schwärmer — der Träumer — der kaltblütige Mensch sey. — Laß' die Auslegung andern, die haben dabei noch das Vergnügen, eine Brühe darüber zu machen. Das Brühemachen freut so manchen Thoren, der sonst keine Freude hätte. Ich wünschte, man machte sich's zum Gesetz, sobald man eine nachtheilige Brühe über Jemanden machen will, erst desselben Tauf- und Zunamen, und zuletzt — dessen Stand zu nennen. — Denn, nennt man wie gewöhnlich

den letztern erſt, ſo umflügelt wieder unſere Abſicht, die Schande einer böſen Handlung, den Stand, da ſie nur das Individuum treffen ſollte.

Ich will einige Beiſpiele anführen, die das Ding einleuchtend machen ſollen.

Der Graf A. begegnete jüngſt dem ehrlichen Profeſſor M. mit unerträglichem Stolz. — Der Lieutenant B. hat den Bürger C., der ihm ganz beſcheiden antwortete, geprügelt. Der Miniſter D. wußte die gegen ihn erhobene Klage zu unterdrücken u. ſ. w. Die Seele der Zuhörer ſchließt oft folgendermaßen: Die Grafen können doch den Stolz nicht ablegen. — Der Bürger iſt immer den auffallenden Beleidigungen der Offiziere ausgeſetzt. — So iſt es, wenn man Miniſter iſt, da kann man Ungerechtigkeiten ausüben, und ſie vor der Gerechtigkeitsliebe eines Monarchen verbergen. — Dieſe Schlüſſe ſind ganz gewöhnlich, ſo irrig ſie auch ſind.

Jene böſen Handlungen kamen aus der ſchlechten Seele der Perſonen A. B. und D.; ihr Stand als Graf, Offizier, Miniſter, iſt dabei bloß als gezwungener Zuſchauer anzuſehen, und doch trifft dieſen der Haß und die Verach-

tung eher, als die Perſon, weil man jenen zuerſt nannte. Freilich ſollte es nicht ſo ſeyn, es iſt aber doch ſo; man faßt gemeiniglich das Bild der erſten Benennung. Kömmt nun gar noch hinzu, daß einer oder der andere Urſache hat, über jene Menſchen mißvergnügt zu ſeyn, ſo ſpricht die davon noch vibrirende Saite beim Anhören ſolcher Vorfälle um ſo mächtiger an; dies könnte zwar auch geſchehen, wenn man bei Erzählung ſolcher Vorfälle nach meinem Rath verführe; doch wäre das immer erſt ein Nachhall, und dieſer iſt nie ſo heftig.

Kein Stand in der Welt, vom König bis zum Niedrigſten, iſt in einem Staate zum Nachtheil eines andern geſtiftet. Keiner iſt ſchädlich in ſich; die Schädlichkeit liegt allezeit im Individuo oder in dem, der dieſen zum Nachtheil anderer gebraucht. Leider iſt es aber jetzt ſo Mode geworden, nicht die einzeln ſtrafbaren, ſondern das Ganze beſtrafen zu wollen. Lieber Vetter! ich wüßte nicht was ich darum gäbe, daß mein Vater ein ehrlicher Bauer geweſen wäre, der mich nur in die Schule, und auf keine Univerſität geſchickt hätte. Ich würde mit dem vom Himmel mir ertheilten geſunden Menſchenverſtande, wie jetzt, trotz meiner 36 Ahnen den-

denken; — hätte neben der Brauerei, doch einen Gellert, Young, Wielands erſte Werke, Mosheim ꝛc. mit aller Aufmerkſamkeit geleſen.

Siehſt Du, Vetter! mit dem Prädikat eines Brauers könnte ich muthig auftreten, und manche Leute vertheidigen, deren Fehler ich nur tadeln darf. So wie ich zur Vertheidigung ſchreiten will, ſo kömmt in manches Leſers Seele der natürliche Gedanke: Er vertheidigt ſeinen Stand, folglich liegt Eigennutz zum Grunde. Ganz recht hätte man gleichwohl nicht, denn ich kann einen Stand vertheidigen, ohne alle ſeine drükkende Vorzüge, oder diejenigen, die ſich unter der Würde des Standes betragen.

Alles, was ich Dir nun geſagt, rührt wahrlich nicht daher, daß ich empfindlich wäre, wenn man über die Adlichen ſpricht; empfindlich bin ich wirklich nicht, nur ſoll man auch gerecht ſeyn. Mich und meine Briefe magſt Du und Jedermann kritiſiren. Lieber Vetter! Du wirſt Dich beſinnen, daß ich Dir ſchrieb: Du ſollteſt Dir erſt einen Regenſchirm anſchaffen, ehe Du in die große Welt geheſt. Ich habe es noch beſſer gemacht, ich habe mich an den Regen gewöhnt, und lache herzlich, wenn Aeolus ſich faſt die Backen ſprengt, um mir ſeinen triefenden

Begleiter recht derb in die Augen zu werfen. Lieber Vetter! man möge über meine Aeußerungen ſagen, was man will: Aeolus bringt doch nur Wind, Staub und Waſſer. —

Ich werde, wenn ich Zeit habe, Dir etwas zuſchicken; es iſt kein Buch, kein ganzes Werk; es ſind bloß Aeußerungen, doch das hat noch Zeit! —

Apropos von Werken! — Das Buch, das Du mir geſchickt haſt, habe ich geleſen; ich werde es daher nicht beurtheilen, weil ich nicht Sprachrohr ſeyn will, und Eigendünkel verrathen könnte, wenn ich mich erdreiſtete, die Ueberzeugungen eines erfahrnen Offiziers, ſeine guten Raiſonnements, ſeine auf Thatſachen gegründete Folgerungen zu bekritteln.

Wir haben hier ein Meteor gehabt; eine ſogenannte Feuerkugel, die ein großes Licht am Himmel verbreitete, und beim Zerplatzen ein donnerähnliches Getöſe verurſachte. Ich habe recht gut begriffen, woher es kam, daß man plötzlich bei finſterer Nacht hell ſehen konnte. Der Donner nach dem Zerplatzen iſt mir auch nicht befremdend geweſen; aber wie das alles zugehet, daß bei hellem Himmel ſich ſo eine große Feuerkugel bilden, ſich inflammiren kann, dazu

ſind meine Sinne nicht hinlänglich. Ich fragte einen Phyſiker; — es iſt doch herrlich, lieber Vetter! daß wir Männer haben, die bis in die Grundurſachen der Schöpfung zu dringen wiſſen, dadurch nicht allein alle Urſachen des Sichtbaren deutlich darlegen, ſondern ſogar das Unſichtbare, woran ſie nicht glauben, ſinnlich machen. Das erſpart vieles Nachgrübeln. Jetzt die Auslegung des Meteors.

Gewiſſe inflammable Dünſte werden durch einen gewiſſen hierzu unumgänglich nöthigen Grad von Kälte, (ein achtel Grad höher oder tiefer wird nichts daraus) alſo durch einen gewiſſen Grad Kälte komprimiret, und inflammiren ſich, ziehen am Himmel rechts oder links, zuweilen fallen ſie ſenkrecht herunter in der Geſtalt einer Kugel, die endlich mit einem donnerähnlichen Getöſe platzt, nämlich das Donnerähnliche iſt die Folge des Zerplatzens. Haſt Du das recht begriffen, Vetter! oder ſoll ich es wiederholen? — Ich denke, es iſt ſo deutlich, daß es keiner Wiederholung bedarf. Um das nachzumachen, braucht man nur den unbewußten Grad von Kälte, die unbekannte Anzahl Dünſte, die beſondere Beſchaffenheit derſelben nicht zu vergeſſen; das Inflammiren und der Knall wird nicht ermangeln,

ſich einzufinden, wenn nur die Kälte und Hitze ihre Schuldigkeit thun.

Mache es lieber Vetter! wie die Herren, die den Blitz und das Einſchlagen deſſelben darſtellen. Dieſe nehmen erſt eine elektriſche Maſchine; alle Drathe, die Goldblättchen, den Staniol, kurz was zur Vorbereitung gehöret, kannſt Du mit Deinen Augen ſehen und mit Händen greifen. Nun wird gedrehet, und die im Grunde noch unbekannte elektriſche Kraft in Bewegung geſetzt; dann erwartet das Thürmchen von Kartenblatt ſein Schickſal, es ſchlägt ein, und der Profeſſor demonſtriret, daß es Dir begreiflich wird, wie das zugeht. Wie das zugegangen, begreif ich auch; aber wie jenes groſſe elektriſche Experiment der Natur, durch des allergröſten Profeſſors Einrichtung gemacht wird, bleibt mir doch immer noch unbegreiflich.

So iſts — tauſend Dinge ſind, die wir nur hören oder ſehen können: wer wird ſie handgreiflich beweiſen wollen?

Du haſt doch alles recht begriffen, oder mich nicht verſtanden; meine Meynung iſt, daß ich nicht begreifen kann, wie es die unbekannte Kälte oder Hitze anſtellt. Wenn der Phyſiker ein Experiment machen will, z. B. daß zwei zuſammen

geflossene Liquores sich inflammiren, so hat er doch feste Körper, in denen er das Experiment macht; aber da eben, das in dem Freien zu machen, wo das Auge zuvor nichts erblickt. — Vetter! Gott kann viele Experimente machen; wir wollen ihm dafür danken; zuweilen giebt er einen Wink, wodurch wir unsere Nichtigkeit und seine Allmacht erkennen sollen. — Thun wir es auch? Ich wünsche es Dir und mir.

Dein

Vetter Gottlieb.

Vierzehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Antwort auf den 11ten Brief des Heinrich B ...

Nun komme ich erst auf Dein Schreiben, in welchem Du sagst: *) „Ihre Tochter ist wirklich sehr

*) Vid. den 11ten Brief.

„hübſch, und ſo wohl erzogen, daß einem ei„gentlich bange wird, wie man das Herz gehö„rig verſchanzen ſoll.“ Du brauchſt alſo Schutzwaffen gegen das Mädchen, oder gegen die Liebe, oder gegen Dein Herz? Lieber Vetter! das ſind drei beſondere Dinge. Das Mädchen ſcheint mir noch eine neutrale Macht. Die Liebe iſt der angreifende Feind, und das Herz die belagerte Feſtung. Dieſer mangeln Außenwerke. Hier werden wohl Le Blond, Vauban und Cöhoorn nicht viel helfen. —“ So lange die neutrale Macht ſich nicht zu den Feinden ſchlägt, wollen wir dem blinden General wohl was vormachen. Unterdeſſen will ich ſehen, wie wir den Platz ſelbſt vertheidigen können; ich will die Obſervationsarmee kommandiren.

Es gehet, lieber Vetter, mit dem Herzen gerade wie mit andern Feſtungen: ſind ſie neu, ſo werden die ſtrengſten Regeln der Vorſicht beobachtet, kein Fremder darf auf den Wällen ſich umſehen, noch weniger die Kaſematten, Kaponnieren, Redans, Zeughäuſer und Citadellen durchkriechen. Der Erbauer freuet ſich ſeines Werkes, und ſorgt für die genaueſte Unterhaltung. Doch es vergehen einige Jahre; eine immerwährende Anſtrengung der Aufmerkſamkeit auf einen Ge-

genſtand iſt in der menſchlichen Natur gar nicht anzutreffen, und das iſt eine Haupturſache des Unterganges aller Einrichtungen.

Es iſt Friede; der Landesherr iſt durch Allianzen oder durch Veränderung der politiſchen Lage verſichert, daß die Feſtung kaum in einem halben Jahrhundert Gefahr läuft. Die zur ſteten Reparatur nöthigen Gelder werden zu andern Gegenſtänden verbraucht; daraus erfolget natürlich die Deterioration. Dieſe wird nicht bemerkt, oder zwar bemerkt, aber nicht wiederhergeſtellt. Endlich wendet ſich auf einmal das Schickſal. Ein Feind dringt ein, man will in zwei Monaten herſtellen, was die Zeit in ſo vielen Jahren zu Grunde gerichtet hat. Die feindlichen Kugeln donnern an die noch friſchen und naſſen Mauern; es fehlt an Proviant, und der Platz muß aus Mangel an Vorſicht übergeben werden. Vetter! erlaube mir hier einen Seitenſprung, ich will ſchon wieder zu Deinem Herzen kommen, das läuft mir nicht weg.

Die unvorſichtige Behandlung einer Sache iſt zuweilen die nächſte Veranlaſſung zur Prüfung und Ausbreitung von Künſten und Wiſſenſchaften.

Was wesentlich zur Erhaltung der Staaten gehört, und was nicht dazu gehört, ist nach sichern Rubriken zu bestimmen, es variirt.

Leidet ein Staat an irgend einem in Ueberfluß gehabtem Produkt Mangel, so kommt der Fehler daher, daß die Mitführer des Staatsruders gar nicht an Variationen gedacht, oft nur den Staub vor ihren Augen gesehen, die dahinter verborgene Gefahr aber nicht bemerkt, oder unpatriotisch genug gedacht haben, um nur Nutzen und Ruhm im Gegenwärtigen zu suchen, auf die Zukunft aber gar nicht zu achten.

Die erkünstelte Volksvermehrung ist auch oft Schuld an dergleichen Fehlern. Dazu berechnet man noch den Eigennutz einzelner Menschen, die vielleicht die Aufklärung fürchten, und dieselbe vielmehr ihrer Pflicht nach noch befördern sollten; so ist es kein Wunder, wenn Mangel entstehet. Ich höre oft tadeln, daß man nicht eher über den verschwenderischen Gebrauch eines Materials schrieb, als bis der Mangel sich fühlen ließ. Die Bemerkung ist richtig. Der Mißbrauch des Holzes war vor Zeiten nicht möglich einzusehen. Kein Ritter hätte es geglaubt, daß seine im tiefen Walde verborgene Veste einst auf einem angenehmen mit Obstbäumen und Wein

bepflanztem Hügel liegen würde; daß Felder und Dörfer einen, dem Auge unabsehbaren Raum da anfüllen würden, wo er kaum einige Schritte von seiner Burg nichts als Tannen, Fichten und Kiefern erblickte. Beim Holz liegt das Verderben in zwei unterschiedenen Ursachen:

1.) In zu vielem Abhauen, Verbrauchen und Wegschaffen aus einem Lande.

2.) In der schlechten Vorsorge, dies kostbare Geschenk der Natur wieder zu ersetzen und anwachsen zu lassen.

Aus diesen Fehlern aber sind folgende Vortheile entstanden.

Der erste Fehler hat den Baumeister auf Holz verschwendenden Bau aufmerksam gemacht; man hat künstliche Holz ersparende Oefen ersonnen, andere Brennmaterialien hervorgesucht, auch selbst auf diese wiederum rassiniret. Wir haben ichnologische, mineralogische, chemische Werke über diesen Gegenstand erhalten.

Die Oefen waren sonst unförmliche Massen, die ein Zimmer mehr entstellten als zierten, jetzt vereinigen sie das nützliche mit dem angenehmen. Holzarten, die sonst nur verbrannt wurden, werden jetzt zu Meubles genommen; kurz, der Kunstfleiß scheint in diesem Fache hoch

geſtiegen zu ſeyn, und doch glaube ich, daß man im preußiſchen Staate, beſonders um Berlin, was die Oſen anbelangt, noch nicht ſo weit als in Sachſen und im Magdeburgiſchen mit den Holz- und zugleich Koſten erſparenden Oefen gekommen iſt. Die Urſach liegt aber nicht ſowohl in den Menſchen, als im Mangel des erſten Materials.

Der zweite Fehler, nämlich die wenige Sorgfalt für Erhaltung, Anpflanzung und Verwahrung der guten Holzarten, hat der wahren Forſtwiſſenſchaft einen Schwung gegeben, den ſie vielleicht nicht ſobald bekommen hätte. Es ſind Forſt-Archive, Forſt-Handbücher, Forſt-Kalender, Forſt-Kollegia entſtanden. Man hat einen Baumſaamen-Handel anlegen können, der nicht unbeträchtlich iſt. Mit vielem Eifer hat man gewiſſe Gattungen Bäume hervorgezogen, an deren nützlichen Gebrauch man Jahrhunderte nicht gedachte, und doch unter ihrem Schatten, im angenehmen Duft ihrer Blüthen manche vergnügte Stunde durchlebte.

Man hat Pflanzungen von ausländiſchen Holzarten angelegt, weil die einländiſchen zu Grunde gerichtet waren.

So wie man ſchnell heilende Arznei liebt,

ſo hat man auch die Anpflanzung und Vermehrung der ſchnell wachſenden Hölzer beſtens empfohlen, und manche Forſt-Schriftſteller haben einem das Ding ſo ſüß gemacht, daß der unüberlegte und unpatriotiſche Grundbeſitzer leicht Luſt bekommen kann, einen Eichbuſch niederzuhauen, um den Platz mit Populus Canadensis, Virginia tremulans, niger etc. zu bepflanzen. Daran iſt nun der Forſtmann nicht ganz Schuld; denn dieſe Arten Bäume hat er bloß als ein Palliativmittel angegeben, um den Zwiſchenraum zu füllen, in welchem die reifen oder ſchlagbaren Hölzer edlerer Gattung ein Ende nehmen, und die angeſäeten oder angepflanzten noch nicht ſchlagbar ſind. Der preußiſche Staat verdienet in der Geſchichte eine rühmliche Stelle. — Man hat ſeit zwanzig Jahren große Fortſchritte gemacht, und ſogar die Eiferſucht unter den Forſtmännern hat viele nützliche Sachen hervorgebracht. Der König wendet viel darauf, es werden öffentliche Kollegia auf ſeine Koſten geleſen, und eine Sache, wobei die Menſchheit gewinnt, iſt dieſe: daß der preußiſche Jäger, nicht nach dem Vorurtheil mancher Länder ein bloß grünjäckiger Hunde-Profeſſor, Wildtödter und Bauernquäler iſt, ſondern ein Mann, der durch Wiſſenſchaft ge-

bildet, ſein Augenmerk auf Sachen richtet, die für die Zukunft höchſt nützlich ſind; der zwar in der Einſamkeit lebt, aber nicht in der Wildheit; der das Schießen, das Jagen ſo verſtehen muß, wie ein General die Handgriffe des gemeinen Soldaten; der in der Jagd eine Erholung ſeiner Geſchäfte findet, und ſie mit Vergnügen zum Nutzen des Unterthanen ausübt; der ſich durch Feſtigkeit, nicht durch Wildheit auszeichnet: das iſt das Bild des preußiſchen Forſtmanns.

Im preußiſchen Staat hat der Geheimerath und Oberforſtmeiſter, Herr von Burgsdorff, ſich am meiſten bemühet, ſchriftliche Belehrung über Forſtwiſſenſchaft zu geben; auch hält er jährliche Vorleſungen, zu welchen jeder Forſtbefliſſene und Liebhaber dieſes Faches freien Zutritt hat. Er bleibt zwar vom Tadel nicht verſchont, der auch gegründet ſeyn, auch wohl vom Neide herrühren kann: das geht mich aber nichts an; ich danke ihm meines Theils für ſeinen Fleiß, für ſeine Bemühung. Vetter! hüte Dich vor Undank, es iſt eine häßliche Seuche, die jetzt ſo um ſich greift, daß man Undanks-Lazarethe wie Peſt-Lazarethe anlegen ſollte. Nur ſind die Gegenmittel, welche von den moraliſchen Aerzten vorgeſchlagen werden, wie mich

dünkt, noch gefährlicher als die Krankheit selbst. Der Grundstoff des Undanks liegt im Wohlthun. Man soll also das Wohlthun einstellen, so wird der Undank von selbst verschwinden, das heißt: will man allen Krankheiten zuvorkommen, so schneide man beim ersten Symptome, dem ersten besten den Kopf ab. So was Tolles hat man sich wohl nie träumen lassen, ja lieber Vetter! ja nicht nur träumen lassen, in der That ausgeführt.

Was ist es anders als Kopfabschneiden, oder ist es nicht schlimmer? — aus Menschenhaß, Misanthropie, Furcht vor Undank, eine ganze Familie in der Noth schmachten zu lassen, so daß der arme Vater aus Verzweiflung sich zuletzt den Hals abschneidet; heißt das nicht das vorgeschlagene Recept gebrauchen? —

Ich bewundere die menschliche Geschicklichkeit, bei Verfertigung eines Mauer-Quadranten; es ist fast unbegreiflich, wie man ein Instrument so genau bearbeiten kann. Man stellt es so, daß nach sicherer astronomischer Ausrechnung zur bestimmten Stunde, Minute, ja Sekunde ein ebenfalls voraus genannter Stern, sich in der Direktion des Fernrohres einfinden muß. Welche Mühe! welcher Fleiß! — — — — Ihr

Kunſtmänner macht doch ſolche Mauer-Quadranten, wo jeder Nothleidende ſich wie eure Sterne zeige; ſehet oft in das Rohr, rechnet, meßt zwanzig Jahre: wenn ihr es dahin bringen könnt, daß euch keiner entgehe, dann werdet ihr wirkliche Himmelskarten entwerfen laſſen, und jeder gutdenkende Monarch wird mit Freuden darauf pränumeriren, und ſein Poſtpränumeriren wird euch Segen bringen.

Lieber Vetter! Du haſt vielleicht in Deinem Leben keinen Mauer-Quadranten geſehen? — es iſt der Mühe werth. — Ach, die Aſtronomie iſt eine herrliche Wiſſenſchaft! ſie verſetzt einen ſo ſchön in lauter Welten, von denen wir nur das Daſeyn wiſſen, und unſere kleine Kugel wird uns ganz verächtlich; heißt das nicht ſich zu höheren Gegenſtänden erheben? — Den Nutzen kannſt Du vielleicht nicht einſehen, — das macht nichts zur Sache; Du kannſt ſo vieles nicht einſehen, auch wirſt Du nicht begreifen, wie meine Dummheit mehr Vergnügen an dem Wachsthum eines wohlthätig grünen Feldes findet, als an allen den prächtigen großen Kugeln, die ſich gehorſam nach geſchehener Einladung des Aſtronomen in der Richtung ſeines Mauer-Quadranten einfinden.

Die Fabel, in welcher ein Sternſeher aus Dienſteifer in einen Brunnen fällt, hat ſtets für mich etwas Beluſtigendes gehabt, zumal da ich hoffe, daß er nicht darin umgekommen iſt.

Nach meinem Gefühl iſt mir der Botaniker tauſendmal lieber; ſeine Wiſſenſchaft zwingt ihn ſtets herunter zu ſehen, und Du wirſt nie erfahren, daß ein ſolcher über einen Kranken oder Verhungerten wegſtolpert. Das nützlichſte Kräutchen ſteht vielleicht gerade unter einem ſolchen Menſchen; er muß ihn erſt wegwälzen, um es zu finden, und das kann er doch nicht ohne zu fragen: was fehlt Dir Bruder? — Hat er die Frage gethan, ſo wollen wir hoffen, er wird weiter fragen, und dann nach ſeinen Kräften beiſtehen.

Die beſte Wiſſenſchaft iſt die, welche Dein Auge zu der Menſchheit und nicht von der Menſchheit ablenkt; dixi, — nun retro.

Die unvorſichtige Behandlung einer Sache, iſt zuweilen die nächſte Veranlaſſung der Prüfung und Ausbreitung von Künſten und Wiſſenſchaften.

Das ſollte ich beweiſen, nicht wahr? — Eben beſinne ich mich, daß ich Dich als bela-

gerte Feſtung zurückgelaſſen habe, mit dem Verſprechen: bald wieder beim Corps d'Armée mich einzufinden. Alſo links umkehrt euch! Marſch!

Die neutrale Macht iſt eigentlich das Gefährlichſte von allem. Der Herr Amor iſt wahrlich nicht allein ſo ſchwer zu bezwingen, braucht auch nicht ganz bezwungen zu werden. So lange er ordentlich manövriret, iſt es ein Schachſpiel, wie ein Krieg ohne Ueberfall und Vermätherei.

Mein erſter Rath iſt: hänge die Ambition an den Nagel, und fliehe; wage Dich nicht etwa an die neutrale Macht. Iſt ſie für Dich, ſo iſt ſie auch für den Amor, und da wird ein zweiköpfiger Drache daraus, der noch ſchlimmer als derjenige iſt, den weiland Ritter St. George erſtach.

Alles wohl überlegt, werde ich beim erſten Rath ſtehen bleiben; ich weiß Dir wahrlich keinen beſſern zu geben, zumal da ich mit Aufmerkſamkeit über die Sprüchwörter des redlichen Sancho Panſa nachgedacht und gefunden habe, daß ihre Gründlichkeit alle andere Argumente überwiegt. Weit davon iſt gut vor dem Schuß. Wer ſich in die Gefahr begiebt, kommt darin um. Beſſer demüthig gehen, als ſtolz hinken. Der Bauer zielt, Gott lenkt die Kugel. Wer

ſeinen

ſeinen Feind verachtet, wird leicht überwunden. Wer ſich aufs Eis wagt, hat ſich ſein Unglück ſelbſt zuzuſchreiben. Wer ſich mehr Kräfte zutrauet, als er hat, iſt übler daran, als der Beſcheidene; erſterer rennt in die Gefahr, letzterer flieht ſie. Die Liebe iſt wie die Peſt, das beſte Präſervativ iſt die Flucht. Lieber Vetter! da haſt Du einige Sachen, in welchen viel Sinn lieget. Ich hätte Dir noch einige hundert ſolcher Sprüchlein liefern können; biſt Du klug, ſo haſt Du hieran genug, biſt Du es nicht, ſo hilft die große Anzahl auch nichts.

Geſtern ſtand ich am Fenſter, bei einem ſehr vornehmen Manne. Es ging eine Frau auf der Straße, ganz nach dem Koſtume von 1697 gekleidet, und die Kleidungsſtücke ſelbſt ſchienen das zu verehrende Alter zu haben. Jedermann lachte über den Anzug, aber niemand machte die Anmerkung, daß die Urſach des Anzuges wohl in der Armuth dieſer Perſon liegen möchte. — Ich bedaure allemal die Großen, wenn man ſie daran gewöhnt, alles in Sammtband mit goldnen Borten zu ſehen. —

Lieber Vetter! ich konnte das Maul nicht halten; ich ſagte: Wer weiß, ob dieſe unmodiſche Perſon etwas beſſeres anzuziehen hat? —

Doch wer kann den wohlbelehrten Dompfaffen, bei dem vollen Akkord eines großen Orcheſters hören? — Da, wo man die Dompfaffen Gimpel heißt, gilt auch das Sprüchwort: dumm wie ein Gimpel; und doch pfeifen ſie ſchön. Ihr, armen Gimpel lernt nichts, und ſchmückt euch doch mit Pfauenfedern. Wer weiß, ob das Sprüchwort nicht in Vergeſſenheit kommt! Man wird euch hören, mit der größten Aufmerkſamkeit den Augenblick erwarten, wo ihr den Schnabel aufſperrt.

Der Spott, über ſolche dem Auge ungewöhnliche Trachten, zumal wenn Arme es trifft, iſt ein wahres Verbrechen Ich will nicht behaupten, daß es aus Bosheit, auch vorſetzlich begangen wird, es bleibt doch ein Verbrechen. Mein Urtheil, lieber Vetter! wird Dir hart ſcheinen; ich kann mir aber nicht helfen, ich heiße einmal Verbrechen alle Handlungen, (das Reden iſt, glaube ich, auch eine Handlung) welche das Mitleid oder die Neigung zum Wohlthun, zumal bei Vornehmen und Beherrſchern ſtören kann. Der erſte Eindruck des Anblicks eines ſchlecht Gekleideten, muß in der Seele eines gutdenkenden Fürſten Erbarmen gebären, die Folge Wohlthun ſeyn. Durch meinen Spott erkaltet der

erſte Eindruck, und die Folge kann zernichtet werden; die Aufmerkſamkeit wird auf das Kleid, auf die Schale gezogen, und der Kern wird vergeſſen; iſt das nicht Verbrechen gegen die Menſchheit? — iſt es nicht eins, Böſes thun oder das Gute hindern? Wie gern entſchuldigen wir uns nicht damit, wenn wir frech ſagen: ich thue nichts Böſes. Unterſuche dich, Vertrauter eines Fürſten, Rathgeber deſſelben! waſche dich von wirklichen vorſetzlichen böſen Handlungen; aber ich zweifle, daß du rein wirſt von ſolchen, durch die das Böſe konnte verhindert oder das Gute befördert werden.

Dein
getreuer Vetter

Gottlieb B. — — —

Funfzehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Ein wenig Geduld! — So ſprach ich zu einem Manne, der eben im Begriff ſtand, ſeine Pfeife mit einem Viſitenblatt anzuſtecken. Es ſtand

darauf: grand: das Blatt war gebogen, ich konnte das übrige nicht leſen. Aber da ich von grauſam altem Adel bin, ſo fiel es mir wie Gewitterluft auf, einen Grand verbrennen zu ſehen. Das Ein wenig Geduld, begleitet mit der Bewegung, dem ehrlichen Manne die Hand vom Auto-da-fé eines Grand zurück zu halten, gab Urſach zu einem Geſpräch.

Vetter! Da Du der wohlbeſtellte Schwenkkeſſel meiner Gedanken-Geburten biſt, ſo will ich Dir das Geſpräch mittheilen.

NB. Wir waren nicht allein, ſondern in einer Geſellſchaft, in welcher das Bild der Vergänglichkeit oft durch 20 Pfeifen ſo ſinnlich dargeſtellt wird, daß man die Eitelkeiten dieſer Welt nur durch einen Nebel erblickt.

Es kann geſchehen, daß ſich während des Geſprächs auch andere darein miſchen: wer kann die Leute verhindern zu ſprechen, wenn ſie Luſt haben. — Herr Kant ſoll der Pfeifenanſtecker ſeyn; die andern werden auch Namen haben; ich bleibe der Ich.

Ich. Ein wenig Geduld! —

Kant. Was ſtehet Ihnen zu Dienſten? — Ach, Sie wollen Ihre Pfeife anſtecken, mit Vergnügen laſſe ich Ihnen das Vorrecht.

Ich. Ganz und gar nicht. Sie ſind aber im Begriff, einen Grand zu einem ſehr Petit zu machen.

Kant (lachend). Ach das Viſitenbillet? — Der Major von C.... ſchenkt alle Jahre meinen Kindern eine groſſe Menge ſolcher Zettel; da die andere Seite gewöhnlich weiß iſt, ſo notire ich unterſchiedene Sachen darauf, ohne zu bemerken, ob eine Excellenz vielleicht Butter, Hühner oder Eier zu tragen bekömmt, oder ein Hofkavalier den Grad der Kälte des Tages. Brauch ich die angemerkte Sache nicht mehr, ſo wird der Namenträger zu einem Fidibus.

Ich. Haben Sie nicht bemerkt, ob der Rauch oder die Flamme ſich nach der Gröſſe desjenigen richtet, der auf dem Zettel ſteht? —

Obriſtlieutenant. Gotts Schlag! — Siehſt Du, das war ein toller Gedanke! — He! Nikchen! Noch eine halbe Bouteille. Ha! ha! ha! — Das iſt ein Schwerenoths-Raffinement. — Allons! weiter, meine Herren! — — —

Kant. Welchen Einfluß kann die Würde eines Mannes auf das Verbrennen ſeiner Viſitenkarten haben? —

Ich. Sie haben Recht, und ich doch nicht ganz Unrecht. Reiche Leute haben feinere Wäsche, als andere, sie können auch feinere Papiermassen zu ihren Visitenkarten nehmen lassen.

Herr Schramm. Davon weiß ich nichts; aber das weiß ich, und kann es behaupten, weil ich es selbst mit meinen Augen in Frankreich gesehen habe, daß man für Vornehme besonderes Papier zu gewissen Gebrauch verfertigte. Zum Beispiel —

Obrist. Zu Papilletten; nicht wahr? —

Schramm (sehr verlegen). Die Gesellschaft lachte, und ich wußte erst nicht warum; ich erfuhr aber nachher, daß dieser Herr während seiner Reisen meist mit Frisiren beschäftigt war.

'Ich zu Kant. Erlauben Sie mir das Blatt! — Er gab mir die Karte, und ich bog sie auf. — Ein Mann, der bis jetzt ganz ruhig neben mir gesessen und den Namen ansah, rief mit einem seinem milden Charakter ganz fremden Eifer: „der verdient das Feuer!“

Ich. Was entrüstet Sie gegen diesen Mann? Hat er Ihnen geschadet? —

Der stille Mann. Mir nicht, weil ich aus seinen Klauen bin, aber Jemanden, der mir viel werth ist: — meiner armen Mutter.

Ich. Ihrer Mutter? — Auf dem Zettel steht ja: Le Comte d' * * * Grand d'Espagne. Sind Sie in Spanien gewesen?

Der stille Mann. Mein Vater war lange Jahre dort in Diensten und ein treuer, redlicher Mann. — Meine Mutter sollte nach seinem Tode einen Gnadengehalt bekommen; er wurde ihr gestrichen. Dieser Grand war's, der den grausamen Strich machte.

Obristl. So streiche man ihn a dato publicationis aus dem Andenken der erleuchten Fidibus. (Er nahm im heiligen Eifer das Pillendillet, zerriß es, und die Stücken flogen unter den Tisch.)

Ich. Erlauben Sie eine Anmerkung: Urtheilen wir nicht zu schnell über die Handlungen derer, welche ein Amt bekleiden? — Freilich fühlt ein Mensch bei einer Amputation große Schmerzen. Amputirt denn aber der Chirurgus, um das Vergnügen zu haben, sich in Amputationen zu üben, oder weil es zur Erhaltung des Ganzen nöthig ist? — Hat ein Mann, der eine große

Stelle bekleidet, nicht oft Befehle, Einschränkungen zu machen, die freilich zuweilen den Dürftigsten treffen? —

Obriſt. Na, ſeht Freund! das läßt ſich hören; der hat Recht. Thut mir den Gefallen, und gebt mir die Stückchen da unter dem Tiſch wieder herauf: was todt iſt, iſt todt, ich will aber wenigſtens ein ehrliches Begräbniß beſorgen.

Der ſtille Mann. Es läßt ſich hören; da haben der Herr Obriſtlieutenant Recht. Belieben Sie ſich ein wenig zu gedulden, und mich auch zu hören. Der von Ihnen aus Redlichkeitseifer caſſirte Grund kann noch da unten ruhen, bis daß Sie von dem Nutzen ſeiner Rehabilitirung überzeugt ſind. Einſchränkungen haben, in der vernünftigen Welt, die beſſere Anwendung zum Grunde.

Wenn nun aber keine Befehle zur Einſchränkung da ſind, und zweitens das Geld, welches einer armen Wittwe entzogen, jungen Leuten gegeben wird, die vielleicht das Verdienſt haben, bloß dem Chef eines Departements zu gefallen; — die zufrieden ſeyn konnten, eine Weile umſonſt zu dienen, bis daß ſie die gehörigen Kenntniſſe

erlangt haben; wenn dabei der armen Wittwe der Gnadengehalt mit harten Ausdrücken versagt wird: gehört das auch zur Erhaltung des Ganzen? — Ist dies nicht der Chirurgus, der amputirt, wo er heilen könnte? —

Obriſtl. Schwerenoth! nun hat der wieder Recht.

Schramm. Wie ich durch Frankreich reiſete, wurde mir eben ſo ein Fall erzählt. Der Marquis —

Obriſtl. Was kümmert uns der Marquis, wenn wir einen ehrlichen Deutſchen hier vor den Augen haben, der betrübt iſt? —

Der ſtille Mann. Ich danke für Ihre Theilnahme! beruhigen Sie ſich aber, beſter Herr Obriſtlieutenant, die Zeiten können ſich ändern, und wer weiß, in welchem Winkel der Erde ich den Grand gedemüthiget antreffe..

Ich. Und dann wollen Sie ſich freuen? —

Der ſtille Mann. Ja, freuen! das Gott mir Liebe des Nächſten einprägte; freuen, wenn ich ihn tröſten kann, wenn ich ihm zeigen kann, wie ſehr der Biedere über den Stolzen erhaben iſt; freuen, wie ſich die

Engel Gottes über die Ankunft eines Seligen freuen, wenn er, vom Gefühl der Reue durchdrungen, mir die Hand drückte, und ausrief: Ach könnte ich wieder gut machen, was ich Böses stiftete! Verzeihe mir Freund! — Bis dahin lassen Sie uns so viel als möglich die Fehler der Menschen verbergen, und in unserm Kreise nur die guten Handlungen preisen. Der Zweck unserer Gesellschaft ist, einige Stunden in Frieden und Einigkeit zu verleben, aber nicht unsere Mitbürger an den Pranger zu stellen.

Ich habe vielleicht schon zu viel gesprochen, und um mich nicht durch Leidenschaft ferner hinreißen zu lassen, werde ich Ihnen allerseits eine angenehme Ruh wünschen.

Mit diesen Worten stand er auf, nahm seinen Hut, und ehe wir von der Betäubung der unvermutheten moralischen Vorlesung uns erholen konnten, war er zur Thür hinaus.

Der Obristlieutenant war der erste, welcher ausrief: „Wat segst Du nu Flesch *)."

*) Wer nicht mit dem Ursprunge dieses Worts bekannt ist, wird mir danken, wenn ich ihm eine Erläuterung darüber gebe. Ein Königl. Reitknecht führte einst einen Bauer, seinen Verwandten zur Revue. Die Husaren, welche bei dieser Gelegenheit zum Plagmachen kommen-

Ich. Ich ſage, der Mann hat in der letzten Aeußerung noch mehr Recht, als in allem, was er zuvor ſagte, und verehre ſeine Geſinnung.

Obriſtl. Gotts Schlag! Da möchte man toll werden; der eine ſagt: wenn dich einer beleidiget, ſo ſchlag' ihm hinter die Ohren; der andere: verachtet eure Feinde, und dieſer will ſeinem Feinde gar freundſchaftlich begegnen.

Kant. Er hat ja den Feind als gedemüthigt vorgeſtellt, er konnte ihm nicht mehr ſchaden, und freute ſich, daß er ſich gebeſſert, und von Reue durchdrungen noch ein guter Menſch werden kann.

Ich. Wollen Sie die Urſach wiſſen, lieber

---

diet werden, trieben die Zuſchauer zurück. Der Bauer wollte ſich ebenfalls zurückziehen, aber der Herr Vetter, welcher mit dem Tollkman einer Königl. Livrée ſich als unberührbar betrachtete, verſicherte: man könnte ſtehen bleiben, und ihn anzurühren würde ſich niemand unterſtehen. Kaum hatte er aber dies geäußert, als ein Huſar, mit Auflegung ſeiner Klinge auf des Reitknechts ſo ſichern Buckel, beide Verwandte wegtrieb. Als ſie nun weit genug waren, ſagte der Bauer ganz verwundert zum Reitknecht: Wat ſegſt Du nu Fleſch? Dies iſt zum Sprüchwort bei vielen geworden, die die Geſchichte wiſſen, und man gebraucht es bei Gelegenheiten, wo man ſich über etwas verwundert, oder etwas unerwartetes vorfällt.

Herr Obriſtlieutenant, warum der Mann ſo ſprach? —

Obriſtl. Was wird nun da wieder herauskommen? —

Ich. Etwas ganz einfaches. Belieben Sie das Vater Unſer mit Bedacht durchzugehen, ſo werden Sie finden, daß wir mit Gott eine Art von Friedensſchluß machen, wobei Artikel ſind, die erfüllt werden müſſen, ſonſt iſt der Kontrakt ungültig. Wir ſagen ja ganz deutlich: Vergieb uns unſere Schuld, wofern oder wie wir vergeben unſern Schuldnern.

Obriſtl. All' gut! Wer nun aber das Vater Unſer nicht kann? —

Ich. Der leſe die alten Philoſophen, da wird er auch manches gute Recept gegen die Rache finden.

Kant. Wer hätte denken ſollen, daß weil meine Kinder mit Viſitenkarten ſpielten, und ich ſie jetzt zum Pfeifenanſtecken brauche, ein ernſthaftes Geſpräch daraus entſtehen würde!

Ich. Unterſuchen Sie alle menſchlichen Begebenheiten, ob nicht noch kleinere Kräfte den erſten Stoß zur gräßlichſten und fürch-

terlichſten Bewegung geben. Ich habe mir das Ding ſinnlich gemacht; alles was in der Welt geſchehen kann, liegt in der Wage der Möglichkeit, im Gleichgewicht. Die geringſte Berührung zieht die Schale des Beginnens herunter: nicht als wenn ein Gran durch ſeine Wirkſamkeit den Namen eines großen Gewichts verdiente, aber dieſer einzige Gran iſt der Stoß, welcher Millionen unbeweglich da liegende Dinge zu einem ganzen großen bewegten Körper bildet. So gehen aber auch die größten Begebenheiten zurück zum Werth eines Grans. Eine Priſe Tabak kann einen blutigen Krieg verurſachen. Nach Aufopferung vieler Millionen tauſend Menſchen iſt der Nutzen für beide Theile endlich kaum eine Priſe Tabak werth.

Herr Schramm, welcher die ganze Zeit mit andern von der Geſellſchaft geſprochen hatte, kam zu uns und ſuchte uns zu beweiſen, daß der Pariſer Tabak der beſte wäre, zergliederte jeden Handgriff der Manufaktur, führte uns mit ſich auf ſeine Reiſen in Frankreich, der Schweiz ꝛc., und da es ſpät war, gingen wir, als er eben den Mont blanc beſteigen wollte. Ob er wirklich hinauf kam, kann ich Dir nicht

berichten; ich kam aber glücklich zu Hause, und ergriff die Feder, um Dir die Geſchichte mitzutheilen. — Die des ſtillen Mannes iſt Wahrheit, — damit begnüge Dich — wer er iſt, geht Dich nichts an.

Nun komme ich wieder zu Deinem Briefe. Du haſt einen Prinzen geſehen, der ſeinen Witz gegen Jedermann ausließ, und dem nichts heilig war. Ich habe oft vornehme Kinder geſehen, die mit vieler Tapferkeit arme Kinder mißhandelten, denen verboten wurde, ſich zur Gegenwehr zu ſetzen. Ich entſchuldige die Kinder der Reichen. Hätte man den Bauerjungen unterrichtet, den Junker über die Ohren zu hauen, wenn dieſer den Bauer mit ſeiner hochadlichen Ruthe hieb, ſo würden ſie ſich nicht daran gewöhnen. Bei einem Fürſten iſt bitterer Spott gegen Menſchen, die nach der bürgerlichen Verfaſſung weniger als er ſind, eine Erniedrigung ſeiner eigenen Würde. Der Spott verräth einen unausſtehlichen Eigendünkel, einen unmoraliſchen Charakter, und oft liegt der unſinnigſte Widerſpruch mit ſich ſelbſt darin: Dieſer Spottende möchte ſich nicht gern verſpottet hören, und doch will er andern die Geißel ſeines Witzes fühlbar machen. Im Grunde iſt's das erbärmlichſte

Vergnügen, über Fehler zu spotten, die man nicht hat, und eine Beharrlichkeit im Laster oder Blindheit, über Fehler zu spotten, die man selbst hat. Ein Witzling ist selten dumm, folglich auch selten blind. Wir wollen also annehmen, daß er verdorben genug ist, Tugenden nicht für Tugenden, und Laster nicht für Laster zu halten.

Wenn ein Fürst sich so weit von der geraden Bahn verirrt hat, so ist er zu bedauern; er reißt alsdann durch Spott die Brustwehr nieder, welche ihn schützen soll, besonders wenn sein Spott Sachen trifft, die zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft gehören. Trifft er Menschen, und geschieht es, wie gemeiniglich in Abwesenheit dieser Menschen, so stürzt er sich in die verachtungswürdigste Klasse der Verläumder.

Vetter! kommt Dir je die Lust an, über jemanden zu spotten, so thue es über wirkliche Fehler; thue es nie hinter dem Rücken, und wähle solche Menschen, die dich mit eben dem Recht, wenn Du fehlst, verspotten können. Gegen andere, die nicht wieder antworten können oder dürfen, zu spotten, ist eine niedrige Handlung. — Es ist gerade, als wolltest Du einen Unbewaffneten mit dem Degen anfallen, von dem Du versichert bist, daß er kein Gewehr zu führen

weiß. — Mech beſſer: laß' es ganz bleiben; es hilft Dir nichts, und kann andern ſchaden.

Ein Fürſt muß überhaupt nie ſchaden. Freilich ſoll es niemand, am wenigſten aber die, welche durch ihre Würde verpflichtet ſind, andern mit guten Beiſpielen vorzugehen. Der Spott hat oft mehr als die auffallendſte Rache geſchadet. Vetter! meine Sittenlehre wird Dir lange Weile machen, — mir auch, — ein Scherz ſoll Dich aufmuntern: Als ein König von Frankreich einem Gaskogner ſagte: Vous êtes sot; ſo antwortete dieſer: Vous avez raison. Je suis sot, mais pour n'en pas voir il faut s'enfermer tout seul et casser tous les miroirs. Ein Herr, der ſolchen Witz leidet, kann auch ſpotten, ohne zu ſchaden.

Nun komme ich auf eine der wichtigſten Stellen Deines Briefes, ſie betrifft meine Frau.

Spricht man von meiner Frau, ſo fühle ich, was der Geizige beim Wort Geldkaſten, der Trinker bei der Bouteille, der Pächter beim Wort Einnahme empfindet. Bei allen dieſen Empfindungen flüſtert einem die Seele das erfreuende Wort Beſitz zu, und das iſt keine Kleinigkeit.

„Aus ihren Werken werdet ihr ſie erkennen,“

ſteht

ſehe — wo? — In der Bibel ſtehts. Lieber Vetter! lies ſie nur vom erſten Kapitel Moſes bis zum letzten der Offenbarung St. Johannis; Du wirſt's ſchon finden. Noch manche andere Sachen wirſt Du entdecken; merk' ſie Dir, Du kannſt ſie in Deinem Leben oft brauchen.

Frage die Nothleidenden, denen ſie mit Kräften beiſtand; frage die Kranken, zu deren Heilung ſie beitrug; frage die Freunde, denen ihr guter Rath half; frage mich, den ſie von manchem dummen Streiche abhielt, — doch ich bin Richter und Partei. — Was ich da ſagte, iſt ihr wirkliches Verdienſt; nun kommen noch Nebendinge, die zur Annehmlichkeit des Lebens gehören. Ein kleiner Beweis ſind die beigefügten Verſe, welche ſie zum Geburtstag einer Prinzeſſinn machte. Es iſt, was die Franzoſen ein Impromptu heiſen: ihr gehts ſo leicht von der Hand, als mir das Tintenfaß ſtatt der Streuſandbüchſe:

Prinzeſſinn, ſieh'! wie dämmert ſo feſtlich der Tag,
Heil und Segen verkündend
Uns entgegen, und frohe Zukunft.
In Friedrich Wilhelms glücklichem Reiche
Duftet der Weihrauch
Frommer chriſtlicher Beter

Zu des Ewigen Thron empor.
Alles fleht, o du Edle!
Um Deine Erhaltung.
Freude lächelt der Hohe,
Freude klopfet im Krieger,
Freud' im Buſen des Bürgers:
Daß der Grazien lieblichſte,
Mit allen Tugenden vereint,
Sichtbar unter uns wandelt.

Mich, Prinzeſſinn, durchglühet
Lieb' und Ehrfurcht und Freude
Mit den feurigſten Wünſchen
Für Dein Leben und Wohlergehen.

Zahllos müſſe aus Gottes
Nie verſiegender Quelle
Gutes über Dich ſtrömen!
Seelenruhe und Erdenglück!!

Froh Erhabne! verfließe
Jede Stunde des Lebens Dir!
Und wonnereich gleite
Es zum ſpäteſten Abend hin!!

Dir zur Liebe will ich ihre Biographie ſchreiben. Ich finde nichts hübſcher, als die Biographie eines Lebenden zu ſchreiben: es ſtehet jedem frei, ſich nach der Wahrheit zu erkundigen; was

bei der Lebensbeschreibung eines Todten schon schwieriger ist. Freilich hat es wieder eine schlimme Seite: selten glaubt man das Gute, sehr leicht das Böse; man kann also einen ehrlichen oder schwachen Mann öffentlich brandmarken, und alle Judicia können durch ihre Urtheile, die vorgefaßte Meinung der Welt nicht auslöschen. Der Schluß also ist, stets nur das Gute eines Menschen öffentlich bekannt zu machen; die Bekanntmachung des Bösen kommt nur der Gerechtigkeit zu, weil diese erst prüft, und nach festgesetzten Grundsätzen richtet; die Welt hingegen richtet nach willkürlichen Gesetzen, die sich jeder macht, nachdem die Leidenschaft sie ihm diktirt.

Ich zeige Dir eine angenehme Gegend, ein reicher geschmackvoller Mann begleitet uns; ich sage: das wäre ein schöner Platz, um einen englischen Garten anzulegen. Unser Begleiter, durch diese Worte gereizt, kauft die Gegend, legt den Garten an, und nach einigen Jahren sage ich zu denen, die darin herumwandeln: Sie haben mir die schönen Spatziergänge zu danken. Ist das nicht eine erlaubte Eigenliebe? Mir fehlte Vermögen, vielleicht auch Geschmack, den Garten anzulegen; ich bin aber doch die erste Ursach

der Entſtehung, nicht wahr? Vetter! fiat applicatio.

Bei einem Ball hatte die Prinzeſſinn ſtatt einer Straußfeder einen ganzen Paradiesvogel auf dem Kopfe. Er war mit ſo vielem Geſchmack befeſtigt, daß ich mich nicht enthalten konnte, gleich beim erſten Anblick der Prinzeſſinn, Ihro Hochwohlgeboren das Fräulein Erato höflich zu bitten, mir etwas Artiges ins Ohr zu flüſtern; aber ſie flüſterte nichts. Was ich ſagen wollte, wußte ich ſo gut, als alle Poeten vom Homer bis auf Hans Sachs; aber das Ding in gehörige Ordnung zu bringen, war mir armen Wicht nicht gegeben — alſo rief ich: Frau! hilf mir, ich kann nicht gebären — Wer heißt es Dir, in unſer Handwerk Dich miſchen! war die tröſtende Antwort; ich mußte alles klar beichten. Weiber laſſen einander nicht im Stiche; Fräulein Erato verließ beim erſten Wink einen prächtigen Thé dansant. Ihr Tänzer mußte ſich weidlich wundern, im Augenblick, da die Chaine gemacht werden ſollte, und er nach der Schönen griff, nichts zu faſſen. — Proſit die Mahlzeit! Höre Tänzer! eure Kette hat ein Glied weniger. Die poetiſche Donna ſaß ſchon am Schreibtiſch meiner Frau, und in wenig Minuten ſtand folgen-

des auf dem Papiere. Ich ſah' zwar niemanden als meine Frau, aber die Mädchen aus der mythologiſchen Tanzſtunde können ſich ja unſichtbar machen.

Brillant oiseau! ah que ton sort est digne d'envie,
Va! tu n'as rien perdu, perdant le paradis,
Etre placé sur l'auguste front d'Egérie,
C'est avoir retrouvé un autre paradis.

Du kannſt ja Franzöſiſch, lieber Vetter! und könnteſt Du es nicht, ſo nimm das Dictionnaire und überſetze. Ich habe es nach demſelben verſucht, es will aber nicht paſſen, ich weiß nicht warum. Hier iſt mein Verſuch:

Brillantener Vogel! ach daß Dein gehe raus iſt
würdig vom Neid,
Gehe, Du haſt nichts verloren, verlierend das Paradies,
Geſchöpf, hier geſtellt auf der Auguſtus Fronte von
Egerie
Iſt haben, wiederfinden ein anderes Paradies.

Vetter! ich weiß nicht wo es ſteckt, ich kann es Dir zuſchwören, ich habe alle Wörter mit der größten Sorgfalt nachgeſchlagen; es muß ein merklicher Unterſchied zwiſchen herüberſetzen und überſetzen ſeyn.

Du ſollſt noch mehr bekommen. Die erſte Ode, die ich aber mache, die ſchenke ich als ein Mirakel nach Loretto.

Lebe wohl! Dein

Vetter Gottlieb.

Sechzehnter Brief.

Heinrich an Gottlieb.

Liebſter Vetter! was werden Sie von mir denken? Ich habe Ihre Briefe einem guten Freunde gezeigt, der zugleich Buchhändler iſt; er hat ſie mit Vergnügen geleſen, und will, ich ſoll mir die Erlaubniß erbitten, ſie drucken zu laſſen.

Ohne Ihre Einwilligung wollte ich es nicht thun; ich bin aber überzeugt, daß mancher Redliche ſich freuen wird, ſeine Empfindungen mit den Ihrigen im Gleichlaut zu finden. Er verſpricht, Sie nie zu nennen, und die Sachen ſo einzukleiden, daß niemand den Verfaſſer muthmaßen ſoll. Antworten Sie mir doch bald! mein Freund iſt ungeduldig, die Sache zu unternehmen; doch bittet er ſich zugleich Erlaubniß

aus, zuweilen kritiſche Anmerkungen zu machen, die nichts Beleidigendes gegen den Schriftſteller der Briefe enthalten ſollen.

Ihr

Heinrich B — — —

Siebzehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Du willſt meine Briefe drucken laſſen? Das iſt bald geſagt, aber die Antwort muß mit Ueberlegung geſchehen. Die Frage iſt eigentlich: Wer ſoll dabei gewinnen, der Leſer, oder der Verleger? Dein künftiger Verleger vermuthlich, denn er iſt Dein Freund. Die Leſer in unſern Tagen glauben nur zu gewinnen, wenn ſie was Neues erfahren, und in meinen Briefen iſt gewiß nichts Neues. Der Zweck des redlichen Schriftſtellers iſt, durch ſein Buch zu belehren, zu beſſern, zu unterrichten, zu warnen oder zu beluſtigen. Andern zu ſchaden, gehört zum niedrigen Zweck eines ſchlechtdenkenden Menſchen.

Der Zweck des Verlegers ist der eines Kaufmanns; nur giebt dieser wirkliche Waare, man kann sie prüfen und untersuchen. Der Verleger hat aber das Geld, ehe er die Waare giebt, und hat man sie, so ist man noch nicht vom Werke überzeugt; die Untersuchung verwehrt er zwar niemanden, aber sie hilft nichts, er hat das Geld.

Ich bin es zufrieden, Vetter! laß drucken, so viel Dir beliebt, und Dein herzhafter Buchhändler will. Er mag satyrische, philanthropische, physikalische, philosophische, philologische, alle Arten Anmerkungen, die man bei gesundem Menschenverstande verantworten kann, machen; ich habe nichts dawider.

Lieber Vetter! mir fällt ein herrlicher Gedanke bei: laß drucken so viel nur möglich, wir werden ein seltenes Verdienst dabei haben; ein Verdienst, das nicht in Geld, aber in Segenswünschen bestehen wird; Ehre und Ruhm werden wir ärnten, das bin ich überzeugt, — weil wir durch dieses Werk manche liebe Postille, manche gut gemeinte Predigt, manche schöne medizinische Abhandlung, manchen erbaulichen Roman, aus den grausamen Händen der Butter-

Wurst- und Käsehändler, aus dem Untergang in Buden der Gewürzkrämer retten können. —

Meine Schriften sollen durch Deine Bemühung glänzend erscheinen, und ihren Geruch weit ausbreiten; wir werden allgemein bekannt, und kein Markttag wird vergehen, wo nicht ein gutes Mütterchen von Vetter Gottlieb und Heinrich sich unterhalten. — Heißt das nicht allgemein beliebt seyn? vox populi, vox dei. Ich kann die Zeit nicht erwarten, wo ein frisches unschuldiges Dirnchen auf dem Markte erscheinen wird, etwas für ihre liebe Mutter, für ihren Vater zum Frühstück zu holen; ich sehe sie hüpfend eintreten und ausrufen: Herzmutter! da bring ich die beste Butter, und auch ein hübsches Stück von Vetter Gottlieb. Welches Stück von diesem Vetter ihr gerade zu Theil wird, läßt sich nicht leicht bestimmen, aber ein Stück ist es doch, und mein Name wird dabei genannt. — Wie gefällt Dir dieser Gedanke, ist er nicht erhaben? Wir können unserer Schriftsteller-Ambition ein Genüge leisten, und hat sich das Werk bis zum Korbe der guten Landfrau durchgearbeitet, so können wir der Kritik Trotz bieten. Es ist wie ein Held, der sich durch tausend Gefahren durchgearbeitet hat, und endlich

ſtill auf dem Lande, über die Eitelkeiten dieſer Welt lachend, ruhig ſein Haupt ſenkt.

Es wäre mir auch lieb, wenn der Verleger ein Titelkupfer dazu ſtechen ließ. Die Kupfer, wenn ſie gut geſtochen ſind, heben ihren großen Nutzen; ſie können aber auch irre führen. Erſt kürzlich ſah' ich auf dem Tiſch' eines Buchhändlers ein Ding liegen, ganz nach der Sitte der jetzigen Zeitſchriften, äußerlich mit einem Kupfer geziert. Ich fragte, was es wäre, und bekam zur Antwort, daß es eine von den vielen Schriften ſey, die nun gegen Schillers und Göthens ſo beißenden Almanach erſcheinen. Vetter! ich habe das Kupfer nicht ganz genau unterſucht, aber mir kam es vor, als ſäh' ich einen Eſel, der auf einen Hund ſpringt, und ihn ins Genick beißt. Lieber Vetter! zur Zierde einer Gegenſatyre war es mir auffallend; doch ich kann unrecht geſehen haben, und der Gebiſſene iſt vielleicht der Eſel, und der Beißende ein Pferd; was geht es mich an.

Ich will Dir die Skize zum Kupfer angeben. —

Ich ſitze an meinem Schreibtiſch, ein Faun und ein alter Philoſoph halten mir auf jeder Seite ein Tintenfaß vor. Mit der rechten Hand

ſchreibe ich, mit der linken halte ich der Narrheit einen Spiegel vor. Unter meine Füße trete ich den Neid. Der Scherz ſchwebt über den Tiſch, eine Streuſandbüchſe in der Hand, und beſtreut, was ich geſchrieben habe. Auf dem Tiſche ſteht ein ausgelöſchtes Licht, welches noch raucht; in dem Rauche ſtehen die Worte: sic transit gloria mundi. Der Tiſch ſelbſt iſt mit einem Teppich behängt, auf dem man lieſ't: ridendo dicere verum. Auf einem andern Tiſche ſteht eine Laterna magica; auf der einen Seite ſchiebt das Schickſal die Gläſer hinein, auf der andern zieht ſolche die Zeit heraus. Ueber alles ſchwebt ein Adler, mit einem Bande; darauf ſteht: sub umbra alarum tuarum. Unter allen dieſen Vorſtellungen ſteht: ex omnibus aliquid.

NB. Der Platz, wo das letzte Sprüchlein ſtehet, muß ſo ſeyn, daß man nichts mehr dazu ſchreiben kann. Die Luſt zu ſatyriſiren iſt gar zu groß; es könnte ſich einer gelüſten laſſen, hinzuzufügen: ex toto nihil. Das können wir doch öffentlich nicht leiden.

Was das Unbekanntbleiben anbelangt, ſo iſt es nicht leicht möglich, weil ich Sachen mitunter geſchrieben habe, und noch ſchreiben werde,

die mich so deutlich bezeichnen, als der Polkwitzer-Meilenzeiger am Thor der Stadt den Weg nach Polkwitz. Anonyme Schriften kann ich überdies nicht leiden; sie sind wie ein Mensch, der Muth genug hat, zu beleidigen, aber nicht genug, um sich zu schlägen; auch werde ich niemanden beleidigen. Ich streite ja nicht mit den Menschen, sondern mit ihren Thorheiten.

Noch ein wesentliches Ding ist dabei zu beobachten: Der Verleger will verkaufen; er muß also wie der Gastwirth ein anlockendes Zeichen aushängen. Ich glaube, daß Gottlieb auf dem Titel so gut, als eine goldne Gans, ein fliegendes Roß, ein Duc de York die Neugierde reizen würde. Dem Wirth kann es gleich seyn, ob die Gäste aus bloßer Neugierde zu ihm kommen, wenn sie nur kommen und bezahlen.

Viele kennen mich, viele beurtheilen mich, viele mögen es auch wohl der Mühe nicht werth achten. Viele in der großen Welt sehen in mir einen Menschen, der immer lustig, sich wenig um das Uebrige bekümmert, bloß gern scherzt, und hinter dem nichts steckt, als ein durch seine Geburt verdorbener Lustigmacher. Andere wieder suchen in mir, was nicht in mir ist, oder mehr als vorhanden. Hingegen bewundern andere,

durch nicht ganz ſchiefe Urtheile getäuſcht, eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens in mir, richtige Beurtheilung und Fähigkeit zu wichtigen Geſchäften.

Meine Freunde verzeihen meine Fehler, und wollen bloß das Gute bemerken. Daraus folgt: daß unter Hundert, Neun und Neunzig von allen den oben erwähnten Urtheilen falſch ſind; das macht aber auch, daß von Hundert die mich kennen, Neun und Neunzig dieſe Blätter kaufen werden, und das iſt für den Verleger immer das Weſentlichſte, der muß ja zu ſeinen Koſten kommen, ſonſt iſt er betrogen, und betrügen wollen wir niemanden. Ich will nichts dabei gewinnen; ich verſchaffe meinem Gehirn eine Evacuationem benignam, welche die Obstructiones cerebri hebt, folglich dem Verſtande heilſam iſt.

Die Urtheile über das Werkchen werden ſo verſchieden ſeyn, als die über die Perſon des Autors. Es wird heißen: es enthält doch mehr als Narrenspoſſen. — Das hätt' ich nicht gedacht und dies darin geſucht; — ich dachte die Materie würde ausführlicher abgehandelt ſeyn, — es iſt nur die Oberfläche berührt — das Launige gefällt mir — die ernſthaften Sachen ſind zu

ſehr mit nichts Bedeutendem untermiſcht. — Gerade dies nimmt dem Ernſthaften das Langweilige, wird ein anderer ſagen. — Hat der Autor uns im gemeinen Leben zum Narren — oder jetzt ſchriftlich? — Daran biſt Du Schuld; warum haſt Du drucken laſſen, was ich nicht zum Druck beſtimmte! Du haſt mich verführt; Du haſt in mir den erhabenen Gedanken erweckt, ein Poſtillenretter zu werden; ſorge nur auch dafür, daß der Verleger kein Velin- Poſt- oder Schweizerpapier nehme: das ordinaire Druckpapier hat einen größern Umfang von Nützlichkeit nach dem Druck; auch iſt es wohlfeiler.

Empfinden gutdenkende Menſchen, wie ich es ſage, ſo bin ich zufrieden. — Haben andere Vergnügen, meine Aeußerungen zu leſen, ſo freuet es mich; findet der Narr ſich getroffen, ſo werde er klüger; und findet der Kluge mich zu ſeicht, ſo unterrichte er mich. Du haſt Briefe von mir haben wollen, da ſind ſie, ich übergebe ſie Dir als Dein Eigenthum, und die Deinigen ſchenk' ich Dir ebenfalls wieder; ohne ſie würde der Leſer ſchwerlich aus dem Zuſammenhange klug werden. Lieber Vetter! wir wollen Gott danken, wenn er es nun wird, da ich nicht im Zuſammenhange ſchreibe.

Um das Werkchen komplett zu machen, will ich Dir auch zuweilen Briefe ſchicken, die ich von andern erhalte, jedoch mit der Bedingung, daß ich allezeit die Namen veränderte. Ueberhaupt werde ich die Menſchen nur bei guten Handlungen nennen. Das, was ich ſchreiben werde, ſollen auch nicht immer Briefe ſeyn. — Das Druckenlaſſen erſchwert mir aber nunmehr ein wenig die Arbeit. Lieber Vetter! ich kann nicht mehr ſo offenherzig ſprechen, als da ich glaubte, daß meine Papiere in Deinem Schreibepult würden eingeſchloſſen bleiben.

Geheime Sachen will ich ſo bemänteln, daß Du ſie ſelbſt nicht verſtehen ſollſt, ich habe ein gutes Modell dazu.

Es wurde ein Mann von diplomatiſcher Einſicht, zu dem man das Vertrauen hatte, von einer gewiſſen Macht in eine Stadt geſchickt, in welcher ſchon ein wirklicher Geſandter war; ſein Auftrag mußte wichtig ſeyn, da dieſer Mann, als ein Surrogat der Geſandſchaft, doch ganz ohne den Geſandten handeln konnte. Jedermann fragte ſich daher: was dieſer Mann doch wohl für Aufträge haben müßte? — Er erhielt einen Brief mit folgender Aufſchrift:

A Son Excellence

Monsieur de — — — — Ministre Plénipotentiaire de la Cour de — — — — Chargé d'une Commission infiniment importante et secrète à la Cour de — — — —

Das heißt doch die Sache bemänteln! Das Artigste und Klügste dabei ist noch, daß diese Adresse von einem Manne war, der ebenfowohl bei demselben Hofe als der Ministrè Plénipotentiaire im diplomatischen Fach angestellt war; diesem mußte die Commission infiniment secrète, ebenfalls secrète seyn: der Auftrag war folglich wirklich geheim. Eins maß Dein Buchhändler oder Verleger ja nicht vergessen, nämlich: ein paar Bogen Papier zu Erratis zu bestimmen. Ich lese mit Vergnügen die Errata, man kann sie sehr gut brauchen. Ich bitte Dich, lieber Vetter! laß' Dich nicht gelüsten, die Errata etwa vor der Vorrede anzubringen. Erstlich ist's wider den Gebrauch, und zweitens fände man Satyre, Bosheit ꝛc. wo vielleicht keine ist. Z. B. es heißt: dieser Mann ist ein Speichellecker, der Setzer hat das K. vergessen, es sollte heißen: kein Speichellecker. Stehen nun die Errata vorn, so legt man es so aus: Der Autor wollte dem mächtigen Arme des Fiskus,

der

der Polizei oder des Speichelleckers entgehen, der Druckfehler iſt vorſetzlich geſchehen. Folglich bleib' bei der alten Mode, bring' die Errata zuletzt. Deine Meinung kann die nämliche ſeyn, der Standpunkt, auf welchem ſie erſcheint, macht alles aus.

Ich rathe Dir, den Weg der Pränumeration einzuſchlagen. Wer pränumerirt hat, wird hoffentlich auch poſtnumeriren. Dabei richte es aber mit dem Preiſe ſo ein, daß, wer den erſten Heft bekommt und bezahlt, (in Heften mußt Du es herausgeben) den zweiten umſonſt — erhalten könnte; das heißt in der Welt klug handeln, lieber Vetter! denn will man nach dem erſten nichts mehr haben, ſo iſt doch die Auslage ſchon bezahlt. —

Nimm keine neumodiſchen Lettern, dabei man ſich die Augen verdirbt. Ein Exemplar muß die Kurfürſtliche Bibliothek erhalten. Was den Fürſten ſelbſt und die übrigen Prinzen anbelangt, ſo ſcheue Dich nicht; ſey ſo unverſchämt, als ein Schauſpieler, der eine Benefiz-Komödie erlangt hat: gieb jedem ein paar Exemplare mit goldenem Schnitt; die Pillen werden gemeiniglich auch vergoldet. Den Pränumerationspreis ſage nur, wenn Du auf Dein Gewiſſen dar-

nach gefragt wirst; laß es auf ihre Freigebigkeit ankommen, weniger können sie doch nicht geben, als den festgesetzten Preis; nach einiger Zeit kannst Du diese Exemplare als Makulatur vom Schloßknecht wieder kaufen, und für einen niedrigern Preis iterum anbringen.

Noch eine Finanzoperation, die gar nicht zu verwerfen ist, wäre: wenn Du Jemanden fändest, der diese Briefe tadeln, oder Briefe dagegen schreiben wollte; sie würden ebenfalls gedruckt, und wer diese liest, kauft auch die andern, zumal wenn er das alte Sprüchwort nicht vergessen hat: audiatur et altera pars.

NB. Am schicklichsten wäre es, einen zu finden, der gleich en Compagnie schrieb. Bringt der eine nichts, so bringt's der andere. Ich will nicht gerade zu behaupten, daß so etwas schon geschehen ist; aber wundern sollte es mich, wenn bei der herrschenden Begierde, Geld zu verdienen, der menschliche Verstand noch nicht darauf gefallen wäre. Doch, mache was Du willst, Vetter! ich ziehe den Kopf aus der Schlinge.

Du hast Freunde bei der ganzen Universität, das spürt mein Beutel, und bei einer Universität wirst Du gewiß Leute genug finden, die Dir besser als ich rathen können. — Wir wol-

len hoffen, daß keine deutsche Universität in dem Falle ist, ein so beißendes Epigramm zu verdienen, als Piron über die Pariser Akademie aussprach: Ces quarantes ont de l'esprit pour quatre.

Dein

Vetter Gottlieb.

Achtzehnter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Vetter! Du wirst Dich besinnen, was die Frau R... in ihrem Briefe über ihre Thränen sagte *). Besinnst Du Dich nicht, so schlage nach, Du hast ja den ganzen Kram. Ich will aus besonderer Güte und Freundschaft ihre Worte wiederholen: „Meine Thränen flossen noch, „aber aus einer ganz andern Quelle, „und waren nicht mehr heiße Thränen, „die ein verzehrendes Feuer bei sich „führen: es waren erquickende Thau-

*) Siehe Brief 7. Seite 34.

„tropfen, die Gottes Sonne an ſich „zog.“ Ich könnte eine langweilige Kritik über dieſe Worte ſchreiben, z. B. das verzehrende Feuer eines Waſſertropfens. Ein Waſſertropfen kann noch ſo heiß ſeyn, ſo hat er doch nie ein verzehrendes Feuer.

Aus einer ganz andern Quelle. Eine Quelle iſt nicht Urſach, warum ein Fluß oder ein Bach entſtehet, ſondern der Ort, der ſichtbare Anfang eines Baches oder Brunnens. Hätten die Thränen der Erkenntlichkeit beim Menſchen einen andern Ausgang, als die der Betrübniß, ſo ließ ich es gelten, daß ſie aus einer andern Quelle kämen. Unmäßiges Lachen macht zuweilen eine andere Quelle gangbar, als die der Betrübniß; doch was gehen mich die Quellen an! mein Gedanke, wie ich den Brief anfing, war, von Thränen und ihren Beſtandtheilen zu ſprechen.

Lieber Vetter! rede doch mit Deinem Profeſſor der Chymie, er ſoll über die Beſtandtheile der Thränen Unterſuchungen anſtellen. Vielleicht iſt's ſchon geſchehen; doch ich weiß wenigſtens nichts davon. Der Biß eines Menſchen in Wuth ſoll höchſt ſchädlich ſeyn, weil der Speichel eines ſolchen Menſchen in die gemachte

Wunde eindringt. In andern Fällen iſt doch der Speichel wohlthätig; die beſondere Bewegung der Seele kann alſo auch den Speichel anders modifiziren. —

Man ſagt z. B., dieſer Menſch hat bittere Thränen vergoſſen. Soll dieſer Ausdruck bloß allegoriſch ſeyn? Man ſagt freilich auch: einem bittere Vorwürfe machen. — Hier kann der Ausdruck, weil bei den Vorwürfen nichts wirklich körperliches oder vielmehr paraboliſches vorhanden iſt, bloß allegoriſch ſeyn; könnten aber nicht die Thränen nach einer beſondern Hervorbringungsurſach auch wirklich bitter ſeyn? —

Eine Verbrecherinn in Paris, welche ſich lange Jahre mit Vergiftungen beſchäftigte, ſoll aus Thränen den ſtärkſten Gift zubereitet haben. Die Sammlung der Thränen geſchah, indem ſie Kinder durch Kitzeln, oder durch auf das Lachen wirkende Spiele zu Thränen brachte, und ſolche ſammelte. Iſt dies Wahrheit, ſo wird man meine gewagte Hypotheſe gleich damit untergraben wollen: „das Lachen iſt eine Aeußerung der Freude; wie kann dieſe wohlthätige Freude die Quelle des Verderbens werden?“ —

Erſtens habe ich nicht behauptet, daß die Modifikation der Thränen, ihr Geſchmack oder

Nicht Geſchmack, in Verbindung mit der Urſach der Thränen ſtehe. Nämlich ich behaupte gar nicht, daß die Thränen des Zorns ſcharf, die der Dankbarkeit ſüß, die der Freuden ſcharf und ſüß, oder auch die der Betrübniß bitter ſeyn müßten. Zweitens läugne ich, daß das Lachen, wenn es bis zu Thränen kommt, ein Ausdruck der Freude ſey. Man lacht nicht bei einer guten Nachricht, die Freude iſt innerlich; man lacht auch nicht bei allem, was wirklich die Seele erquickt.

Das Lachen iſt eine konvulſiviſche Bewegung, die nie die Folge einer wahren Zufriedenheit iſt; oft iſt es eine ſympathetiſche Handlung, ſo wie das Gähnen, ohne daß man ſich etwas Freudiges dabei denkt.

Die Thränen beim Lächeln, bei ruhiger Geſichtsbildung, dies ſind wahre ächte Kinder der empfindſamen Seelen. Thränen des Mitleids über das traurige Schickſal anderer, Thränen der Erkenntlichkeit, der Dankbarkeit, ſind, meiner Meinung nach, in ihren Beſtandtheilen ziemlich eins. Die Thränen aus Zorn und heftigem Lachen können auch zuſammen klaſſificiret werden. Thränen der Wehmuth über den Verluſt eines Vaters, eines Kindes, einer Geliebten, würde

ich ebenfalls in eine Klaſſe ſetzen. Thränen der Wolluſt (denn auch dieſe bringt Thränen hervor) würde ich zu denen rechnen, welche konvulſiviſche Bewegungen hervorbringen; ob ſie aber ſo viele ſcharfe Beſtandtheile, als die des heftigen Lachens haben, bin ich noch im Zweifel. Ich habe die Thränen des Zorns zu denen des Lachens geſellet, und den Zorn noch als ſpaßmodiſch angeſehen; ich glaube auch, daß er es iſt, mit dem Unterſchied: daß beim Lachen die Konvulſionen äußerlich, beim Zorn aber innerlich ſind; und dieſe verlieren ihre innerliche Kraft, ſobald ſie die äußerlichen Theile einnehmen. Ein Beweis davon: Ein Zorniger wird nur ſo lange Thränen vergießen, als er nicht handelt. Die ganze Kraft iſt erſt koncentrirt; dehnt ſie ſich aus, ſo entſteht daraus Rache, und hat ſich dieſe der Seele erſt bemeiſtert, ſo ſind auch die Thränen ſicher vertrocknet. Ich glaube nicht, daß es möglich iſt, gehörige Experimente an ſich ſelbſt zu machen. In dem Augenblicke, wo man Thränen vergießt, kann man nicht an Experimente denken; man iſt ja ſelbſt ein Experiment. Nur ein Kaltblütiger könnte es, wenn die Kaltblütigkeit ſelbſt nicht die Thränenbehältniſſe verſiegelte.

Lieber Vetter! Du wirst einwenden: der Heuchler, welcher nach Belieben die Wangen zum Rennsteine seiner putrifizirten Empfindung zu machen weiß, kann darüber nachdenken. — Das glaub' ich aber nicht; denn der Heuchler kann ohne Empfindung lachen; es ist eine bloß äußerliche Bewegung. Er kann zu weinen scheinen, aber um wirkliche Thränen hervorzubringen, muß er sich in diesem Augenblicke die Empfindung der Betrübniß anheucheln, und in diesem erkünstelten Augenblicke fühlt er wirklich dasjenige in seinen Nerven, was Betrübniß wirkt. Vetter! ich bin kein Heuchler, aber ich habe zuweilen aus Scherz, in einer Gesellschaft, das heftige Weinen eines ungezogenen Kindes nachgemacht; ich kann Dir zuschwören, daß meine Augen nach einer kurzen Zeit sich benetzten, und ich empfand das, (ich weiß nicht, wie ich es heißen soll) was ich beim wirklich ernsthaften Weinen oft empfunden hatte.

Da Du keinen tief nachdenkenden Kopf hast, und in der Chymie (salvo errore) wenig bewandert bist, so will ich Dir einen Rath geben: Beschäftige Dich einstweilen, die Thränen der Leidenden und der Bedrängten zu trocknen. Hüte Dich, Vetter! welche zu verursachen; und

ſollteſt Du welche vergießen, ſo wünſche ich Di als Dein treuer Vetter, daß es keine andern ſeyn mögen, als die der ſüßen Empfindung: wie ein nützliches Geſchöpf Gottes Deine Pflicht gegen Menſchen und Thiere erfüllt zu haben.

Du rümpfeſt die Naſe, wenn ich von Pflichten gegen die Thiere hier ſpreche. Du findeſt zwar kein Wort von ſolchen Pflichten, weder in Geſetzbüchern noch Edikten; aber im großen Geſetzbuche der Natur, und in der Bibel wirſt Du auch dieſe Geſchöpfe angemerkt finden. „Der „Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes," heißt es. Wir wollen aber annehmen, es ſtünde nirgends, ſo muß es Dein Herz fühlen; und fühlt es dieſes nicht, — ſo lerne Hunde dreſſiren; man kann hübſches Geld dabei verdienen, und ſich beim Laut des Schmerzes noch verhärten. Ich könnte Dir noch viel darüber ſagen, aber mein lieber Vetter Heinrich wird es hoffentlich nicht brauchen.

Sollte Dein Profeſſor etwa Verſuche anſtellen wollen, und Thränen dazu brauchen, ſo will ich ihm unterſchiedene Adreſſen geben, wo ſie leicht zu bekommen ſind: ausgenommen, die der Dankbarkeit, die wir mit 20 pro Cent theurer bezahlen müſſen. In Reſidenzſtädten ſtehen

ſie mit den Schweißtropfen der Maurer al pari.

Er ſoll ſich aber nicht etwa irre machen laſſen, und glauben, daß er aus den Schnupftüchern der Akteurs oder Aktricen bei Tragödien oder Dramas etwas extrahiren wolle. Man weint da nur zum Schein, wie z. B. beim Begräbniß eines reichen Onkels.

Ueberhaupt ſind die Schnupftücher bei den Männern das, was die Fächer bei den Frauenzimmern ſind: ſie verbergen die verſtellte Theilnahme, — die Dummheit — das Lachen — die Schadenfreude — die Furcht — kurz alles, was ſich in den Geſichtszügen ausdrücken könnte, und man nicht will ſehen laſſen.

Gott ſey bei Dir, lieber Vetter! heute ſchreib' ich nichts mehr; ich habe den Kopf ſo voll von Thränen und von denjenigen, welche ſie verurſachen oder verhindern könnten, daß ich ins Freie muß, die Bäume anzuſehen.

Dein

treuer Vetter

Gottlieb B. — —

Neunzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe ſeit meinem letzten Brief eine Reiſe nach Deſſau gemacht. Wenn es mir möglich iſt, ſo reiſe ich alle Jahr einmal hin, weil ich einige Freunde dort habe. Ich ging des Abends nach meiner Gewohnheit, bei einer Bouteille Bier meine Pfeife zu rauchen, und ein ruhiges Geſpräch anzufangen, das ich Dir gleich mittheilen will. (Ich weiß, daß man ſich über meine Neigung, unter allerlei guten Menſchen zu leben, aufhält, es ignoble heißt; aber einen Mann weniger zu ſchätzen, weil er nicht ein Wappen führt, nicht mit ihm freundſchaftlich umzugehen, dazu bringt mich kein Menſch). Glaubſt Du wohl, lieber Vetter! daß ich mich wieder ſchämen würde, mit manchen von den ſo noblen Menſchen umzugehen, weil ſie nicht mit meinen Begriffen von wahrem Adel ſtimmen? Siehſt Du, Vetter, ſo unterſchieden ſind nun die Begriffe. Was iſt nun beſſer: redlich, oder nach der Welt nobel handeln? — Du wirſt

wir antworten: Noblesse begreift Redlichkeit in ſich. Du haſt Recht; allein wir müſſen hier weiter ausholen. Heißt edel, adelich, oder kommt das Wort adelich vom edel her? Iſt edel ſeyn ein angebornes Ding, wie eine ſchöne Bildung, oder gehört eine Folge ſolcher Handlungen dazu? — Drückt das Wort edel ſeyn etwas aus, was zum Beſten der Menſchheit beiträgt, oder iſt es ein Titel wie Hofrath oder Geheimerath? Nach meiner vorgefaßten Meinung ſtelle ich mir bei dem Wort' Edelmann einen Menſchen vor, der durch gewiſſe Vorzüge beehret, ſich auch mehrere Pflichten gegen ſeinen Nächſten aufgelegt hat, als es im gemeinen Leben verlangt wird; ich betrachte ihn als einen Menſchen, der die Geſetze nicht aus Furcht der Strafen, ſondern aus innerm Gefühl der Ehre befolgt; der aus Menſchenliebe da ſtirt, wo er in dieſer Welt nichts zu ärnten hoffen darf; dem ſein gegebenes Wort ſo heilig als Schwüre und Unterſchrift ſind; der den Armen nie drückt, dem Großen nie ſchmeichelt. Denke Dir meinen Schmerz, wenn ich von der eingebildeten Höhe meiner vorgefaßten Meinung wie ein Enceladus unter die Trümmer meines großen Traumwerkes zerſchmettert werde.

Ich will die Wirklichkeit meines Irrthums

nicht glauben, und die Sinne zwingen mich doch dazu. Ich höre und ſehe, leider fühle ich zuweilen, daß man mit dem Wort' edel, nur ſeinen Spott treibt. Weiber und Mädchen ſchändlich verführen; den Redlichen vom Throne, wo er um Schutz flehen will, wegſtoßen; die Gutmüthigkeit des einfältigen Landmanns mißbrauchen; ſeinen Mitmenſchen verläumden, und aus Geldbegierde verfolgen; ſtolz auf die herabſehen, die mit ruhigem Gewiſſen demüthig einherwandeln, während ein ſchön gezierter Kutſcher ſie aus angeerbter Impertinenz ſeines Herrn, faſt über den Haufen fährt; vier, ſechs und mehrere Louisd'or für die Befriedigung ſeiner Lüſte dahin geben, und vielleicht nur eben ſo viel Thaler zur Rettung einer nothleidenden Familie verſagen; mit Vergeſſenheit der vorigen Zeiten auf den herabblicken, der ſchon eine beehrende Rolle in der Welt ſpielte, als man noch mit der Fibel in der Hand, von einem Lehrer das A B C lernte; Fürſten ins Geſicht ſchmeicheln, deren Handlungen man nach dieſem mit eben ſo vieler Bosheit verhöhnet, und denen man nur ſchmeichelt, um durch ihre Gutmüthigkeit Gunſtbezeigungen zu erhalten, die dazu dienen, die Sitten der Unterthanen zu verderben: Dieſes ſeh' ich täglich,

ſeh' es mit Wehmuth, und — mein ſchönes Ideal iſt dahin.

Die Verachtung, mit der jetzt in der Welt der Adel verfolgt wird, kömmt wohl daher, daß viele ehrliche Bürger ſich ſo ein Ideal, wie ich, gebildet hatten, und daß es ihnen geraubt wurde.

O ihr Adlichen! und die ihr euch nach erhaltenem Brief und Siegel ſo nennt: ſchafft den guten Leuten ihr Ideal! und ſie werden ganz anders von euch ſprechen, euch mit Ehrerbietung begegnen.

Wollt ihr nicht: — ſo wundert euch wenigſtens nicht; ſprecht nicht von demokratiſchen Geſinnungen, zu deren Keime ihr ſelbſt beigetragen habt. Sagt lieber offenherzig, wie jener, dem man vorwarf, er habe viel Feinde: die Leute können mich nicht leiden, aber ich mach' es auch darnach. Die Ausnahme von der großen Zahl, nämlich die, welche edel denken, werden ſicher mit mir einverſtanden ſeyn; ſie werden über meine Aeußerungen nicht klagen, mein Tadel trifft ſie nicht. Ich kenne einige, die dem Ideal völlig entſprechen. Unter den biedern Bewohnern des Harzes findet man welche, ſo wie im Voigtlande und in Schleſien; ſie ſtehen aber einzeln da, wie der Ueberreſt eines ſchönen Wal-

des, wo große majeſtätiſche Bäume anzeigen, welche Naturpracht vorhanden war, ehe die alles zerſtörende Menſchenhand ſie zernichtete. Sie ſtehen ohne allen Schutz, jedem Sturme ausgeſetzt, ſie widerſtehen lange, endlich reicht ihre Kraft nicht mehr zu, und ſie fallen zur Verweſung.

Doch zu meinem Geſpräche, von dem ich abkam.

Namen müſſen die redenden Perſonen haben; alſo: Herr Reinberg und Wertol ſprechen. Daß es nicht mitten in einer Stube, und ganz laut geſchiehet, wirſt Du aus dem Inhalte ſchließen können.

Reinberg. Sie kennen doch den Herrn Ohlau? Es iſt ein artiger Mann; er beſitzt das ganze Vertrauen unſers Erbprinzen; zwar als ein redlicher Mann, der Verſtand mit Biederkeit vereinigt, verdient er es auch.

Wertol. Ganz recht, dieſes ſag' ich auch. Nun was hat er gethan, und wie kommen Sie auf ihn?

Reinberg. Ganz einfach. Geſtern erhielt eine arme Familie eine Gnadenbezeigung des Erbprinzen, und Herrn Ohlau hat ſie es zu danken.

Wertol. Das freut mich! So wollen wir Gott danken, daß es noch Menschen giebt, die andere Gunstbezeigungen als für sich selbst suchen.

Reinberg. Eben der gute Einfluß eines redlichen Mannes hat in meiner Seele eine gewisse Beobachtung erregt, über diejenigen, welche das Vertrauen des Fürsten haben, und die Art, das Vertrauen zu nutzen. Ich finde aber den Fehler, daß die Menschen wie Ohlau, leider nur auf einzelne Theile wirken können. Ihre eingeschränkte Lage, ihre Erziehung, die sie sich meistens selbst verschaffen, giebt ihnen einen zu engen Wirkungskreis, der eben dadurch das allgemeine Gute nicht in sich fassen kann.

Menschen, welche herrschen sollen, müssen sich stets gewöhnen, auf das Allgemeine zu sehen. Diejenigen, die sie umringen, die ihr Vertrauen genießen, müssen ins Große blicken, sonst wird zuletzt Flickwerk.

Ausgeben, ersparen, strafen, begnadigen, Krieg führen, oder den Frieden lieben, alles dieses hat sein Gutes und Böses. So ist es auch mit den verschiedenen Ständen: Der Adel, der Soldat, der Bürger, der

Pre-

Prediger, der Handelsmann, der Bauer, jeder muß in ſeinem Fache geſchützt werden. Geſchieht dieſes, ſo kann kein Stand dem andern nachtheilig ſeyn. Daher muß der Rathgeber eines Fürſten keinem Stande den Vorzug geben, und für jeden gleich eifrig ſprechen; die eingeſchlichenen Misbräuche in einem Stande kann er zwar rügen, aber ſeine Einſicht muß ihm die Misbräuche, und nicht den Stand, verhaßt machen. Hiezu gehören ausgebreitete Kenntniſſe, die Ohlau noch nicht erlangt hat, und nicht haben kann.

Wertol. Warum ſoll er ſie noch nicht erlangt haben? —

Reinberg. Ohlau iſt zwar von guten und redlichen Aeltern geboren, er konnte aber von ihnen wenig Erziehung erhalten; am wenigſten eine ſolche, die bei Hofe einem manches Unſittliche für nöthig und ſittlich anſehen lehrt. Wer ſollte und konnte ihm Kollegia darüber leſen? Er bildete ſich nach und nach, und leider! bei einer ſolchen Art von Bildung behält man verteufelt helle Augen; indem man über ſich wacht, und ſeine Fehler zu verbeſſern ſucht, ſieht man die Schwachheiten anderer um ſo viel heller.

Wertol. Immer beſſer! das wird ja ein Goldmann.

Reinberg. Ach, mit Deinen verwünſchten Anmerkungen bringſt Du mich aus der Gedankenfolge; ich hatte ſie ſo hübſch an einander gefädelt, wie die Körner eines Roſenkranzes.

Ich konnte mich nicht enthalten, auch ein Wort mit zu ſprechen; aber zu meinem Unglück legen die böſen Menſchen meine unſchuldigſten Worte als Satyre aus, wie ich Dir ſchon in einem meiner Briefe geſchrieben habe; *) ich ſagte alſo ganz unſchuldig: Haben Sie ſchon Roſenkränze geſehen, und in Händen gehabt? —

Reinberg. Gemahlt habe ich genug geſehen.

Ich erwiederte: Und ich habe leider zu meiner Pein in meiner Jugend manchen abſtreifen müſſen. Es giebt ihrer zwei Sorten; eine davon enthält, ſo viel ich weiß, eine ſolche Menge Körner, daß man aus Ungeduld und Langeweile den Krampf kriegen möchte.

Reinberg (aufſtehend). Was wollen Sie da-

*) S. Brief VI.

mit ſagen? Soll das etwa eine Satyre auf meine Art zu reden ſeyn?

Ich. Ganz und gar nicht. Bloß auf den Roſenkranz.

Wertol (lachend). Lieber Reinberg! Sie holen aber auch ſo verdammt weit aus, daß Ihre Abhandlung uns wenigſtens bis morgen um dieſe Stunde hier blokirt hält.

Reinberg (ärgerlich). So können wir von etwas anderm ſprechen; ich bringe meine Gedanken zu Papiere, laſſe ſie drucken: da kann ich ſo weit ausholen als ich will.

Wertol. Und verkaufen ſo wenig als möglich.

Reinberg. Der Schaden iſt mein, und nicht Ihre.

Wertol. Das iſt mir recht lieb. Kurz, ich pränumerire auf ſechs Exemplare.

Reinberg. Kein Wort mehr davon. Gut, ich laß' es drucken; laſſe auch ein Kupfer dazu ſtechen, worauf Sie, meine Herren, beide ſtehen ſollen. Wir wollen doch ſehen, wer zuletzt lachen wird.

Ich. Sie werden es doch nicht ſo einrichten, daß man mit Fingern auf uns zeigt? das wäre zu hart; und Sie laufen Gefahr da-

bei, daß wir en Compagnie etwas dagegen schreiben, wo die Finger sich wie ein Wetterhahn drehen, und dann auf Sie zeigen. Lassen Sie dies lieber. Schreiben Sie das Werkchen, es wird sicher viel Gutes enthalten, doch uns verschonen Sie. Beim Satyrenschreiben kommt nichts Kluges heraus, und niemand kann mit Gelassenheit eine öffentliche Satyre ertragen, zumal wenn die Person selbst beleidigt wird. Der Anfang ist vielleicht ein Scherz, und das Ende wird grobe Beleidigung; nicht selten mischt sich endlich Rache in die Tinte, und die Verläumdung führt die Feder. Ein französisches Sprüchwort über das Spiel könnte hier auch gelten: On commence par être dupe on finit par être fripon.

Verstehen Sie mich recht, meine Herren! Ich bin einmal in Furcht über den Sinn, den man in meine Worte legen könnte; daß ich oft einen langen rednerischen Rosenkranz machen muß, um nicht falsch verstanden zu werden. Sie können doch französisch?

Reinberg. Wie meine Muttersprache.

Wertol. Mein Großvater war ein Réfugié.

Ich. Ach da können Sie beide Sprachen gleich gut.

Wertol. Schon wieder eine Satyre. (lachend) Ich kann es Ihnen aber nicht übel nehmen; viele von uns haben das Französische fast vergessen, und das Deutsche nicht gut gelernt.

Ich. Wenn Sie in jedem Wort Satyre finden, so darf ich gar nichts mehr sprechen.

Reinberg. Nicht doch, wir wollen aller Zehde ein Ende machen. Wir sind hier unter Freunden: wer wird jedes Wort auf die Waagschale legen! man spricht, so wie's einem in den Mund kommt, und wie es einem ums Herz ist.

Ich. Das sag' ich auch. Wenn man aber mit meinem Munde nicht zufrieden seyn will?

Wertol. Pardon, Monsieur le Baron, ich habe unrecht gehabt.

Ich. Mit diesem Wort' entwaffnen Sie mich ganz.

Wir setzten uns wieder vertraulich; die Pfeifen, welche ihrer Bestimmung nicht mehr entsprachen, wurden wieder mobil gemacht.

Wertol. Nun, wo waren wir geblieben? —

Reinberg. Da, wo Sie von Ohlau's Hellsehen sprachen.

Wertol. Ja richtig. Ohlau hat einen, ich will nicht sagen Haß, (dazu denkt er zu redlich, um einen Stand zu hassen), aber sehr starke Abneigung gegen den Adel, eine fast unüberwindliche Antipathie. Seine eingeschränkte Lebensart hinderte ihn, den Stand im Allgemeinen zu beobachten; die Theile, die er sahe, waren Hofleute, die sich mit dem Sturz anderer, und mit ihren eigenen Vortheilen beschäftigten; er konnte die Güte des menschlichen Herzens nicht erblikken; er sah, wie die Menschen, welche sich edel hießen, die niedrigsten Ränke nicht verschmähten, ihrer Eitelkeit, ihrem Stolze, ihrer Rache, ihrer Habsucht Genüge zu leisten. Dieses flößte seiner Seele Bitterkeit gegen allen Adel ein. Zu bewundern ist es nicht; wie konnte er zulezt unterscheiden, ob hundert freundliche Gesichter, die er sahe, nicht bloße Masken waren? Von Hunderten sahe er vielleicht nur einen in der Nähe. Diesen einen durchblickte er ganz; kein Wunder, wenn er endlich die übrigen Neun und neunzig über den nämlichen Lei-

ſten ſchlug. Ich will nicht ſagen, daß er unrecht hat; das Unrecht liegt nicht in ihm, ſondern in ſeiner geführten Lebensart, die nicht frei genug war, um den guten nachzuſpüren; er würde gefunden haben, daß die guten ſelten am Hofe leben. Aus dieſer Urſach mußte er meiſt die böſen ſehen; dadurch entſtand ſeine Abneigung gegen die hochlöbliche Ritterſchaft, und das taugt nichts: der Stand wird mit der Perſon verwechſelt.

Eben wollten wir in unſerm Diskurs fortfahren, als ein Mann eintrat mit düſtern Blicken, uns grüßte, ſich an unſern Tiſch ſetzte, und eine Pfeife nebſt Akkompagnement verlangte. Der Markeur betrachtete ihn, und ſchien ihn nicht zu verſtehen. Der düſtere Mann fragte ihn: „Was iſt ein Schiff ohne Wind, „ein Kanal ohne Waſſer, ein dürres Feld ohne „Regen, ein Gewehr ohne Pulver, ein Liebha„ber ohne Geliebte, ein Wucherer ohne Pro„cente?“

Der Markeur wurde noch betretener, und ſtand mit aufgeſperrtem Munde da.

„Daß doch kein Menſch die rechte Kraftſpra„che reden kann! (indem er ſich ſetzte) „Meine Her-

„ren! ich habe mir eine hieroglyphiſche Sprache „gemacht, und befinde mich wohl dabei, weil „ich manches kräftiger ausdrücken kann, als in „der gemeinen.“

Der Markeur ſtand immer noch da, und wir ſaßen eben ſo betäubt, als er da ſtand. Das iſt ein Original, flüſterte Reinberg Wertol ins Ohr, und Wertol fragte mich, ob ich ihn kennte? Endlich ſagte der düſtere Mann zum Markeur: „Ich ſehe ſchon, daß er mit „meinen Worten keinen Begriff zu vereinigen „weiß. Das Akkompagnement einer Pfeife Ta„bak iſt eine Bouteille Bier.“

Der Markeur ſchüttelte den Kopf, und ging murmelnd ab: könnte eben ſo gut Kaffee ſeyn.

Der düſtre Mann. Meine Herren! Sie ſehen in mir einen Menſchen, der bloß wegen Verbeſſerung der deutſchen Sprache oft iſt verfolgt worden. Ich höre, daß der hieſige Fürſt ein Mann von Geiſt ſeyn ſoll, der jedem erlaubt zu ſprechen, wie er denkt, und zu handeln, wie es die Geſetze erlauben; vielleicht kann ich hier länger als an andern Orten bleiben. Die Gerechtigkeit muß ich aber allen Obrigkeiten, wo ich mich aufhielt, widerfahren laſſen: wollte man meine Geſellſchaft

nicht, ſo ſorgte man doch für meine Sicherheit. Ich wurde jedesmal mit guter, ehrenvoller Bedeckung bis an die Grenze gebracht. Jetzt komm' ich aus Sachſen. Ich hatte daſelbſt einige aufmerkſame und gelehrige Schüler, und wir verſtanden uns ſchon ziemlich gut. Meine Sprachlehre beſteht aber darin, die wahre Bedeutung einer Sache ſo auszudrücken, daß nur die, welche Etymologien ſtudirt haben, es verſtehen.

Wertol. Meinem Tracht nach ſuche man ſich lieber allgemein verſtändlich zu machen.

Der düſtere Mann (bitter lächelnd). Drückt denn jede Benennung in unſerer Sprache die Sache und ihre Eigenſchaften aus? — und giebt es nicht viele Menſchen, die es verteufelt übel nehmen, wenn man ſo geradezu ſagen wollte, was ſie ſind, oder öffentlich die Beſchreibung ihrer Laſter oder Fehler machte? — Dazu habe ich meine Sprache erfunden.

Reinberg. Wollten Sie uns etwas davon mittheilen?

Der düſtere Mann. Meine Herren! ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; ſagen

Sie mir, ob es wahr iſt, daß man hier frei ſprechen kann?

Wertol. Ja, nur nichts Böſes von unſerm Fürſten, das leiden wir nicht — weil —

Düſtere Mann. Weil Sie in ſeinen Dienſten ſind?

Reinberg. Nein, weil er es nicht verdient.

Düſtere Mann. So iſt meine Sprache hier unnöthig; — doch Ihnen einen Zeitvertreib zu geben, will ich etwas davon der Geſellſchaft zu Prüfung mittheilen. (Der Markeur brachte eben das Bier und die Pfeife).

Der düſtere Mann zum Markeur. Mein lieber Anzeiger, mir fehlt das Mittel, den Tabak ſeiner Beſtimmung näher zu bringen, den Rauchſauger habe ich.

Wertol. Ich glaube, Sie könnten mich zum Schüler annehmen; da haben Sie einen angezündeten Fidibus.

Düſtere Mann. Ich danke ergebenſt. Iſt mein Satz nicht dadurch bewieſen, daß Sie mich verſtanden haben? Geſunder Menſchenverſtand iſt der Schlüſſel zur reinen Herzensſprache. Einige Beiſpiele meiner erfundenen Theorie will ich Ihnen noch geben;

wir wollen ſehen, ob Sie es verſtehen werden: Ein animaliſcher Schröpfkopf, ein hochbeſtallter Mineralien-Zubringer, ein Sonnen-Verfinſterer, das Ruhebette der Gerechtigkeit. Ich könnte noch manche ſo ſagen; wir wollen aber erſt ſehen, wie Sie mit den wenigen zurecht kommen.

Wertol. Wir ſind zu wenig mit den Begriffen bekannt, die Sie mit den Worten vereinigen.

Düſtere Mann. Das dacht' ich gleich. Der Schröpfkopf iſt eine Mätreſſe; ſie zieht phyſikaliſch und moraliſch das Blut an ſich. Der hochbeſtallte Mineralien-Zubringer iſt ein Finanz-Miniſter. Der Sonnen-Verfinſterer iſt ein Favorit. Die Sonnenfinſterniß entſtehet durch einen opaken Körper, welcher zwiſchen der Sonne und der Erde zu ſtehen kommt Der Favorit ſteht meiſtens zwiſchen dem Fürſten und dem Lande, und hindert erſtern, es zu überſehen. Das Ruhebette der Gerechtigkeit iſt ein Gefängniß; ſind die Menſchen einmal eingeſperrt, ſo wälzt ſich die Gerechtigkeit oft ſybaritiſch auf einem Polſter von Eiderdaun: ſie weiß, ihr Schlachtopfer kann ihr nicht entgehen.

Ich. Dawider ließe ſich noch ſo manches einwenden; die Sache iſt aber zu gebrauchen. — Sie kommen aus Sachſen? Was macht man da?

Düſtere Mann. Man macht Schellen, und hält den lieben Gott für einen Narren. Seit fünf Monaten bittet man in allen Kirchen, einen Moſes zu ſchicken, der, wo nichts iſt, etwas hervorbringen ſoll; nur hier wollte man kein Waſſer. Aber alles wurde zu Waſſer. So iſt es, und weil es ſo iſt, und ich geſagt habe, daß es ſo iſt, ſo hat man mich höflich weiter zu reiſen erſucht.

Lieber Vetter! Die Vaterlandsliebe wachte in mir plötzlich auf: ich fürchtete, der Mann könnte noch mehr über Sachſen ſprechen; ich ſchlich mich weg, und dachte, der Menſch ſpricht wie ein Narr; aber der böſe Feind, der ſtets den ſchwachen Menſchen irre zu führen bereit iſt, flüſterte mir ins Ohr: Kinder und Narren reden die Wahrheit. — Ich erſchrak über den Gedanken, da er mich noch auf den nachfolgenden brachte: Warum ſpricht er aber wie ein Narr? und was will er damit ſagen? — Geſchwind nahm ich den ehrlichen Kubach, und

las ein ſtärkendes Gebet gegen die Eingebungen des Böſen. Doch träumte mir die ganze Nacht von Niederkünften, Illuminationen und Kanonenſchüſſen.' Was dieſes alles für Verbindung mit dem vorigen Abend haben konnte, weiß ich nicht; es waren alſo eitle Träume.

Die Poſt will abgehen, ich muß ſchließen. Nach der Länge meines Briefes wird vielleicht mancher ſagen: ich hätte ſchon ſchließen können, um dem Leſer die Langeweile zu erſparen.

Dein

getreuer Vetter

Gottlieb B. — —

Zwanzigſter Brief.

Heinrich an Gottlieb.

Leipzig.

Ich danke ergebenſt für die ertheilte Erlaubniß, Ihre Briefe drucken zu laſſen; der Buchhändler hat ſchon Anſtalten gemacht, zugleich aber einige Anmerkungen über das von Ihnen

vorgeſchlagene Titelkupfer, die ich zu beherzigen bitte: Der Scherz mit der Streuſandbüchſe würde ſchwerlich ſo deutlich auszudrücken ſeyn, daß man ihn für das erkennte, was er eigentlich ſeyn ſollte. Wie leicht könnte ein Uebelgeſinnter nicht dieſen Scherz ganz einfältig für die Kritik ausgeben, dann würde die Streuſandbüchſe bald ſo wie der Sand metamorphoſirt, und Ihr Kopf würde der Gegenſtand des Herabfallenden. Alles dieſes wäre möglich, ohne die geringſte Veränderung im Kupfer; man würde ſich alſo nicht einmal gegen Böſewichter beklagen können, denen man die Waffen ſelbſt in die Hände giebt. Der Verleger macht alſo einen Vorſchlag, dem Scherz ein Körbchen mit Blumen zu geben, aus dem er einige auf das ſtreut, was Sie ſchreiben. Ich ſtelle Ihnen alſo anheim, die beliebige Abänderung zu machen.

Er will auch das ganze Werk heftweiſe herausgeben, und die Hefte ſo einrichten, wie es jetzt mit den Romanen Mode iſt: nämlich, der erſte Heft muß gerade ſo endigen, daß man nicht eher daraus klug werden kann, als bis der zweite erſcheint. Auch die Errata wird er gewiſſenhaft beſorgen.

Ich habe dem Profeſſor der Chymie Ihre

Gedanken über die Bestandtheile der Thränen mitgetheilt, und sie machten ihn sehr aufmerksam. Er war gerade in Gesellschaft im Apelschen Garten; eine Bouteille Wein wurde verlangt, um den Geist zu erheitern; er trank so tapfer auf die Gesundheit des edlen Hypothesenmittheilers, daß ich nicht zweifle, seine liebe Frau werde diesen Abend noch zu den erhabenen Experimenten Thränen des Mitleids liefern.

Gestern war ich mit einem Republikaner in Gesellschaft; er schien ein artiger Mann, der nichts weniger als auf die großen Herren schimpfte, so wie es die meisten thun, und einen erhabenen Schwung ihrer Seele dadurch anzuzeigen denken. Vielmehr glaubt er, daß es im monarchischen Staate jetzt noch mehr Freiheit gebe, als in Frankreich. Er ist kein ci-devant Adlicher, sondern ein Kaufmann, dessen Vorfahren stets bürgerlichen Standes waren. Er schimpft auf da süppige Leben der Hofleute unter der Regierung Ludwig XV., und über die eingeführten Tollheiten durch Marie Antoinette und ihre Anhänger. Er behauptet, daß die Sittenlosigkeit das Mittel ist, einer Masse Menschen den Namen einer Republik zu geben; daß sogar die Sittenlosigkeit allein, in unsern Zeiten eine Republik

aus ihrem Nichts zu einem kolossalischen Vielfraß erheben kann; daß aber eben die Grundursach einer solchen Entstehung auch die ihres Umsturzes seyn müsse. Wie man aber einige Millionen aus Plan wild gemachter Thiere wieder zahm machen wolle, das sähe er nicht ein.

Er wäre ganz überzeugt, daß alle die Menschen, welche die Rechte der Menschheit so laut vertheidigten, sich Rechte verschaffen wollten, die sie andern beneideten. Er glaube, daß in der jetzt so großen, so mächtigen Republik Frankreich, weniger ächte Republikaner zu finden wären, als in einem kleinen Schweizer-Kanton vor zweihundert Jahren existirten. Wer ist jetzt Republikaner? — der, welcher bei dieser Konstitution nichts verloren hat, etwas gewonnen oder noch zu gewinnen hofft? Oder der, welcher sich vor der herrschenden Meinung fürchtet? —

Dieser Mann hat noch vieles gesagt, was ich nicht behalten habe; er scheint sehr gute Principia zu haben; er will auch bis zur völligen ruhigen Organisation in Deutschland bleiben, welches er als Kaufmann sehr gut kann.

Die Wittwe R.... läßt sich Ihnen bestens empfehlen; ihre Umstände haben sich merklich verbessert. Ein sehr redlicher Mann hat ihr Geld

vorge-

vorgeschossen, um bei guter Gelegenheit Waaren einkaufen zu können; und nun hat sie schon acht Mädchen, die beständig bei ihr sticken. Sie würden sich freuen, lieber Vetter! die Ordnung und strikte Polizei zu sehen, die dort herrscht. Ich und der Herr, der ihr geholfen hat, sind die einzigen, welche die Erlaubniß haben, in die Arbeitsstube zu kommen; und doch kann sich die arme gute Frau vor der üblen Nachrede nicht schützen. Es heißt: der Wohlthäter hat es wegen der Tochter gethan, und die Mädchen, die da arbeiten, kämen nur hin, um Gelegenheit zu finden, sich zu zeigen. Man weiß sogar den schriftlichen Kontrakt zwischen Mutter und Liebhaber; kurz, es ist wirklich um alle Geduld zu verlieren, wenn man sieht, wie die Menschen ordentlich darauf raffiniren, einander zu schaden.

Ich wollte Ihnen gern etwas Interessantes aus unserer Stadt schreiben, es ist aber ein so gewöhnliches Einerlei, daß es nicht der Mühe werth ist, davon zu sprechen.

Ich bedaure, daß das Gespräch, welches Sie zwischen Herr Reinberg und Wertol angehört haben, unterbrochen wurde. Ich hätte gern erfahren, wie er seine Auslegung über Ohlau

und ſeines Gleichen machen würde. Vielleicht kommen Sie wieder zuſammen. Was den düſtern Mann und ſeine Art zu reden anbelangt, und über Ihren gehabten Traum, den ich Ihnen wohl auslegen könnte, werde ich mündlich mit Ihnen ſprechen.

Eins muß ich Ihnen doch erzählen. Sie lieben die Schildiſchen und Polkwitzer Streiche; davon iſt mir einer erzählt worden, der wirklich in den Annalen dieſer beiden Städte einen Platz verdient.

Bei Gelegenheit einer projektirten Illumination, die aber nicht Statt fand, weil die Sache keiner Erleuchtung werth war, wurden an einem Hauſe, welches einen Altan auf vier ſchönen Säulen hat, Lampendrähte befeſtigt. Dies geſchieht überall (wo man die Architektur liebt und ſchont) durch Befeſtigung einiger Latten, die durch Reifen an den Säulen gehalten werden. Hier ſchlug man aber Löcher in die Säulen, um kleine Hölzer darin zu befeſtigen, an denen alsdann die Lampen prangen ſollten. Nach der Illumination müſſen die Säulen wie ſchlecht inokulirte Kinder des Vitruvius ausgeſehen haben; und doch unterſteht ſich Nie-

mand, darüber zu lachen, als Sie vielleicht, und

Ihr
ergebenſter Vetter
Heinrich B. — —

Ein und zwanzigſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Berlin, den 1. April.

Viſiten geben iſt eine ſchöne ſäuberliche Gewohnheit, das heißt: wenn man ſelbſt (und nicht bloß der Name auf einer Karte!) in ein Haus eingeht. Ob das Beſuchen aber nicht übertrieben werden kann, und ob ich es nicht übertrieben habe: davon mögen andere urtheilen. Was ſie aber davon urtheilen werden, gilt mir gleich; genug, es fiel mir heute ein, ſpatzieren zu gehen.

Ich ging alſo, ohne point de vue wie man ſagt, der Naſe nach. Eben dacht ich nach, was ich machen würde, wenn ich in vierzig Jahren noch ein geſunder Bewohner dieſes Planeten ſeyn könnte; als ein ſtarkes Hundegebell mich

erinnerte, daß ich lieber denken ſollte, was ich jetzt machen wollte, wenn mich Hunde anfielen. — Ich ſtimmte meine Gedankenuhr auf vierzig Jahre zurück, und — ſah, daß dieſe Hunde hinter einem Gitter eingeſperrt waren, folglich gar nicht an mich heran konnten. Natürlich betrachtete ich den Ort, wo die Hunde waren, und ſah', daß es die wohleingerichtete Reſidenz des hieſigen Herrn Scharf- oder Nachrichters war. Ohne weitere Umſtände ging ich in den Hof des Hauſes, ſah mich allenthalben um, und fand, daß der Hof wie jeder andere ehrliche Wirthſchaftshof ausſah. Eben wurde ein Wagen mit Dünger beladen, und ich ſah' weder am Wagen, weder an den Pferden, noch der rüſtigen Magd, die geringſte Spur einer Scharfrichterei, — ſondern alles war ſo, wie es bei jedem andern iſt, der in der menſchlichen Geſellſchaft ohne Urtheil und Recht ſeinen Nächſten richtet. Im Augenblick kam mir der Gedanke ein: was würden meine ſechs und dreißig hochadlichen Herren Ahnen ſagen, wenn ſie mich ſo unbefangen und ohne — Scham in dieſem Hofe ſtehen ſähen. — Doch der Gedanke war nur flüchtig, und ſo wie er verflog, kam eben

so schnell der, ins Haus zu gehen, und eine Visite abzustatten.

Ich war noch nicht an der Thür, als ein Mann in einem saubern Schlafrock heraustrat, seine Mütze besonders tief abnahm, und mir sagte: Mein Herr! Sie haben sich vermuthlich verirrt. Zu wem wollen Sie eigentlich? Des Mannes Gesichtsbildung war nichts weniger, als zurückstoßend. Ich muß gestehn, ich war ein wenig betreten: nicht als ob ich mich geschämt hätte, mich von Galgen und Rad prakticirenden Studiosen umringt zu sehen; sondern weil es mir schien, als schämte sich der Mann, daß ich vor ihm stände. Ich erwiederte, ich hätte mich nicht verirrt, aber da ich noch Niemanden seines Standes besucht hätte, so wäre mir, ihn zu besuchen, die Lust angekommen. —

Viel zu viel Ehre, erwiederte der Meister; ich bitte herein zu kommen. Das geschah. —

Das Zimmer war sehr reinlich, gut meublirt; auch befand sich unter andern ein großes Spinde mit grün taffenten Vorhängen darinnen. Das ist, dachte ich, das Behältniß der Werkzeuge des Künstlers; und ich irrte nicht.

Wir setzten uns. Er wollte zwar stehen bleiben; dies ließ ich aber aus verschiedenen Ur-

ſachen nicht zu. Erſtlich, weil ich mir vorſtellte, wenn man ſitzt, und ein Scharfrichter ſteht darneben, ſo hat die Sache eine kleine Aehnlichkeit mit einem Rabenſtein-Duodrama; und zweitens iſt das Ding meiner angebornen Höflichkeit ganz zuwider. Man bot mir an, oder fragte vielmehr, ob man ſich unterſtehen dürfe, mir etwas anzubieten? Mir kam es lächerlich vor, daß die guten Sitten in unſerm Welttheile einem Menſchen es zur Unſittlichkeit machen, dem andern etwas anzubieten, was ihm Vergnügen machen kann.

Lieber Vetter! es iſt nichts dümmers, als ein Menſch, der ſich über Vorurtheile erhaben glaubt, und in dem Augenblicke von eben den Vorurtheilen gepeitſcht wird. Und dieſe dumme Rolle ſpielte ich; ich dankte für alles, und in dieſem Danke lag der Wunſch, etwas anzunehmen.

Indem ich ſo ungeſchickt dankte, trat ein ſehr hübſches wohlgebildetes Frauenzimmer herein. Der Mann ſagte ihr lächelnd: Liebe Tochter! ich habe den Herrn zwar etwas angeboten: da es nun dein Amt nicht iſt, andern das Leben zu nehmen, ſo wird er vielleicht von Dir lieber das annehmen, was ich herzlich gern gebe.

Jungfer Rikchen kam ſehr freundlich auf

mich zu, und ſagte, ſie würde gleich mit einer Taſſe Kaffee aufwarten. Ich blickte nach dem ſchreckbaren Schranke: denn die Augen dieſes Mädchens ſchienen mir gefährlicher, als jener, und — nahm das Anerbieten an. —

Das dacht' ich gleich, ſagte der Vater: Geh und bringe guten Rahm, und von dem Kuchen, den mein Kollege mitbrachte. Sogleich fiel mir ein, zu fragen: Haben Sie kürzlich eine Exekution gehabt? — Ja, vor ſechs Tagen. Das wiſſen Ew. Gnaden nicht? — das wundert mich! die Herren Offiziere ſind ſonſt neugierig, ſo etwas zu ſehen.

— Ich habe einer Exekution beigewohnt, verlange aber keine mehr zu ſehen; ich dachte noch weniger von dem Kuchen zu eſſen, der bloß vielleicht gebacken wurde, weil ein Menſch das Leben verlieren ſollte. — Lieber Vetter! haſt Du nie Trauer-Mahlzeiten geſehen, bei welcher die Gäſte mit dem einen Auge noch Thränen vergießen, und mit dem andern lüſtern nach den Speiſen ſchielen? — Das iſt eine Parallel-Stelle, auf den Kuchen.

Der Mann klagte, daß er und ſeines Gleichen von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen würden, da ſie nur aus Pflicht tödte-

ten. Er wollte seinen Stand, was das Tödten anbetrifft, doch eben so gut geehrt wissen, als jede andere privilegirte Mörderzunft. Dies konnte ich ihm unmöglich eingestehen; sein Argument, daß ich in dem Fall wäre, aus der ungerechtesten Ursache vielen unschuldigen Menschen das Leben zu nehmen, hatte etwas für sich; doch bewies ich ihm, daß er dabei nichts gewönne, als daß sein Stand nicht müßte verachtet werden.

Aber so wie der meinige geachtet — Vetter! das ging nicht an. Nicht wahr, ich habe Recht?

Ich demonstrirte nun ad oculos, daß wir zwar manchem Unschuldigen das Lebenslicht ausblieſen: dieſer Unschuldige aber uns zur Ewigkeit zu befördern gleiche Neigung fühlte; daß er als Meister Menschen hinrichte, die ihm nichts thun können, noch wollen; daß ein höchst ungerechtes Urtheil einen Menschen in seine Hände liefern könne, den er nicht einmal retten dürfe noch könne, ich aber den Vorzug genösse, meinem Feinde Pardon zu geben; daß sein Stand nie, mathematisch bewieſen, zur Erhaltung eines Staates beitrüge noch beigetragen hätte; daß die Gefahren, denen wir ausgesetzt sind, wobei wir

wenig Vermögen erwürben, oft das unsrige zusetzten, nicht durch Geld belohnt werden könnten; daß es nöthig sey, einen solchen Stand besonders zu beehren, er hingegen keine Gefahr liefe, und stets bezahlt würde. Ich wollte noch weiter fortfahren. — Der gute Mann war betroffen, bat mich um Vergebung, entschuldigte sich, er habe bloß als Mensch gesprochen, und darüber die gesellschaftlichen nöthigen Verhältnisse vergessen.

Lieber Vetter! in dem Vergessen desjenigen, was da ist, und nicht anders seyn kann, und der Empfindung desjenigen, was uns unangenehm ist, und wir gern abschütteln möchten, liegt die Grundursach so mancher unglücklichen Begebenheiten.

Dem ehrlichen Meister versicherte ich, daß ich jeden hochschätze, der seine Berufsgeschäfte erfülle, und sonst ein ehrlicher Mensch sey; was aber den Werth des gesellschaftlichen Lebens beträfe, so könnte solcher nur nach der Wichtigkeit seiner Thaten bestimmt werden, und keinesweges nach dem innern Werth des Menschen. Es müßte ihm einleuchtend seyn, daß ein ehrlicher treuer Bedienter, der eben eine Fliege, die Se. Gnaden aus dem sanften Mittagsschläfchen

wecken wollte, todtschlägt, für das Allgemeine nicht das Verdienst eines Generals haben könne, der eine herannahende Armee zurückschlägt; der Nachtwächter, welcher mit Gewissenhaftigkeit sein Viertel bewacht, mit einem Fürsten nicht in gleichen Rang zu setzen sey, der mit Klugheit ein ganzes Land regiert. Deswegen könnte aber der Bediente doch besser als der General, und der Nachtwächter gewissenhafter als der Fürst seyn; einzelne Fakta sind Ankläger und Vertheidiger der Menschen gegen die große Menge; bei mir aber ist es nicht so.

Ein Regent, der aus Klugheit Menschen schont, weil er sie braucht; der manchem Gutes thut, weil er von dem Guten wieder seine sichern Interessen erhält: den werde ich als einen klugen Regenten zwar verehren; doch den, der aus Menschenliebe die Menschen schont, aus eben dem Triebe ihnen Gutes thut: den liebe ich herzlich. — Aber erlauben Sie mir, wenn nun der gute — — — Eben trat Rikchen mit dem Kaffee ein, — dem Himmel sey Dank, nicht mit Kuchen — sondern mit ganz frischer Semmel. Ich aß und trank, und schielte oft nach dem schreckbaren Schranke, wenn mir das Mädchen zu artig schien. — Nach einer halben Stunde ging

ich weg, nachdem der Alte mir seinen ganzen apparatum occido-practicum gezeigt hatte. Man dankte auf das verbindlichste für meinen Besuch; ich gleichfalls für den Kaffee, und war sehr zufrieden, mit einem Manne gesprochen zu haben, den man sonst gerne nur von weitem sieht. — Recht kann ich es in meinem Gehirne nicht ordnen, warum das Wort Scharfrichter etwas Zurückstoßendes hat? —

Höre Vetter! Aber gieb es nicht etwa als eine Grundregel aus; sage nicht in großer Gesellschaft: so ist es! — ich glaube, unser Gewissen ist die Grundursache des Abscheues, den wir vor einem solchen Manne haben. Du wirst mir widersprechen und sagen: es sind eingesogne Vorurtheile der Kindheit. Die Vorurtheile der Kindheit können doch nur so lange dauern, als unser Verstand noch in der Kindheit ist; hat dieser aber seine Reife erst erlangt, so müssen Vorurtheile verschwinden. Das ist schön gesagt, — nicht wahr? Nur Geduld! — ich will etwas demonstriren, und doch, wenn ich so etwas will, so geht es mir wie einem gewissen Manne, der nicht begreifen konnte, wie man allein denken könnte, denn wenn er's versuchte, so schlief er darüber ein. Ein Ding, was einen an etwas

erinnert, hat viele Aehnlichkeit mit einem andern Dinge, das eben die Wirkung hervorbringt. Ein Scharfrichter erinnert den Menſchen an Beſtrafung eines Verbrechens. Das Gewiſſen erinnert einen eben ſo an begangene Vergehungen, die Strafe verdienen. Das Gewiſſen richtet ſcharf, ohne Beſtechung noch Nachgier. Es iſt ein Richter ohne Rückſicht auf Stand, Würde und Reichthum. Der Scharfrichter eben auch; wenn nun das Gewiſſen einen Scharfrichter erblickt, ſo fühlt es eine Homogenität, eine Attraktion: es will ſich dem Herrn Kollegen nahen, da es aber in dem Körper des armen Sünders eingeſchloſſen iſt, ſo ſoll dieſer mit fort; er fühlt, daß ihn etwas zu dem beſtrafenden Manne hinführen will. Die verdiente Strafe macht ihm die Ermahnung höchſt unangenehm, er will ſich vielmehr entfernen; die Luſt ſich zu entfernen, erregt alſo einen Kampf zwiſchen ihm und ſeinem Gewiſſen. Dieſer Streit gebiehrt die Empfindung, welche ſich in dem Menſchen bei reifem Verſtande an der Stelle der kindiſchen Vorurtheile einfindet. —

Nun glaube ich, lieber Vetter! hab' ich meine Meinung deutlich zergliedert. — Vielleicht iſt kein Wort wahr; glaubſt Du dies, ſo laß'

die Demonſtration auf dem Erraten-Bogen anmerken.

Du ſchreibſt mir gar nichts Neues. Seyd ihr in Leipzig allem abgeſtorben, oder habt ihr mit dem Neuen ſo viel zu thun, daß ihr nicht zum Schreiben kommen könnet? — Wir haben hier doch immer etwas Neues, wenigſtens geſchieht immer etwas, das angemerkt zu werden verdient, wenn es auch nichts Neues iſt. Eure Seelen haben keinen Schwung, ihr lebt im Traume der Freiheit euer ſklaviſches Leben mit Schnecken-Schritten fort; aber wir haben Kraft, einen alles umfaſſenden Geiſt, der uns in den Stand ſetzt, die Narrenſtreiche unterſchiedener Völker auf einmal nachzuahmen. Sieh' auf das Datum meines Briefes, und Du wirſt finden, daß das, was ich Dir eben ſagen werde, ſich ziemlich zum Datum ſchickt.

Geſtern war hier ein Wettrennen, wo acht Pferdefüße beſtimmten, ob man mehr oder weniger Geld in ſeinem Beutel haben ſollte. Ich ſah' dem Unweſen mit zu; das ganze Ding hatte das Anſehen einer Tollhaus-Flucht.

Die die Meinungen der Zuſchauer zu beſchreiben, wirſt Du mir hoffentlich ſchenken, und die meinige gehet Niemand etwas an; ich

dachte im Grunde weiter nichts, als: es iſt der erſte April.

Nun komme ich auf Deinen Republikaner; der Mann gefällt mir. Republikaniſch denken, ſo wie ich es mir der Vernunft gemäß vorſtelle, kann nichts Böſes in ſich haben. Die Quinteſſenz der biedern republikaniſchen Denkungsart kann nur folgende ſeyn:

Zu wünſchen, daß es eine Regierungsform gäbe, durch deren weiſe Vorkehrung ſo wenig Unglückliche als nur möglich im Staate anzutreffen wären; die Gerechtigkeit ohne Rückſicht auf Würde und Reichthum ausgeübt werde; das Eigenthum geſchützt, und alle der Menſchheit ſchädlichen Vorrechte nicht geſtattet würden. Weiter kann ich mir nichts dabei denken. Dazu iſt aber nicht unumgänglich nöthig, daß der Staat eine Republik ſey; das laß' Dir ums Himmelswillen nicht weismachen. Man ſagt: die Gewalt muß nicht in Eines Menſchen Hand ſeyn. Gut! — alſo in vieler. Dieſe Viele werden gerechter, liebevoller gegen ihre Mitmenſchen handeln, als einer; das muß der Schluß ſeyn, oder ſie werden gezwungen ſeyn, liebevoller und gerechter zu handeln. Menſchen, die ſich ein gewiſſes Uebergewicht über andere verſchafft haben, zwingt

man nicht; die Unmöglichkeit liegt ſchon in dem angemaßten Uebergewicht.

Nichts iſt leichter, als eine große Anzahl Menſchen zu dem zu führen, was man will, ſobald man ihnen nur weismacht, daß es geſchieht, weil ſie wollen. Ich kann ſehr leicht einen Menſchen ins Verderben ſtürzen, durch angebliche Mittel ihn zu retten. Viele Menſchen ſind zuſammen genommen ein großer Menſch. Einige Kluge ſind der Kopf; die andern nur die Glieder. Doch was geht es mich an, was ſie ſeyn wollen oder können, wenn nur kein Glied dabei iſt, welches vom Kopfe beſtimmt wird, mir den meinigen abzuſchneiden.

Ich freue mich recht herzlich über die beſſern Umſtände der armen Wittwe, und lobe den Wohlthäter! — ich denke nicht ſo arg, wie alle die Menſchen, von denen Du ſprichſt. Ich glaube, daß noch Tugenden unter den Menſchen zu finden ſind. Beſonders glaube ich, daß Sittſamkeit, häusliche Ordnung, und was man gemeiniglich Tugend heißt, beim weiblichen Geſchlecht anzutreffen iſt. — Aber — wer weiß, ob ſich der Wohlthäter gefunden hätte, wenn die Tochter nicht hübſch wäre? Wie viel Heuchler giebt es nicht! —

Ueber die Heuchler mache ich eine Anmerkung, die vielleicht so gewagt iſt, wie manche andere. Mancher Menſch heuchelt, das iſt Wahrheit; aber ob ein Menſch, der übel handelt und tugendhaft ſpricht, allemal ein Heuchler iſt, in dem Augenblicke, wenn er ſo ſpricht, kann ich noch nicht als ausgemacht annehmen. Ich komme auf dieſen Gedanken wegen eines gewiſſen großen Mannes. Hier ſoll groß weder auf Größe der Thaten noch des Körpers Bezug haben. Ich weiß noch nicht recht, ob das Wort groß ſo viel heißt, als Gutes oder Böſes im großen Umfange ausüben, oder nur relativiſch gegen den, der es ausſpricht; zuweilen möchte ich es in Parallele mit dem Worte Narr ſetzen. Wir haben noch kein Geſetz, welches befiehlt oder verbietet, einen Menſchen groß, oder einen Narren zu heißen. Der Kurzſichtige heißt einen Klügern eben ſo leicht groß, als der Miſanthrop den Luſtigen einen Narren. Daher glaube ich, die Benennung: ein großer Mann, iſt für das menſchliche Glück eben ſo unbedeutend, als die eines Narren zu dem Unglück des Beſchimpften etwas beitragen kann.

In meinem erſten Briefen habe ich Dir ſchon einmal geſagt, daß, um eine Sache recht

zu

zu beurtheilen es nöthig iſt, auf dem rechten Punkte zu ſtehen; ſchlag' einmal nach, vielleicht kannſt Du eine Abhandlung über Groß oder Klein ſchreiben.

Es gilt gleich, bei welchem Du anfängſt; ich will Dir die Figur zeigen, welche die Materien Deiner Abhandlung mathematiſch darſtellt.

Das iſt ein Winkel, welcher durch zwei gerade Linien entſteht, die ſich an einem Ende berühren. Denke Dir die Linie A C und B C ſo lang als Du willſt, und die Entfernung A B auch ſo groß als möglich, ſo werden doch zwei Objekte, die in A und B ihre Wanderſchaft anfangen, zuletzt in C zuſammentreffen, und weil in der Mathemathik keine Feindſchaft ſtatt findet, ſich friedlich vereinigen; ihre Beſtandtheile werden beſtimmen, ob ſie ganz in einander fließen können, oder ſich feſt an einander ſtellen.

A C beſchreibſt Du den Narren, B C den großen Mann, ſo werden in C beide ſo innig

verbunden da stehen, daß es einem schwer fallen wird, sie zu unterscheiden.

Du und ich, lieber Vetter! wir sind hierin ganz unschuldig. — Ich muß wieder einlenken, die Narren und Großen da stehen lassen, um mich wieder an die Heuchelei, von der die Rede war, zu machen.

Ein Mann spricht von Tugend, von Menschenliebe, doch begeht er Laster, ist geldgierig, und hilft keinem Redlichen aus der Noth. Er spricht mit Rührung von der ehelichen Treue, und ist ein Ehebrecher, mit Verachtung von Schurken, und geht gerade mit solchen um, läßt sich von ihnen lenken und zum Nachtheil anderer führen.

Die Welt ruft aus: — Der Heuchler! der Heuchler! und ich nehme mir die Freiheit, der so großen Welt zu widersprechen. Man muß menschliche Schwachheiten näher beleuchten.

Wie leicht ist es, bei einem Gespräch über Keuschheit und Sittsamkeit sich ein Räuschchen zu trinken, und indem noch das Wort Tugend auf der Lippe schwebt, das Halstuch eines Mädchens zu untersuchen, ob es inländische oder ausländische Fabrikation ist. Sind das Heuchler? — Nein, sinnliche, schwache Menschen sind es,

theoretiſche Offiziere, die ein Manöver gut zeichnen, und wenn ſie dann auf das Terrain kommen, ſich wundern, wie weit ſich ihr Papier in der Natur ausdehnte.

Ein wirklicher Heuchler iſt der, welcher ſich vornimmt, einen Satz, den er nicht glaubt, zu behaupten; eine Tugend, die er nicht ausübt, und an die er nicht glaubt, zu preiſen; dieſes alſo ohne innere Empfindung bloß zu dem Zwecke thut, einen vorgenommenen Plan auszuführen, Menſchen über ſich irre zu leiten, und im Verborgenen handeln und wirken zu können, wie es ihm am beſten behagt. So ein Menſch iſt der bewußte Große nicht, ich kann es wenigſtens noch nicht glauben, wenn es gleich viele Menſchen als ausgemachte Wahrheit anſehen.

Gab es nicht viele Tauſende, die ſagten und mathematiſch bewieſen, daß die Sonne um die Erde gehe? und unvermuthet kam einer, der durch mehr Einſicht geführt, bewies, daß die viele Tauſende unrecht hatten. Wo es auf Beweiſe ankömmt, da macht die Anzahl der Gegner nichts, ſondern die Gründe und ihre Wahrheit. Es giebt freilich Fälle, wo 100,000 ſchneller das Recht zu einer Beſitzung bewieſen, als

zehn Gelehrte, die kommen aber nicht in der Aſtronomie vor.

Ich muß aufhören, es ſind ja Briefe, die ich Dir ſchreiben will, und nicht ein Buch. Lebe wohl, Vetter! und hüte Dich, einen Menſchen geradezu einen Heuchler zu nennen. — Wir ſind alle arme Sünder, und mangeln des Ruhms.

Dein
Vetter Gottlieb.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Heinrich an Gottlieb.

Leipzig.

Für alles, was Sie mir geſchrieben haben, danke ich ergebenſt, nur werde ich inſtändig bitten, mehr Ordnung in die Materien zu bringen; wahrlich, lieber Herr Vetter! ich kann Ihnen zuweilen nicht folgen. Wenn Sie doch alles gütigſt in Kapitel theilen wollten, Sie würden über jedes mehr ſagen können, und jedes gründlicher auseinander ſetzen; — doch thun Sie, was Sie wollen — und verzeihen meine

Anmerkung; ein Kollegium über die Logik, welches ich eben anhöre, iſt daran Schuld.

Jeder Satz ſoll gehörig zergliedert, bewieſen und ausgeführet ſeyn, ſo ſagt der Profeſſor; ich kann noch nicht urtheilen, in wie fern er recht hat, ich werde es indeſſen wohl erfahren. Da er ſonſt ein guter Mann iſt, ſo habe ich ihm Ihre Briefe gewieſen, und er trug mir auf, Ihnen dieſes zu ſchreiben.

Man hat mir hier geſagt: man könne jetzt Güter in Süd- und Neu-Oſtpreußen erhalten; denken Sie doch an mich, wenn es möglich iſt, ich werde es mit vielem Danke erkennen. Ich könnte auch Anſprüche machen, weil ich dort wirklich etwas eingebüßt habe. Ich verharre mit wahrer Freundſchaft

Ihr
ergebenſter Vetter

Heinrich B. — —

Drei und zwanzigſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Berlin.

Vetter! ich bitte Dich, laß Dich doch nicht verführen, Unmöglichkeiten zu erlangen! Schriebe ich ein Buch oder einen Brief? Wenn Dein Profeſſor die Materien gern ordnet, ſo mag er es thun, oder iſt er ſo vertenfelt geſchickt, ſo mag er ſie erſt in meinem Kopf ordnen. Ein andermal zeige Du meine Briefe Deinem Stubenburſchen, der Menſch gefällt mir beſſer: er geht ſeinen ſchlichten Gang, ohne gelehrte Anmerkungen zu machen, fort; was geht mich Deine Logik an! ich habe ſie nicht gelernt, und jetzt iſt es zu ſpät. Doch glaube ich ſo gut als er, logiſche Schlüſſe machen zu können, und eine Materie auszuarbeiten, wenn ich Zeit und Luſt habe. — Ein Beiſpiel ſoll zugleich Antwort auf Deine letzten Fragen ſeyn. —

Du willſt Güter in Pohlen haben, weil Du in dem Lande eingebüßt haſt. Du glaubſt alſo ein Recht dazu zu haben? Wer nichts eingebüßt hat, oder mancher, der kein Recht hatte —

erhält welche. Du haſt ein Recht dazu, ergo bekommſt Du nichts. Ich glaube, die Materie iſt ſo weit als möglich abgehandelt, zergliedert, und die Erfahrung iſt der Beweis. —

Vetter, laß' meine Briefe nicht drucken! Ich habe mir einen Zeitverderb gemacht, ſie wieder durchzuleſen; es iſt zu viel Lokalität, als daß man ſie in Sachſen, oder im übrigen deutſchen Reich verſtehen könnte; auch iſt alles, was ich ſage, ſo alltägliche Spriſe, eine Wiederholung von dem, was hundertmal ſchon geſagt worden iſt. Manches braucht einen Schlüſſel für Dich ſo gut, wie für andere, und ſetzte ich den Schlüſſel beifügen, ſo wäre es ja lächerlich, nicht gerade zu alles genannt zu haben, und eben ſo gefährlich, als wenn ich es gethan hätte. Wenn ſie jemand haben will, ſo kann er ſie abſchreiben laſſen; es dienet noch zum allgemeinen Beſten, und ſchafft einem armen Studenten auf einige Zeit Brot. In einem bevölkerten Lande, wie Sachſen iſt, muß man ſorgfältig alles, wodurch die Menſchen weniger, und die künſtlichen Maſchinen mehr beſchäftigt werden, vermeiden. Wirſt Du je beim Fabriken-Departement angeſtellt, ſo merke Dir dieſe Max-

nung; es hat ſchon mancher in der beſten Meinung großen Schaden angerichtet. Denke auch nicht einſeitig, wie es zuweilen geht. Biſt Du bloß Kammerherr, Kammerrath, Kammerpage, kurz iſt die Kammer das Element, in welchem Du, wie der Salamander im Feuer, Deine Beſtimmung haſt: ſo erlaube ich Dir, auch bloß an den Beutel Deines Herrn zu denken. Kommſt Du aber in ein Fach, wo Dir das Beſte aller Einwohner ſo ſehr, als das ihres großen Vorgeſetzten zur Pflicht wird, ſo gieb Deinen Gedanken einen höhern Schwung; laß Dich aber auch nicht irre führen. Es kann Dir geſchehen, Miniſter zu werden; das iſt ein Zufall, der manchem wie die Erkältung zuſtößt. Dann haſt Du einen Theil der Regierung zu beſorgen; Du gelobſt dem Landesherrn Treue, gelobſt alles, was zu ſeinem Beſten iſt, zu befördern, und was ihm nachtheilig ſeyn kann, zu verhindern; das war ſchon Deine Pflicht als Kammerherr, Kammerrath ꝛc., aber der große Unterſchied, welcher im Eide nicht angemerkt wird, iſt, daß Deine Seele weiter als bloß auf den Beutel Deines Herrn denken muß. Du biſt nicht nur der bloße Diener eines Herrn, der Dir ſagen kann, wirf das Papier ins Feuer,

oder mach' das Fenſter auf, um die mephitiſche Luft der Schmeichler heraus zu laſſen; ſondern Diener des Staats und Untergebener des Vaters, Fürſorger dieſes Staats. Könnteſt Du mit gutem Gewiſſen einem Hauevater rathen, ſeinen Kindern das Brot abzuzwacken, weil ſein Mehlvorrath durch eben ſo viel Zugang und weniger Abgang größer wird? Der redlich denkende Vater wird Dir wenig danken, und iſt er es nicht, ſo werden Dich die Kinder durchprügeln; thun ſie es aus Liebe für ihren Vater nicht, ſo werden ſie es dem Urältervater klagen, der wird Dich ſchon zu finden wiſſen.

Dein Departement iſt nicht Dein Eigenthum, ſo wenig als das Eigenthum Deines Herrn. Streite Dich nicht mit Deinen Kollegen, wenn einer etwas vorſchlägt, wodurch der Staat gewinnt, und Dein Departement etwas einbüßt.

Ich kann mir die Falten aus dem Rocke ſchneiden, und damit den Rock unten breiter machen laſſen. Die Falten ſind weg, aber an eben dem Kleide wieder angebracht. — Siehſt Du Vetter, das Ding geht an. — Die Falten waren unnütz, der Rock behält alle ſeine Beſtandtheile; als Faltenminiſter würdeſt Du ein

jämmerliches Geschrei anfangen: Du hättest aber unrecht, und Du wirst niemand überzeugen können, daß Dein Departement das wichtigste ist; eben so wenig, daß ein Kleid nach seiner Entfaltung weniger Kleid sey. Du würdest vielleicht gern noch eine Falte mehr machen, weil der Oberhofschneider Dir eine Tantieme von jedem Hundert neu angebrachter Falten giebt; — von Dir wäre es aber sehr unpatriotisch gedacht. — Leider geht es so zuweilen! —

Sag' mir doch, lieber Vetter! welchem Stande Du Dich eigentlich widmen willst? Sagst Du mir etwa: zu dem Fache, wo mein Verstand hinreicht, ein nützlicher Diener des Staats zu werden; wenn das Deine Antwort ist, so wähle das erste das beste, Du bist zu allem fähig, da Du schon so weit gekommen bist, nichts zu unternehmen, wohin Dein Verstand nicht hinreicht. Ich sehe so viel hundert Menschen, die alles unternehmen, wenn es nur einbringt, dumme Streiche die Menge machen, und es doch nicht einsehen, daß sie selbst an ihrem Unglück arbeiten. Ich will Dir einige Sachen vorschlagen, Du kannst wählen. Astronom oder Branntweinbrenner, Mahler oder Bäcker, Kameralist oder Sattler, Finanzier oder Ger-

der, Bergmann oder Landwirth; jedes hat ſein Gutes und ſein Böſes; mir gilt es gleich, nur in der gehörigen Ordnung unternehme nicht zwei Sachen auf einmal, — Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, was für heilloſes Zeug daraus entſteht. Bei der Aſtronomie mußt Du alles in der Höhe ſuchen, beim Branntweinbrennen ſuchſt Du es in der Tiefe, und es ſteigt in die Höhe. Beim Mahlen mußt Du die Sachen nur natürlich vorſtellen. Wollteſt Du Kameraliſt und Sattler ſeyn, ſo könnte Dir bei einer Seſſion einfallen, den Leuten neue Packſattel aufzulegen, oder das Geſchirr enger zu ſchnallen. Beim Finanzier ging es noch ſchlimmer; wenn der Gerbergeiſt Dich beſeelte, ſo behielten die armen Menſchen kein Haar auf dem Kopfe, und wie unmenſchlich würdeſt Du da ſchaben! Der Bergmann ſucht unter der Erde, was der Landmann über der Erde findet. Alſo bleibe bei einem; es geſchieht ſo manches, von dem man den Grund nicht einſieht. Ich glaube die Urſach entdeckt zu haben: die Menſchen pfuſchen in alle Sachen zugleich; wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ein katholiſcher Prediger, welcher den ganzen Abend L'hombre geſpielt hatte, auf der Kanzel den Sonntag dar-

auf mit den Zeichen des Kreuzes hätte ſagen können: Spadille, Manille, Baſte, Ponte. So glaube ich, daß mancher Einnehmer Schuhmacher, mancher Held Fleiſcher, mancher Prediger Hofmann, und mancher Philoſoph Straßenräuber zugleich iſt. Das phyſikaliſche Rauben iſt mit einiger Gefahr verbunden: das moraliſche Rauben iſt in keinem Geſetzbuche verboten.

Will man Dich verſpotten', daß Du als ein Edelmann ein Handwerk ergreifſt, ſo laß' die Menſchen lachen, wenn Du nur ehrlich biſt, gute Arbeit machſt und hinlängliche Arbeit haſt. Du kannſt immer Edelmann bleiben; da der Adel erblich iſt, ſo bringſt Du ihn ja mit auf die Welt, wie Deine Naſe. Wer hat denn geſagt, daß Deine Naſe nur Gutes riechen ſoll, Deine Augen nur Schönes ſehen, Deine Ohren nur Angenehmes hören ſollen? Der Adel iſt wie ein ſchönes Doſen-Futteral: es erhält einen hohen Werth, wenn es eine Doſe enthält, noch mehr, wenn dieſe Doſe von Gold, und noch mehr, wenn ſie mit Brillanten beſetzt iſt. Das Futteral ſoll die ſchöne Doſe vor Staub und Beſchädigung verwahren; thut es ſeinen Dienſt nicht, ſo wirf es weg; aber wirf es nicht weg, wenn Du gerade keine goldene Doſe darein zu

legen haſt; Du kannſt ja das Portrait eines guten Freundes, einer Geliebten, eines wohlthätigen Mannes, eines Freundes der Menſchheit darin verwahren. Das Weſentliche des Futterals iſt alſo, das wohl zu verwahren, was es enthält; beſchimpfend wäre es für dieſes, wenn Du ein Stück Käſe, oder geſtohlnes Geld, oder ein Fläſchchen Thränen eines verführten Mädchens, eines betrogenen Gläubigers, Rezepte zu Gift, Verläumdungen gegen ehrliche Leute, unzüchtige Gemälde ꝛc. hinein legen wollteſt.

Du ſchnupperſt doch zuweilen herum, ſo wie ich es thue. — Verſuch' doch, was ich oft verſucht habe, wenn ſo ein ſchönes Doſen-Futteral auf dem Schreibtiſch eines Hofmanns, auf dem Tollettentiſch einer artigen Dame, in der Garderobe einer Excellenz ſteht; mache es auf, ſelten wirſt Du die goldene Doſe darin finden, meiſtens gar nichts, oder ein zerbrochenes Kreutzchen, ein Haarlöckchen oder ein Liebesbriefchen. —

Alles iſt eitel, alles iſt Dunſt, nur meine Freundſchaft nicht. Lebe wohl!

Dein

Vetter Gottlieb.

Vier und zwanzigſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Berlin.

Lieber Vetter! ich habe den ſiebenjährigen Krieg, den Tod meines Vaters und manches Unglück vergeſſen; ob mir der heutige Tag ſo leicht aus dem Kopfe gehen wird, wünſche ich Dir in dreißig Jahren beſtimmt ſagen zu können. Ein wahrer Erdbebentag! Ich habe zwar nie ein Erdbeben erlebt; wenn aber eine ſolche Naturbegebenheit recht ſchrecklich erſcheinen ſollte, muß das Wetter ſo ſeyn als heute: Sturm, ein Nebelregen dabei, Verdruß auf allen Geſichtern, und Betrübniß auf der Stirn jedes Redlichen.

Heute reiſete unſer kranker König nach Pyrmont. Geſtern Abend wußte man noch nicht, ob es würde geſchehen können; und doch reiſete er bei einem Wetter, wo man lieber ankömmt als abgeht. Es war mir, als wenn ich ihn nie wieder ſehen ſollte. Fragte man die Menſchen, die es am beſten wiſſen konnten, wie es ſtehe; ſo zuckten ſie die Achſeln. Im Achſelzucken liegt viel Hieroglyphiſches, das glaubſt Du wohl nicht,

und doch ist es Wahrheit. Einige Auslegungen vom Achselzucken können Dir vielleicht bei manchen Gelegenheiten nützlich seyn. Einmal heißt es:

1) Ich kann nichts dafür.
2) Man will mich nicht hören.
3) Was geht es mich an.
4) Das sind die Folgen.
5) Wie kann man so dumm fragen.
6) Hätte ich nur erst mein Schäfchen ins Trockne.
7) Mich dauert es herzlich; wer kann aber gegen den Strom schwimmen.

Es hat noch manche andere Bedeutungen; jede ist aber die Folge des Standpunktes, auf welchem der Achselzuckende steht; der Zeit, wenn er zuckt, und des Nervenberührens, welches das Zucken verursacht. Zeit, Ort und Verhältnisse mußt Du zuerst genau prüfen. Ein Achselzucken auf die Frage: wie geht es? heißt zuweilen so viel, als: dürfte ich Dir nur die Wahrheit vorzeigen, Du solltest mir bald den Rücken zubrehen. Wenn ein seinen Vater liebender Fürst fragt: — was macht mein Vater? so kann das Achselzucken gar viel sagen. Zum Beispiel:

Ich bitte Ew. Durchlaucht ganz unterthänig,

ſich nicht vorzuſtellen, als habe ich etwas zu ſeinem Uebelbefinden beigetragen, oder hätte etwas verſäumt, was zu ſeiner Geneſung gehört, oder verſchwiegen, was je nachtheilig war.

Ich wollte Dir über ein einziges Achſelzucken zwei Bogen Auslegung machen. — Nicht wahr, Vetter! Du hätteſt Dir nicht eingebildet, daß Achſeln, welche des ſchweren Tragens gewohnt ſind, ſo viel ſagen könnten, wenn ihnen die Bürde zu ſchwer wird? Die Sprache der Zunge iſt wahrlich die, welche am wenigſten ausdrückt. Beobachte die Verläumder, welche ihre Beluſtigungen in übler Nachrede finden, Du wirſt in jedem Gliede des Körpers ein Dictionnaire finden; aber nachſchlagen hilft nichts, das Wort iſt zwar da, aber die Auslegung muß Dich Dein Herz und die Erfahrung lehren.

Ein gewiſſer Melzer, welcher außer ſeiner Kupferſtich-Handlung auch noch Verſuche über Rednerkunſt und Modulation der Sprache machte, den man ſehr gut hörte, wenn auch nicht immer verſtand, hätte darüber ſchreiben ſollen, und mich wundert es, daß ihm eine ſolche Sache entgangen iſt, da er die Achſeln der Zuhörer doch ſo oft zucken ſah, wenn er ſeine Reden hielt. Er war aber ſtets ſo begeiſtert von ſeiner

Rede

Rede in A. C. O. ꝛc., daß er das weite Feld für ſeinen Geiſt nicht bemerkte. So wird oft ein Edelſtein unbemerkt mit Füßen getreten; der Zufall macht, daß ein des Werthes Unkundiger ihn findet, und dem Klügern für ein Spottgeld verkauft, der ihn dann gar wohl anzuwenden weiß. So wird es uns gehen, Vetter! Mich hat mancher mit ſeinen hohen Achſeln an die Naſe geſtoßen. Ich beobachte die Achſeln, ſchreibe Dir von ihrer Sprache; gieb nur Acht! bald wird eine Humerographia revelata erſcheinen. Was haben wir davon? nichts, als daß man uns über die Achſeln anſiehet. — Doch — getroſt, Vetter! Tempora mutantur etc. — — — — wir können ſo gut wie andere über die Achſel ſehen, und noch mehr als dieſe gewahr werden, wir tragen ſie ja nicht zu hoch.

Du wirſt Dich beſinnen, was ich Dir von unſerm guten Könige in meinem achten Briefe ſchrieb, wie er ausſah, wenn er mit ſeinem wirklich majeſtätiſchen Anſehen in den Paroleſaal eintrat. Ich verglich ihn wegen ſeines milden und zugleich erhabenen Anſehens mit einem Ambassadeur extraordinaire der Gottheit an die leidende Menſchheit.

Lieber Vetter! wie hat ſich das Blatt gewen-

det. Das Herz möchte einem brechen! jetzt gleicht er dem Ambassadeur extraordinaire der leidenden Menschheit an Gott *). Schmerzlich interessant sieht er aus: der stolze Tod hebt seine Sense, — nur das Flehen seiner treuen Kinder, seiner tugendhaften Gemahlinn, seiner ergebenen, von Dankbarkeit durchdrungenen Diener, scheint den sonst so hartherzigen Klappermann zu bewegen, inne zu halten; wie lange er aber Geduld und Nachsicht zeigen wird, weiß Gott; nur dieser kann befehlen, wo wir bitten.

Stelle Dir vor, in der Zeit, wo der gute König nach Luft schnappt, und man nicht weiß, welches der Augenblick seines Abscheidens seyn könnte: in der Zeit, wo er leidet, giebt es Leute, deren Glück wirklich auf dem Miſtbeete durch die wohlthätige Sonne ihres Königs getrieben wurde, die unempfindlich genug sind, um eine Art Bacchanalien zu feiern, und sich über Essen und Trinken in Gesellschaft wollüstiger Weibsleute herumwälzen können; Leute, die mit Stolz auf andere blicken, nicht einen ihrer Ahnen wegschenkten, um einem armen Teufel aus der Noth zu helfen, der gern auf seinem Thurmhohen Whisky ein Wappen hätte; die keinen ehr-

*) Siehe die ersteren Briefe.

lichen Bürger kennen, der nicht traktirt, und die Tollheit seiner Spötter mit gutem Rheinwein ersäuft. Solche Leute machen sich eine Ehre daraus, beim Unempfindlichkeitsfeste zu erscheinen, ihre Ohren zu versilbern, und mit dem Undanke und dem Leichtsinne zu walzen. Das Schwert der Gerechtigkeit, welches an einem Haar über ihren Köpfen schwebt, sehen sie so wenig, als den Dürftigen, der einen kleinen Theil des verschwendeten Ueberflusses mit wahrer Dankbarkeit annehmen würde.

Begreifst Du, wie man so denken, so handeln kann, so bedaure ich Dich herzlich, lieber Vetter! Ich hoffe, Du würdest, wenn Du in der Nähe wärest, den Kopf hängen lassen; Du wärest drum kein Kopfhänger. Die Handlung würde zwar die Benennung veranlassen, — aber die Benennung drückt oft etwas ganz anders als die Handlung aus.

Viele Menschen heißt man Kopfhänger, und tragen den Kopf doch gerade, so wie man den einen Philosophen heißt, der mit Heftigkeit die Menschenrechte vertheidigt, sich über alle Vorurtheile erhaben glaubt; aber eben den, dessen Rechte er vertheidiget, in Noth läßt, oder sich grausam rächt an dem, der ihn beleidigt.

Lieber Vetter! erkenne mein Vertrauen in das gute Gemüth, die Nachsicht und Philosophie der Leser, daß ich mich unterfange, so alles hinzuschreiben, was sich aus meinem Gehirne in die Feder senkt, nachdem es mir doch wohl bekannt ist, daß Du es drucken lassen willst. Im Grunde, was kann mir Böses geschehen? — Daß ich kritisirt werde? — Wenn es nur mit Witz und Verstand geschieht. Mag man doch meinetwegen auch darüber lachen; ich lache mit, und finde, daß der, welcher in unsern Zeiten die Menschen zum Lachen bringt, ein wahres Werk der Barmherzigkeit ausübt; denn so viele Tausend sind bloß beschäftigt, aus den Augen ihrer Mitmenschen Thränen zu locken. —

Eben erinnerte mich mein Bedienter, daß die Post in einer Stunde abgehen werde. In der Uebereilung, und voll von dem, was ich Dir noch schreiben wollte, sagte ich: sie kann warten. Mein ehrlicher Attaché konnte sich des Lachens nicht enthalten; ich merkte es, und ohne ein Wort weiter vorzubringen, bog ich diese Blätter, und ergriff das Heftpflaster, mit dem man so manche Wunde des Menschenverstandes verkleben kann.

Dabei fiel mir ein bon mot ein, das ich Dir noch zum Schluß schenken muß.

Ein Gewisser, mit viel bedeutendem Gesichte und unbedeutendem Gehirne, hatte sich durch Empfehlung gutmüthiger Menschen zum Ehrenposten eines Sekretärs des Vertrauten eines Fürsten erhoben. Da er alle Eigenschaften eines Sekretärs, ausgenommen das Gutschreiben und das Schweigen, besaß, übrigens so gut wie ein anderer von der Wichtigkeit seiner Geschäfte sprach, bei alle dem aber zu nichts gebraucht wurde, als Enveloppen, Adressen zu machen, und Geheimnisse mit dem hochadlichen Wappen vor der Neugierde anderer seines Gelichters zu verbergen; so fragte einst ein Mann, der den wahren Werth des Herrn Sekretärs kannte, und nicht begreifen konnte, wozu man ihn brauche: Was ist denn eigentlich das Geschäft des Sekretärs? — er bekam zur Antwort: Er deckt die Fehler seines Principals, und verschließt sie vor den neugierigen Augen der Klügern.

Lebe wohl!

Dein

Vetter Gottlieb.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Heinrich an Gottlieb.

Leipzig.

Lieber Herr Vetter! ich habe etwas erfahren, das, wie man zu ſagen pflegt, in Ihren Kram paßt. Vor acht Tagen ſtarb in unſerer Nachbarſchaft ein gewiſſer Herr von Schmalbein, deſſen Geſchichte durch ſeinen Tod erſt intereſſant geworden iſt, nachdem ſein Teſtament bekannt wurde.

Herr von Schmalbein, der ſich auf ſeinem Landgute meiſtens mit Genealogie und Heraldik beſchäftigte, hat vor ſeinem Schloſſe eine große prächtige Linde, die der erſte bekannte Beſitzer des Guts nicht allein pflanzen, ſondern deren Aeſte er auch breit ziehen ließ, um ſeinen Nachkommen, wie er in ſeinem Teſtamente ſagt, einſt das Vergnügen zu verſchaffen, einen lebendigen Stammbaum daraus zu bilden. Die vorigen Beſitzer haben wenig auf dem Gute gelebt, und die ganze Sache nicht geachtet. Der

jetzige war als Lieutenant hier in Dienſten; im einjährigen Kriege marſchirte er mit nach Böhmen. Die erſten feindlichen Truppen, die er erblickte, ſchoſſen ſo unbedachtſam, wie er oft erzählte, daß ſein treuer Pudel auf dem Flecke blieb. Der Herr machte ſogleich die weiſe Anmerkung, daß es vom Pudel leicht an den Herrn kommen könnte; er glitt von einem Steine ab, als er die Feinde rekognosciren wollte; der Schaden war nicht zu heilen; er nahm alſo den Abſchied mit den patriotiſchen Verſicherungen, wie er gern den letzten Blutstropfen für ſein Vaterland wollte fließen laſſen, wenn er nicht invalid wäre. Er reiſete auf ſein Gut, durchkroch ſein Archiv, und fand darin Nachrichten, die nach der Zeit der berühmte Flaming zu ſeinen genealogiſchen Beſchäftigungen ſehr gut zu gebrauchen wußte. Man ſagt ſogar, daß dieſer Flaming dem von Schmalbein den Geſchmack an Stammbäumen beibrachte, daß er ihn auf den Gebrauch der Linde aufmerkſam machte, und man dem Flaming die ſchönen Feſte zu danken habe, die nach dieſem auf der Schmalbeins-Burg gefeiert worden ſind.

Nämlich, nachdem der Mahler den Schmalbeinſchen Stammbaum gemahlt hatte, mußte

der Gärtner die große Linde ganz nach demselben beschneiden; an jedem Aste wurde wie auf dem Pergamente das Wappen des Ahnherrn mit Namen und Charakter befestigt, und alle Jahre das Stammbaumfest gefeiert, und zwar folgendergestalt: Herr von Schmalbein zog sich ganz als alter Ritter an; der Prediger hielt sodann eine Rede zu Ehren der von Schmalbeinschen Familie, segnete den Baum ein, und setzte sich dann an eine wohlbeladene Tafel mit den nächsten Anverwandten des Herrn. Die Bauern tanzten um den Baum, bekamen Bier die Menge, und keiner ließ sich einfallen, daß ihr Herr ein Thor wäre. Die Verwandten, welche dabei wacker zechten, sagten nichts. Der Prediger erhielt jedesmal drei Reichsthaler für die Rede, und schwieg gern. Die Stadtleute, welche als Zuschauer dabei waren, lachten zuweilen; da Fritz Schmalbein aber übrigens ein guter Mann war, und seine Bauern liebte, so fiel das Lächerliche nicht mehr auf, und Weiber und Kinder freuten sich im voraus auf das Baumfest.

Alles ist vergänglich! Vor zwei Monaten vergriff sich ein heftiger Sturm an dem Baume, und brach den ganzen weiblichen Ast ab. Die

mand getraute ſich, dem Herrn die Nachricht zu hinterbringen. Der Gärtner, ein ehrlicher aber ſimpler Mann, der die Sachen nach ihrem Werthe beurtheilte, ſagte gleich: Kein Wunder, der ganze Aſt iſt ja hohl, und ich wollte wetten, der ganze Baum hat nicht mehr für ſechs Pfennige Kern; er nahm es über ſich, ſeinem Herrn anzukündigen, daß ſeinem Lieblingsbaume das widerfahren wäre, was allen Bäumen widerfahren müßte, wenn ſie nach der Beſtimmung Gottes ihr Alter erreicht haben. Wahrheiten tröſten nicht. — Fritz von Schmalbein ſah' in dieſem Unglücke ein übles Omen für ſein Geſchlecht. Sein gutes Weib hatte ihm, ungeachtet aller Bemühungen der Aerzte und ſeiner Freunde, keinen Erben gegeben; die nächſten Vettern hatten ſich über dieſen Umſtand nie grämen wollen. Der ehrliche Fritz wurde tiefſinnig; eine Auszehrung brachte ihn an das Ziel ſeiner Tage. Er befahl, man ſolle den Baum abhauen, ihn auf der Stelle, wo dieſer geſtanden hatte, begraben, und daneben bloß eine Lombardiſche Pappel pflanzen, die freilich die mächtigen Aeſte nicht hat, zum Stammbaum nie zu gebrauchen iſt, dem Sturme aber beſſer nachgiebt. Er verſchied vor zweien Tagen. Sein nächſter Vetter

hat das Gut geerbt, und angelobt, die Pappel zu pflegen. In seinem Testamente fand man den Befehl, daß ja der künftige Besitzer das Geld, welches das Fest gekostet hatte, und das pünktlich berechnet war, jährlich für die Dürftigen seiner Dorfgemeinde anwenden, und sich mehr mit eigenen guten Thaten beschäftigen solle, als mit der Uebersicht vergangener, deren Wahrheit doch nicht immer zu beweisen sey. Er setzte die Warnung hinzu: seine Verwandten sollten nicht warten, bis der herannahende Tod der Eitelkeit die Maske abreißt, und man dann eine alte Kokette erblickte, die nur durch erborgten Glanz gefallen konnte. Ferner sollte der jedesmalige Prediger des Oets, alle gute Einrichtungen, wohlthätige Anstalten, dem Vaterlande nützliche Handlungen des Besitzers in geheim anmerken, und die Nota seinem Nachfolger überreichen, mit dem Bedeuten, so fort zu fahren. Wenn nun eine Reihe von sechzehn solcher nützlichen Gutsherren gelebt hätten, dann sollte der Prediger von einem geschickten Mahler einen Stammbaum verfertigen lassen, die Gemeinde versammeln, an ihrer Spitze mit Sang und Klang auf das Schloß ziehen, und den Stammbaum mit Segenswünschen dem Gutsherrn über-

reichen. Dieſer würde ſicher alle Koſten gern bezahlen, und mit wahrem Menſchengefühl freudig ausrufen können: ich habe ſechzehn Ahnen! Bei jedem der Gutsbeſitzer, die anders handeln, anders denken würden, als Teſtator von ſeinen Verwandten hoffe, ſolle der Prediger bloß anmerken: der Aſt trug keine Früchte.

Was denken Sie von dieſer Geſchichte, lieber Herr Vetter? Sie ſcheint mir wirklich auffallend.

Ich kann nicht wie Sie, ganze Bogen aus mir ſelbſt ſchreiben; Sie erlauben alſo, daß ich mehrentheils nur erzähle. Beiliegendes Fragment iſt mir durch einen Freund zugeſendet worden; nach deſſen Durchleſung bitte ich, es mir zurück zu ſenden.

Gedanken des alten Luft über Freiheit und Gleichheit.

Nachdem ich bereits dreißig Jahre in Dienſten meines gnädigſten Herrn ſtehe, oder vielmehr ſitze, auch oft von des gnädigen Herrn Steuerdirektors Hochwohlgeboren und den Herren Räthen dermaßen geſchoren worden bin, daß mir zuweilen der Gedanke einkam, einen unter-

thänigen Zweifel in die richtigen Organisationen der Köpfe meiner verehrungswürdigen Prinzipalen zu setzen; so mußte mir natürlich mehr als jedem andern das Wort Gleichheit und Freiheit (oder wie die Franzosen zu sagen pflegen, liberté et égalité) an meinem, nahe an einem mit starken eisernen Stangen verwahrten Fenster stehenden Schreibepult, auffallen.

Des Herrn Steuerdirektors Hochwohlgeboren geruhten in der Expeditionsstube sich mit einigen Räthen sehr ernsthaft über das Mittel zu berathschlagen: wie man ein Dorf, welches meist aus Weinbergs-Besitzern besteht, die, vermöge ihrer schlechten Einnahme beim seltenen Gerathen des Weins, vier bis fünf Jahre Steuern schuldig bleiben, ehe sie durch eine besonders gesegnete Aernte wieder im Stande sind, die Reste abzuzahlen; wie man also dieses Dorf ausrotten könnte, weil es Einem hohen Steuerkollegio nichts als Schererei verursache, und mit dem es doch nie aufs Reine käme? —

Ich hatte die Hamburger Zeitungen in der Hand, und war gerade im Worte liberté und égalité vertieft, als des Herrn Direktors gnädige Stimme sich hören ließ. In heiligem Amtseifer rief er aus: wenn ich Fürst wäre, so ließ

ich ein paar Kanonen heranführen, und das Dorf zuſammenſchießen, da hätte das beſtändige Nachſicht geben ein Ende. Ich wußte in dem Augenblicke nicht, wovon die Rede war, erfuhr es aber kurz darauf. Nach dem ſo ſchreckbaren Ausrufe des Direktors dachte ich, alle Dörfer wären ſchon im Anmarſch, die liberté und égalité einzuführen; da ich nach reifen Ueberlegungen ſchon gefunden, daß bei Einführung dieſer herrlichen Syſteme, die Freiheit eine Licentia, und die Gleichheit ein Paradoxon iſt, ſo fiel mir die Zeitung aus den Händen. Als einem friedfertigen Civiliſten wird mir erlaubt ſeyn, beim Wort Kanone ſchon zu erſchrecken; meine Ehre leidet gar nicht darunter.

Der Herr Steuerdirektor gingen zu Dero Tafel; die Herren Räthe fanden, daß der von ihrem Chef gemachte Vorſchlag einige Schwierigkeiten bei der Ausführung leiden dürfte, hielten aber für dienlich, eventualiter die Unterſuchung eines guten Mittageſſens anzufangen, und ſo bekam ich Luft, mich zu erholen, verſchloß mein Pult, und ging, um die Güte meiner Hausmutter nicht in Verſuchung zu führen, die faſt täglich über Exekution, Protokolle, Tabellen u. ſ. w. zu ſchimpfen pflegt, wenn ich um

zwölf Uhr nicht da bin, ihre Kochkunst zu bewundern. Nach dem Essen machte ich meiner Gewohnheit gemäß ein Schläfchen, wachte aber, durch einen Schreck gestört, plötzlich auf. Ein Buch, welches ich beim Einschlafen in der Hand gehabt hatte, fiel auf die Erde, und mir kam es vor, als wäre es ein Schuß der Kanonen, mit denen der liebe gnädige Direktor dem Dorfe gedrohet hatte. Bald ging meine Gedankenreihe zurück vom Schlafe auf das Essen, vom Essen auf die Räthe, von da auf den Direktor, dann auf die Hamburger Zeitung, und nun auf den Gedanken, über Freiheit und Gleichheit meinen Kindern etwas zu sagen, das sie vielleicht vor diesem eingebildeten Glücke bewahren wird. Meinen Kindern also will ich das Werkchen zueignen, möchte es doch den Eingang in ihre Herzen finden.

§. 1.

Was ist Freiheit und Gleichheit?

Diese Frage müßte zuvor reiflich untersucht werden. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob wir von der wirklichen Freiheit, die

1) in keiner Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft steht, oder der:

2) die in Verbindung mit derſelben oder aber

3) von der ſprechen wollen, die jetzt im Schwange iſt, den Namen nur führt, in der That aber nichts weniger als Freiheit iſt, zumal da man das Wort Gleichheit mit als eine conditio sine qua non beifügt.

4) Soll die Freiheit in der Gleichheit, oder die Gleichheit durch die Freiheit beſtehen?

5) Worin ſoll alſo die Freiheit beſtehen? und

6) Worin beſteht ſie wirklich?

7) Warum ſuchte man ſie? —

8) Und in wie fern hat man ſie erlangt?

9) Iſt die Gleichheit möglich? —

10) In welchen Theilen iſt ſie möglich? —

Ich könnte noch viele Fragen aufwerfen, will aber einſtweilen nur dieſe zu beantworten ſuchen.

Ad 1. Die Freiheit und Gleichheit ohne Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft konnte nur ſo lange ſtatt finden, als Adam ohne Gehülfinn lebte. Nach der Erſchaffung des Weibes war beides ſchon anders modifizirt; die Liebe, die Freundſchaft, Schwäche, Stärke, unterſchiedene Körper-Organiſation,

waren ſchon die natürliche Quelle, aus welcher Ungleichheit und Unterwürfigkeit ſtrömen mußten. Wir wollen alſo von dieſer Freiheit und Gleichheit gar nicht ſprechen.

Ad 2. Die Freiheit und Gleichheit in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft iſt das Wichtigſte unſerer Beobachtung. Dieſe ſchränkt ſich in gewiſſe einzelne Geſetze und Verhältniſſe ein; ſie iſt wie alles in der Welt relativ, auf Zeit, Lage, Umſtände und Geſinnung. Man muß alſo hier gewiſſe Regeln annehmen, nach denen wir dieſe Benennungen gebrauchen, und es kann nicht auf die Willkür jedes einzelnen Menſchen ankommen, was er Freiheit oder Gleichheit nennen will. Wir wollen die beiden Sachen nicht ganz von einander trennen, aber einzeln beobachten.

Ad 3. Man frage jeden Menſchen insbeſondere, was er eigentlich unter jenen ſo oft gebrauchten Worten verſteht, ſo wird man bald erfahren, daß hundert Menſchen hundert Auslegungen machen, und dieſe hundert, welche beides wollen, zugleich die Zerſtörer dieſer Vorrechte der Menſchheit ſind.

Alles

Alles was ſeit der Schöpfung auf dieſer Welt entſtand, iſt Menſchenarbeit; alles, was zu Grunde gerichtet wurde, ward es durch Menſchen. Wir ſehen alſo, daß dieſe Geſchöpfe, welche einander dem Aeußern nach ſo ähnlich zu ſeyn ſcheinen, nie ein feſtes Syſtem hatten, nach welchem ſie alle handelten oder dachten, ſonſt würden ſie immer gleich gut geweſen ſeyn. Reife Ueberlegungen wären ihren Handlungen vorgegangen; bei jedem Schritte hätten ſie auf die Zukunft gedacht, und auch bedacht, daß die Zeit ſelbſt ohne Zuthun der Menſchen, ihre Arbeiten zerſtören würde; ſie hätten ſich nicht durch Stolz, Eitelkeit, Habſucht, Rache und Neid verblenden laſſen: kurz, ſie wären das nicht geweſen, was ſie waren, ſind und ſeyn werden. Kaum hatten ſie ſich vermehrt, ſo war Mannigfaltigkeit in Handlungen, Religionen und Arbeiten zu bemerken, die Gleichheit war weg und die Freiheit nur einer kleinen Anzahl zu Theil; und ſo iſt es geblieben.

Ad 4. Jetzt wollen die Abkömmlinge dieſer Menſchen auf einmal das einführen, was Jahrtauſende ein Wunſch bei manchen war,

bei manchem Vernünftigern als eine Unmöglichkeit verworfen wurde. Sind wir denn klüger, oder leben wir blos in der Zeit, in welcher uns manches vernünftig scheint, was nicht so ist? —

Die Freiheit und Gleichheit kann in gewissen Dingen Statt finden; wir wollen sehen, ob sie durch eine Revolution eingeführt werden kann, wird, oder wirklich schon eingeführt ist.

Wird die Freiheit nur einzelnen Mitgliedern des Staats zu Theil, so ist die Gleichheit weg, man will beides zugleich; und ist dies möglich? —

Ad 5. Die Freiheit kann nur darin bestehen, daß jedes Mitglied des Staats in seinen Besitzungen ungestört bleibe, nicht der willkürlichen Gewalt Eines oder Vieler unterworfen sey; daß jedermann gegen Nachtheil geschützt werde, folglich strenge Sitten eingeführt, alle Ausschweifungen vermindert, alle Religionsübungen ungehindert geduldet werden; daß die Gerechtigkeit ganz unparteiisch handle, unbestechbar sey, ohne Ansehen der Person richte; jeder Mann im Staate ein Amt bekleiden könne, wenn er

die Fähigkeiten dazu hat; übrigens jeder in seinem Hause vernehmen kann, was ihm beliebt, sich kleiden darf, wie er will, und essen, was ihm behagt. Jedem, der sich also den Gesetzen des Landes unterwirft, muß freistehen, in demselben zu wohnen und darin zu treiben, was er kann und will. Nimmt es einem in den Sinn, sich Herr Graf oder Herr von zu heißen, so lasse man ihm das Vergnügen, sobald weiter kein Vorzug damit verbunden ist; überhaupt ist die Benennung eines Herrn von ganz natürlich, sobald ein Mensch wirklich Herr eines Grundstückes ist; anstatt jetzt bei Tausenden das von nun ein nonsens ist, so würde das von die Anzeige einer wirklichen Besitzung seyn.

Ad 6. Die Freiheit und Gleichheit, so wie sie jetzt in Schwung gekommen, ist ein bloßer Regenbogen, der durch Brechung der Strahlen sichtbar ist, und als ein wirklicher Körper nicht existirt. Jeder Mensch, der einigen physikalischen Unterricht genossen hat, wird wissen, daß von hundert und mehreren Menschen, welche einen Regenbogen sehen, jeder einen andern Bogen erblickt; es

iſt alſo ein optiſches Spiel, welches ſich ſo oft vervielfältigt, als dahin blickende Menſchen exiſtiren. — Dieſe kleine Auslegung habe ich für nöthig gachtet, um den Vergleich, den ich gewagt habe, ſinnlicher zu machen. Bei vielen Menſchen iſt der Wunſch der Freiheit bloß der, wie bei Ueberladung ſich eines Brechmittels zu bedienen, wodurch ſie ſich von dem zu entledigen gedenken, was ſie im Magen drückt. Der erſte beſte Quackſalber, welcher Rezepte ſchreiben kann, iſt ihnen willkommen; ſie zahlen, brechen, das Mittel iſt aber zu ſtark geweſen, der Magen wird erleichtert, aber auch ſo geſchwächt, daß ſie nicht mehr verdauen können. Sie waren mißvergnügt über das, was ſie drückte, fühlen endlich, daß ſie geſchwächt wurden; dieſe Schwäche aber führt ſie in die Hände eben ſo ungewiſſenhafter Aerzte, ſie bleiben krank, da ſie durch einen vernünftigen Arzt geſund werden konnten. Wie ſollen unerfahrene Menſchen von der Geſchicklichkeit eines Arztes zuvor urtheilen? wie ſollen ſie gerade zu dem rechten kommen? wird dieſer auch redlich genug ſeyn, den Armen wie den Reichen mit eben der An-

hänglichkeit, mit eben dem Fleiße abzuwarten? — Darin liegt die Schwierigkeit; ſie müſſen geführt werden. Sie laſſen ſich auch gern führen; nur quält ſie nicht zu viel mit abführenden Mitteln! ſagt ihnen nicht, daß ſie unvernünftige Menſchen ſind, die man führen muß; ſagt ihnen auch nicht, daß ſie dumm ſind, weil ſie ſich führen laſſen. Könnt und wollt ihr etwas Gutes ſtiften, ſo bewegt die, welche beſtimmt ſind, die große Menge zu führen, es mit Vernunft und Gerechtigkeit zu thun. Findet eure Rede Eindruck, könnt ihr die Heilung beim Kopf anfangen, ſo habt ihr eure Schuldigkeit gethan; der Kopf iſt der Kranke, die Füße ſind es nur zufälliger Weiſe.

Die Menſchen überhaupt, (die Vernünftigen, die Nachdenkenden und Guten nehme ich aus); die Menſchen alſo überhaupt genommen, ſehen, wie das Sprüchwort ſagt, nicht weiter, als ihre Naſe; jedes Mittel, ſich von einer unangenehmen Empfindung zu befreien, iſt ihnen angenehm. In dem Augenblicke, wo einen Kranken das Vesicatorium ſchmerzt, denkt er bloß an die Schmerzen; die nützlichen Folgen dieſes

Schmerzens vergißt er, ſo wie die ſchädlichen, wenn er zu ſchnell das Vesicatorium wegwirft.

Jetzt iſt aber die Zeit des Deſtruirens. Alle Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft werden zerſtört, zernichtet. Man fühlte in der That, es wären Mißbräuche zu verbeſſern; kann man aber einen größern Mißbrauch von ſeiner Vernunft machen, als alle Gebräuche aufzuheben, weil Mißbräuche darin herrſchen? — Mir kommt es ſo vor, wie jener Gutsbeſitzer, der eine ſchöne Lindenallee ganz umhauen ließ, weil die Linden zu vieläſtig geworden waren, und die Ausſicht ſeines Schloſſes hemmten.

Was giebt man den Menſchen anſtatt der verlornen, durch Mißbräuche unangenehmen, oder wirklich drückend gewordenen Gebräuche? Andere Gebräuche, die im Augenblick ihrer Entſtehung ſchon Väter neuer Mißbräuche werden. Die Gebräuche beſtanden in Civil-Verhältniſſen, Verordnungen, in religiöſen Geſetzen, in Ehrenbezeigungen gegen gewiſſe Menſchen, in Gehorſam gegen andere, Geſtattung unterſchiedener Vorrechte; die Gewalt war nur in der Hand eines

Einzigen oder einer gewiſſen beſtimmten Anzahl; gewiſſe Religionen wurden von andern verfolgt, das Verdienſt nicht belohnt oder nicht erkannt, der Einwohner mußte viel zahlen, konnte auch viel verdienen, die Gerechtigkeit wurde ungleich ausgeübt, manche Menſchen despotiſch behandelt, die Sittenloſigkeit nicht beſtraft, die Tugend nicht geehrt ꝛc. Alles das ward böſe und gut geheißen, gelobt und getadelt, je nachdem es dem einen Nachtheil, dem andern Vortheil brachte.

Wir wollen weiter unten ſehen, ob es anders iſt, oder anders ſeyn kann.

Die ganze Welt hat Komödie geſpielt, und wird ſie ſpielen. Der nämliche Schauſpieler wird Montags ermordet, Dienſtags iſt er ein bedrängter Greis, Mittwochs ein Stutzer, Donnerſtags ein zärtlicher Liebhaber, Freitags ein Hoherprieſter, Sonnabends ein Sonderling: den Sonntag ſieht er ein, daß er die Woche über ein Narr war, oder andere für Narren hielt.

Worin beſteht nun die Freiheit jetzt wirklich? — Meiſt in der Einbildung und in den verſchiedenen Begriffen, welche ſich

die Menſchen davon gemacht haben. Sie iſt alſo kein wirkliches Ding, deſſen Eigenſchaften ſich feſt beſtimmen laſſen. Ich habe oben ſchon geſagt, was ich unter eigentlicher, mit der menſchlichen Geſellſchaft in Verbindung und Harmonie ſtehender Freiheit verſtehe. Siehe No. 5. Führt ſie die Gleichheit als Milchſchweſter bei ſich; kann ſie ohne dieſe nicht leben? —

Die Gleichheit duldet auch viel unterſchiedene Auslegungen, wie die Freiheit. Ich wage keine andere Auslegung, als die, welche ich eben angeführt, und von der Freiheit gemacht habe: ſie kann alſo von vielen gemißdeutet werden. Der große Haufen verſteht darunter eine völlige Gleichheit der Stände, ſogar des Vermögens. Doch das Hirngeſpinnſt dauerte in unſern Zeiten nur eine ſehr kurze Zeit; die Klügſten ſprachen von dieſer nur ſo lange, als es zur Ausführung ihrer Plane nöthig war. Das Wort ſelbſt, welches im guten Verſtande gar nichts Nachtheiliges bedeutet, hat man beibehalten, als einen Ballen, mit dem der Dumme ſpielet, über den der Kluge lacht.

Die Gleichheit alſo nach dem wirklichen

vernünftigen Sinne iſt mit der klugen Freiheit verbunden, kann in jedem Staate blühen, und jeder Staat wird gewiß glücklich ſeyn, wenn er beide ehrt.

Ich habe bloß die vornehmſten Punkte angegeben, und man muß finden, daß eine Republik nicht unumgänglich nöthig iſt, um frei leben zu können. Alles was ich da geſagt habe, ſoll bloß darſtellen, wie die Sache vielleicht ſeyn könnte; ich ſage vielleicht, als ſicher würde ich es angeben, wenn das Beiſpiel uns nicht das Gegentheil zeigte. Heut zu Tage ſpricht man von nichts als Demokratie, die Ariſtokratie iſt ein verhaßtes Wort geworden; man mag das Wort haſſen, ſoviel man will, ſo bleibt doch die Sache, und jetzt vielleicht in größerm Schwung als jemals; es iſt die einzige Regierungsform, die bei einer großen Anzahl Menſchen möglich iſt. Tauſend Abänderungen, ganze Ströme Blut haben die Ariſtokratie nicht ausrotten können, und abermal tauſend Revolutionen zur Ausrottung geſchehen nur durch Ariſtokraten, und ſind Mütter neuer Ariſtokraten. Ich weiß nicht, ob ich die Sache recht verſtanden habe, aber nach meinen Begriffen iſt die Ariſtokratie die Regierungsform, wo viele durch eine kleinere Anzahl ge-

führt werden. Die Demokratie, wo alle Mitglieder des Staats, nämlich alle Einwohner, ihre Stimme zu allem, was unternommen werden soll, geben müssen. Ich will herzlich gern mit einstimmen, wenn ich muß, aber ohne Zwang warlich nicht. Bei einer ganz demokratischen Regierung müssen alle Mitglieder gleiche Fähigkeiten haben, sonst wird das ganze System bald über den Haufen fallen, oder was eben so viel ist, nur dem Namen nach Bestand haben. Jeder Mensch, der andere richten will, richte sich erst selbst, prüfe seine Fähigkeiten und seine Kenntnisse; fühlt er sich zu schwach, zu unwissend, so wird er sich gern führen lassen; ist er es, ohne es einzusehen, so wird er bald geführt durch Klügere; und was hat er dabei gewonnen? — Gewisse Menschen, die mit besondern Fähigkeiten begabt sind, einen viel umfassenden Geist haben, dabei Ehrbegierde, Ruhmsucht, welches gemeiniglich die Menschen von großer Einsicht begleitet; diese Menschen werden immer gern führen wollen, sie werden die wahren Mittel wählen, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Tausenden, ja Millionen werden sie sagen, wir sind eure Diener, ihr sollt uns beherrschen, sie werden aber diese Tausende, diese Millionen doch führen.

Sind es dabei noch ſolche Menſchen, die keine Mittel ſcheuen, die ſich zu einem Zwecke vereinigen, ſo kann ihnen nichts widerſtehen, als die Vernunft, und wenn wird die der großen Menge zu Theil? —

Bei jeder Gelegenheit, wo andere ſie durchblicken, und ihnen der Untergang droht, werden ſie es wie die Reiſenden in Polen machen, die, wenn ihnen eine Heerde Wölfe begegnet, ein Pferd ausſpannen, es der Begierde der Wölfe überlaſſen, und ſich durch dieſes Stratagema retten. Auch einzelne Diebe geben ſolche Beiſpiele; ein Dieb, der Entdeckung fürchtet, ruft ſelbſt auf der Straße: *Halt an! halt an! ein Dieb! ein Dieb!* dadurch zieht er die Aufmerkſamkeit des Volks von ſich weg, und entſchlüpft. Ich muß geſtehen, daß es mir bei meinen vielen Pflichten in Geſchäften ſchwer wird, alles was ich ſagen will, ſo zu ordnen, daß ich verſtändlich werde. Mein Zweck iſt, ganz unparteiiſch zu ſprechen, und nur durch das, was geweſen iſt, was jetzt iſt, das zu beweiſen, was ſeyn kann. Dies ſoll den zweiten Theil meines Aufſatzes ausmachen.

So weit der erſte Theil der Fragmente des alten Luſt. Gelegentlich ſende ich Ihnen den zweiten.

Ihr

gehorſamſter und getreuer

Vetter Heinrich

Sechs und zwanzigſter Brief.

Der Profeſſor Ballan an Gottlieb.

Hochwohlgeborner Herr ꝛc.

Ewr. Hochwohlgeboren Herr Vetter haben mir Ihre Gedanken über die Beſtandtheile der Thränen mitgetheilt, und ich danke ergebenſt für die Hypotheſe, die einſt zur Theorie reifen kann. Experimente habe ich angefangen; die prima materia hat mir meine Frau geliefert. Sie erboſte ſich neulich, weil ich aus dem Apeliſchen Garten etwas ſpät nach Hauſe kam; ein Strom Schimpfwörter wurden mir zu Theil. Mein Zweck war, Thränen zu erlangen. Ich ſchwieg ganz ſtill; meine Augen blieben feſt auf die ihrigen geheftet; ich hielt einſtweilen ein kleines Tuch bereit, um den koſtbaren Stoff zu Experimenten zu ſammeln, und ſo bewirkte bald meine Sokratiſche Ruhe, was ich wünſchte. Sie rief aus: Ich unglückliches Weib! nicht genug, daß du liederlich und ein Ehrvergeſſener wirſt,

du biſt gar ein unempfindlicher Klotz geworden, den nicht einmal die gerechten Vorwürfe eines treuen Weibes rühren. Hiermit öffnete ſich die Wiſſenſchaft vermehrende Quelle, ſchnell ſprang ich auf, behend wie ein Naturlehrer, der eben einen ſonderbaren Nachtvogel fangen will *), und wiſchte ihre Thränen ſtillſchweigend ab. Schon ſchien ſie ſich durch dieſe eine wahre Theilnahme ausdrückende Handlung zu beſänftigen; als ich mich aber ruhig auf meinen Stuhl ſetzte, eben ſo ſtarr hinblickte (alles mit Stillſchweigen) ſo floſſen neue Thränen. Ich wollte meinen Fang wiederholen, aber eine Handlung, die jeden Beobachter aus der Faſſung bringen kann, entfernte meine Perücke von meinem Kopfe. Meine Frau floh, und ich nun, durch dieſe Demonſtration etwas alterirt, fühlte, daß mein

*) Dabei fällt mir eine kleine Anekdote bei. Einſt ging eine Geſellſchaft Abends unter den Linden ſpazieren; einer von der Geſellſchaft war ein mächtiger Naturforſcher; auf einmal blieb dieſer ſtehen, machte die Geſellſchaft auf einen noch nie ſo groß geſehenen Leuchtwurm aufmerkſam. Den muß ich haben. Er ſchlich ſachte heran, öffnete beide Hände mit Bedacht, wie man zu thun pflegt, wenn man ein fliegendes Inſekt fangen will. Nun gab die Geſellſchaft plötzlich den Armen des Beobachters den gehörigen Impuls, um ſich ſchnell zu vereinigen, und — — — — man höre — Schwerenoth, was iſt das für ein dummer Kerl, er ſitzt mir ja die Pfeife in den Hals.

Backen ſich mit einer unvermutheten Wärme und meine Augen mit Thränen füllten. Beſchämt, daß ich als Beobachter zu einem Experiment geworden war, und mich ſo leicht aus meiner Faſſung hatte bringen laſſen, erholte ich mich bald. Eine Empfindung von Freude folgte dem Zorne, und ich hatte mehr Stoff zu Experimenten. Die Augen trocknen, war nun das Weſentlichſte; ausgewiſcht waren ſie ſchon. Eine kleine Retorte ſtand bereit, darin wurde das Tuch verwahrt, und bis zur fernern Sammlung verlutirt. Mit alle dem ſehe ich ſo viel Schwierigkeit bei dieſer Sammlungsprocedur, daß ich auf eine andere mich befleißigen werde. Das können mit Ew. Hochwohlgeboren mit aller Luſt, Erfahrungen zu machen, doch nicht zumuthen, daß ich aus Liebe zu einer Hypotheſe Gefahr laufen ſoll, den mathematiſchen Beweis zu erlangen, wie man mit einigen Zähnen weniger, ſchwerer kauen kann.

Ich habe mich in meinen Lehnſtuhl geſetzt, und nachgedacht, ob es nicht möglich wäre, die Welt ohne Gefahr mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Ich kenne den edlen Charakter meiner Frau; ſie hat viel vom Löwen, der gemeiniglich nur einen Sprung nach ſeiner Beute

macht: wird dieser verfehlt, bleibt ihm etwa nur ein Stück von der Kleidung in den Krallen, und sein Raub ist ihm entschlüpft, so wiederholt er den Versuch nicht zum zweitenmale; ich konnte also sicher seyn, daß meine liebe Frau nicht wiederkam, konnte also ruhig nachdenken. Morpheus ist der größte Feind des Nachdenkens; ich empfand bald seine Einwirkung, und schlief ein.

Welcher glückliche Schlaf! ein Traum gab mir den Leitfaden einer Sache, auf die man nur im Traume kommen kann, deren Wichtigkeit ich Ew. Hochwohlgeboren zu beherzigen bitte. Ich sah' einen Mann, der im Schlafrocke an einem Tische saß und ein Papier vor sich liegen hatte, welches er aufmerksam las. Sein Kammerdiener ging im Zimmer herum, und ordnete etwas. Nach einer Weile sagte der Herr: das macht mir den Kopf warm; der Kammerdiener erwiederte: Schwitzen Ew. Excellenz? — — Noch nicht; es wird aber sicher kommen. — Ich bemerkte ein schadenfrohes Lächeln beim Kammerdiener. Wie ich unbemerkt im Zimmer seyn konnte, begreife ich nicht; ich stand gerade hinter dem Herrn, und konnte deutlich lesen, daß das, was er vor sich hatte, ein heimlicher Friedenstraktat seines Fürsten mit einer fremden Macht

war. Ich ſprach laut mit mir ſelbſt, wurde nicht bemerkt, nahm eine Priſe Tabak aus Sr. Excellenz Doſe, als Sie eben welchen ſchnupfen wollten, und wurde immer nicht bemerkt; doch was iſt in einem Traume unmöglich! Ich wußte, daß einem fremden Geſandten der Inhalt ſowohl als die Meinung des Miniſters (der Leſende und Nachdenkende war Miniſter der auswärtigen Geſchäfte) höchſt wichtig waren; mir kam der gottloſe Gedanke ein, dem fremden Geſandten, was ich geleſen hatte, mitzutheilen. Geld verblendet die Menſchen. — Aber die Gedanken des Miniſters konnte ich nicht erfahren, wenn Sr. Excellenz nicht geruheten, einen Monolog anzuſtimmen. Leider waren aber Dieſelben kein Mann, der geneigt war, über ſeine Handlungen mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen; vielmehr war jedes anſtrengende Geſchäft für Dieſelben ein sudorificum. Der Monolog blieb weg, aber Schweißtropfen fielen von der Stirn. Der Kammerdiener, welcher nach ſeiner pflichtmäßigen Treue jede Bewegung ſeines Herrn beobachtete, holte eine neue Schlafmütze, brachte ſie mit den Worten: Ew. Excellenz greifen ſich zu ſehr an, und könnten leicht den gnädigen Kopf erkälten. Die neue Mütze war gewärmt, dem

Herrn

Herrn aufgesetzt, und schnell ging der Kammerdiener damit auch wieder hinaus. Ich folgte ihm. Er kam voll Freuden in sein Zimmer, und rief aus: Ich habe es! in einer Weile sollen Sie es ganz haben. Dies sprach er zu einem Manne, welcher einem Alchimisten so ähnlich war, daß er jedem zum Modell dienen könnte, der je Theophrastum Paracelsum Bombast ab Ohnheim mahlen lassen will. Dieser Mann hatte ein Ovum philosophicum auf dem Tische stehen, und drei schwarze Lichte brannten daneben. Die Mütze, welche die feinsten Theile des Diensteifers Sr. Excellenz enthielt, wurde hierin verbrannt, und mit Augendrehen eine magische Formel ausgesprochen. Meine Neugierde stieg aufs höchste. Der Kammerdiener entfernte sich wieder, nachdem der Kaufmann ihm vier Friedrichsd'or gegeben hatte, mit der Versicherung von hundert andern, wenn er das Ganze brächte. Als wir allein waren, floh plötzlich meine Unsichtbarkeit; der schwarze Mann erblickte mich. Ohne ein Wort zu sprechen zog er einen Dolch; ich erschrak, und erwachte.

Da ich beim Einschlafen meine zwei Lichter hatte brennen lassen, wie dies zuweilen geschieht, und der Nachtwächter mein Hausgesinde

auf die ſo ſchönen Worte: Bewahre oder verwahre das Feuer und das Licht, bei jedem Neujahrwunſch aufmerkſam macht; ſo kam meine Magd herein, um die ſchöne Lehre in Ausübung zu bringen. Voll von meinem Traume, glaubte ich den ſchreckbaren Mann im Beginnen der ſchrecklichſten Handlung zu erblikken; ich warf mich auf die Knie, und flehte um mein Leben. Suſanna, ein rüſtiges, aber ſonſt ganz vernünftiges Mädchen, hob mich auf, und ſagte voll Mitleid: um Gotteswillen Herr Profeſſor, Sie müſſen verfälſchten Wein getrunken haben! nehmen Sie doch ein niederſchlagendes Pülverchen. Ach, Suſanne, — antwortete ich ihr, — ein ſchreckbarer Traum iſt an allem Schuld. Ich gab ihr einen halben Gulden, mit der Bitte, alles zu verſchweigen, und legte mich ins Bette, konnte aber nicht wieder einſchlafen. Den andern Tag ging ich zu dem fremden Geſandten, deſſen Hausarzt ich bin. Denken Sie ſich meine Verwunderung, als dieſer mir im Vertrauen ſagte: unſer Hof habe einen Traktat geſchloſſen, und der Miniſter habe die nachtheiligſten Geſinnungen gegen den ſeinigen. Ich blieb wie verſteinert ſtehen, ging ohne Abſchied zu nehmen ſchnell nach Hauſe, und

ſetzte einige Gedanken zu Papier, über die Mög-lichkeit, durch die Ausdünſtungen der Köpfe Gedanken zu erfahren. — Was glauben nun Ewr. Hochwohlgeboren davon: iſt dieſes nicht tauſendmal wichtiger, als die Beſtandtheile der Thränen?

Mit gröſter Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Ewr. Hochwohlgeboren

ganz unterthänigſter

Ballan, Profeſſor Chemiae.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Antwortſchreiben an den Profeſſor Ballan.

Lieber Herr Profeſſor!

Ich ſtrecke das Gewehr, und laſſe Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren. Ihr Vorſchlag hat Wahrheit zum Grunde; meiner iſt nur eine Hy-

potheſe: jedoch könnte es wohl möglich ſeyn, daß Ihr Traum nichts als ein Traum wäre; der Zufall machte, daß der fremde Geſandte gerade den Tag darnach mit Ihnen von der entdeckten Allianz ſprach, und Ihre auf Erfahrung gegründete Theorie iſt eine Hypotheſe, die noch weniger Grund als die meinige hat. Bei alle dem ſtrecke ich das Gewehr, und laſſe Ihnen die Ehre, die Welt mit einer Sache zu bereichern, bei der Sie doch weniger Gefahr laufen, von der angenehmen Lebhaftigkeit ihrer Frau Liebſten die zweite Erfahrung zu machen.

Einige Einwendungen erlauben Sie mir ſicher, wenn Sie ſchon den Modum procedendi, nämlich die Art der Transpiration zur Sprache zu bringen, erlangt haben; ſo kommt mir eine natürliche Frage: Cui bono? — Responsio: um eine wichtige Entdeckung mitzutheilen; die Wichtigkeit der Entdeckung liegt aber in dem entdeckten Gedanken, und nicht in der Zahl. Wer ſteht Ihnen dafür, daß nicht gerade die unwürdigſten Gedankenbehältniſſe am meiſten transpiriren? Wer ſteht Ihnen dafür, daß man gerade ſolchen die Geheimniſſe eines Staats anvertrauen wird? und wer ſteht Ihnen ferner dafür, daß wenn es auch geſchehen ſollte, die Herren

gerade Schlafmützen tragen werden, in der Zeit, wo sie über wichtige Gegenstände nachdenken? Wollen Sie die Perücke zu Hülfe nehmen, so laufen Sie Gefahr, daß eine durch die Transpiration des Friseurs imprägnirte Perücke eine Mischung von Minister- und Perückenmacher-Gedanken hervorbringe, wofür Sie wenig Belohnung ärnten möchten; und sind Sie überdies sicher, daß nicht die Haare eines Galgenvogels zur Verfertigung dieser Perücke dienten? Auch in diesen steckt viel Transpiration, die der Entwickelung noch fähig seyn könnte. Sie bekämen also das jämmerlichste Quodlibet, und wüßten nicht, welchen von den drei genannten Subjekten die Gedanken eigen wären. Unter uns gesagt, die Biographien mancher Menschen, liefern solche besondere Fakta, daß ich muthmaße, andere haben schon das Arkanum besessen, und sind durch oben angemerkte Zufälle irre geführet worden.

Ueberlegen Sie reiflich, was Sie unternehmen wollen. Gefahr von allen Seiten; doch! es wird das beste Mittel seyn, Stoff zur Ergründung meiner Hypothese zu erlangen. Sie würden dann mit den Thränen der Reue, vielleicht des Zorns anfangen können. Ihre Frau

und Kinder brächten die der Wehmuth; Ihre Feinde die des heftigen Lachens, und ich die der Erkenntlichkeit, für die gehabte Bemühung mit Aufopferung Ihrer Ruhe.

Ich hoffe, meine Freimüthigkeit wird Sie nicht beleidigen, der ich übrigens mit vieler Hochachtung verharre

Ewr. Wohlgeboren

ergebenster

Gottlieb von Bertühel.

Acht und zwanzigster Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Dein letzter Brief, lieber Vetter, iſt mir höchſt ſchätzbar: nicht wegen der Abhandlung des alten Gewäſchmachers Luſt, ſondern wegen der für mich rührenden Geſchichte des Herrn von Schmalbein. Das war doch wirklich ein guter Junge. Es ſcheint, als wenn bei manchem Menſchen das Herannahen ihrer körperlichen Deſtruktion der Terminus peremtorius ſey,

wo ihr Verſtand, weniger vom Irdiſchen gefeſſelt, die Majorennität erlangte. Der Sturm, der die weibliche Linie des Schmalbeinſchen Stammes abbrach, iſt hier ebenfalls ein Referent von der Art, wie ich ſie in einem meiner Briefe beſchrieben habe *). Dem Sterbenden beneide ich den herrlichen Gedanken des heimlichen Protokolls der Pfarrherrn des ꝛc. Schmalbeinſchen Gutes. Welches ſelige Gefühl für den guten Schmalbein, dem der Pfarrer mit Sang und Klang ankündigen wird, daß er ſtifts- und turnierfähig im Reiche der Tugenden iſt! Vetter, wenn mir ſo etwas widerführe, ich weiß wahrlich nicht, was ich vor Freuden anfinge! Kann ich dieſen Troſt nicht erleben, ſo weiß ich doch, daß wir unſer Stammgut ſeit Anno 1300 beſitzen, und man findet keinen Bauern, der von ſeinem Großvater etwa erfahren habe, daß vor Zeiten ein ſtrenger Herr auf der Burg hauſete. Das iſt ſchon etwas, und meine Bauern ſind meine Brüder; das können ſie ſeyn, ich werde doch bleiben, was ich bin. — Das Wort Bruder heißt doch wahrlich nicht ſo viel als: Menſchen eines Standes. Jetzt iſt es leider in der Welt umgekehrt; alle ſollen im Neu-

*) Man ſehe den roten Brief.

ſerlichen gleich ſeyn. Die Religion, welche ſo oft die brüderliche Liebe gebietet, wird verhöhnt. Iſt es nicht, als wenn man das Alliguiren beim Militär verbieten wollte, weil man wünſcht, daß die Truppen beſſer gerichtet ſeyn ſollten, als vor dieſem? Das Mittel zu einem Zwecke verwerfen, und doch den Zweck erlangen wollen, ſcheint ein Hirngeſpinnſt, oder es ſteckt Falſchheit dahinter, und man hat einen ganz andern Zweck, als man ſagt.

So möchte es wohl ſeyn. Dieſes bringt mich wieder auf das Manuſcript des alten Luſt. Es mag wohl ein ganz guter Mann ſeyn; aber mir kommt er vor, wie ein Kind, das ſich einbildet, es mache eine große Waſſerfahrt, wenn es mit einem angebundenen Kahne hin und her wanket. Ich ſtelle mir vor, was ſein Zweck iſt; er will beweiſen, daß die vernünftige Freiheit im Monarchiſchen Staate ſo gut beſtehen kann, als im Republikaniſchen.

Wem will er es aber beweiſen? — Denen, die es ſchon glauben, oder denen, die es nicht glauben? Hoffentlich den letztern. Kann ihnen der gute Mann zugleich die Sache fühlbar machen? — Unſer ſo erleuchtetes Jahrhundert beweiſet den Satz: daß die große Menge keine

andere Demonſtrationen kennt, als die handgreiflichen; auch ſcheint man nur das zu ſchätzen, was man theuer bezahlt, und ſo lange das Bezahlte einen Werth durch das gebrachte Opfer hat. Wie oft habe ich nicht erlebt, daß Menſchen etwas theuer kauften, und nach dieſem gern für ein Spottgeld weggegeben hätten. Alle ſchriftlichen Beweiſe ſind für Nichtdenkende oder Schlechtdenkende gar nichts.

Beweiſet den Menſchen durch eine weiſe Regierung: daß der Menſch, welcher vor einem gütigen Monarchen den Hut tief abnimmt, freier iſt, als der, welcher vor einem ganzen Konvent den Hut aufbehält; daß erſterer nicht die Gefahr läuft, ſeinen Kopf zu verlieren, wenn der Staat es für dienlich fände, ſein Vermögen zum Beſten deſſelben anzuwenden; daß das Hutabnehmen viel bequemer als das Kopfabnehmen iſt, auch öfters ohne Nachtheil wiederholt werden kann. Beweiſet ihnen, daß ein ſolches Land in der Welt iſt, wo der Monarch, mit aller Macht, die Geſetze übertreten zu können, ſich dennoch freiwillig den Geſetzen unterwirft; ein Land, in welchem jeder, der in ſeinem Eigenthum gekränkt wird, ein Gericht findet, das ſich ſeiner annimmt: ſo werden ſie es nur dann glau-

ben, wenn ſie ſich durch den Augenſchein überzeugen können, ſonſt werden ſie, durch ſo viel Beiſpiele getäuſcht, das was Du ſagſt, für Lügen halten. — Einige ſagen: daß jede Regierungsform, die auf gute Geſetze ſich gründet, und das iſt, was ſie ſeyn ſoll, auch gut iſt. Dawider iſt nichts einzuwenden, weil es ſo viel geſagt iſt, als weiß iſt nicht ſchwarz. Hieraus entſteht die Frage: kann jede Regierungsform ſo gut ſeyn, als ſie ſeyn ſollte? — Da ſtehen die Ochſen am Berge. Ich weiß ſehr gut, daß eine ſchlechte Monarchie nie den Werth einer guten Republik hat; aber kann eine große Republik ſo gut als ein eben ſo großer monarchiſcher Staat regiert werden? Von letzteren haben wir unterſchiedene Beweiſe; vom erſtern keinen. Unter gut regiert verſtehen doch die Menſchen ſtets ein Gleichgewicht zwiſchen Macht und Unterthänigkeit.

Die Römiſche Republik, gewiß eine der größten Mächte, welche je auf dieſer Welt exiſtirte: woraus beſtand ſie? — Aus freien Menſchen, nämlich aus der die urſprüngliche Republik ſtiftenden Nation; aus Sklaven und zinsbaren Völkern. Wo war da die allgemeine republikaniſche Freiheit und Gleichheit? — Ob ich

ſage: Attaché, zieh' mir die Stiefeln aus; oder: Hausknecht, ziehe ſie mir aus; das iſt wohl eins. Ob ich ſage: der Herr Graf, der Herr Baron iſt ein ſchlechter Kerl, oder Citoyen, du biſt ein Schurke; — was gewinnt die Menſchheit dabei? — Ich finde, daß ein Edelmann, der ein ſchlechter Menſch genennt wird, hundertmal verachtungswürdiger erſcheint, als der Citoyen, den ich einen Schurken nenne. Citoyen heißt nichts, als Einwohner; dieſe Benennung hat nicht den Begriff von Ehre, von Ehrgeiz bei ſich; jeder Einwohner iſt ein Citoyen, und der, welcher eben an den Galgen gebracht wird, behält ſeinen Titel unbeſchädigt, wenn ihm gleich das Strickchen das Votum decidendi bei der erſten Volksverſammlung raubt. Der Graf oder Baron, welcher ſich eben der Erhöhung nahet, verliert das Prädikat als Edelmann. Wenn alſo letzterer bei einer Schandthat, bei einem Verbrechen eben die Strafe leiden muß, als der Citoyen bei ähnlichen Vergehungen: ſo laſſe man ihm das Vergnügen, ſein angebornes Wappen auf dem Hofthor, dem Wagen ꝛc. zu führen; man laſſe ihm den Vorzug, in der Zugluft beim Ausſteigen einer Prinzeſſinn ſich die Füße zu erfrieren, und einen derben Schnupfen da-

von zu tragen, da unterdessen der Bürger die Vorzüge seines Standes, die Fürsorge seines Königs am warmen Ofen genießen kann. Die Mißbräuche liegen nicht im Adelstand, aber der Stand ist zum Mißbrauch geworden, und manche haben ihren Stand zum Mißbrauch angewandt.

Lieber Vetter! alles, was ich Dir hier geschrieben habe, ist bloß Antwort auf Dein Schreiben, und eine Episode. Nun will ich Dir auch etwas von mir sagen: ich verreise in vier Tagen, und bleibe zwei Monat weg. Wo ich hingehe, kann Dir jetzt gleichgültig seyn, wenn Du nur Nachricht von mir bekommst. Vielleicht reise ich wieder nach Dessau, und suche den neuen Sprachlehrer auf, wenn er nicht schon das Consilium abeundi erhalten hat.

Leb' wohl, lieber Vetter! grüß' die Wittwe R... und ihre Tochter. Du sprichst gar nicht mehr von ihr; bist Du blockirt, oder hast Du die Flucht ergriffen? Ich wünsche das Letzte.

Dein
treuer Vetter
Gottlieb.

Neun und zwanzigster Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Wittenberg.

Wir können nicht fort, sagte mein Hans, als er mich weckte. — Warum? — „Weil das eine Rad zerbrochen ist, und es sich mit drei Rädern nicht gut fahren läßt.“ — Das konnte nicht gestern besorgt werden? — „Ach ja, es hätte wohl geschehen können, aber ich habe nicht darnach gesehen, und bin es erst diesen Morgen gewahr geworden. Ich kann mich wohl so halbwege besinnen, wann der Monat vorbei ist, daß Sie mir Lohn schuldig sind, aber wahrlich, wenn mir andere nicht Geld abforderten, so würde ich es auch vergessen. Sie müssen mir schon verzeihen, es soll nicht wieder geschehen, wenn ich mich darauf besinne.“ Lieber Vetter! kannst Du es dem Kurzsichtigen übel nehmen, wenn er einen entfernten Gegenstand nicht erkennt? Es ist ein Fehler in den Organen, und das Vergessen mag wohl auch so ein Fehler seyn, wenigstens lege

ich es gern so aus, weil ich selbst vergeßlich bin. — Was ich also thun konnte, war, zu sagen: das ist dumm, mache nur, daß der Wagen wenigstens heute Abend fertig wird! und damit legte ich mich ans Fenster, und besahe mir die Gegend. Auf der einen Seite ist die Elbe, gerade gegen über das Schloß; dies kann ich nicht betrachten, ohne an den ehrlichen Luther zu denken, der in der Kirche nach gethaner Arbeit ruht. Der güte Mann hätte sich gewiß nicht träumen lassen, daß das Land, aus welchem er so glücklich die päbstliche Finsterniß vertrieb, einst wieder der Sitz eben dieser Finsterniß werden sollte; daß die Nachkömmlinge des Fürsten, welche voll Eifer für reine Aufklärung ihn schützten, einst wieder den Rosenkreuz in die Hand nehmen würden.

Ich empfinde allemal etwas ganz besonderes, wenn ich Gebäude sehe, die einst etwas merkwürdiges enthielten, oder in denen die vorigen Besitzer ganz anders, als die jetzigen dachten und handelten.

Es ist doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied zwischen Licht suchen, oder sich vor dem Lichte verbergen.

Eben tritt mein Haus herein, und erzählt

mit seinem biedern groben Tone, er habe Doktor Luthers Wohnstube gesehen, es wäre ihm nur leid, daß der Mann nicht mehr lebe, er möchte ihn predigen hören; „und wie in aller Welt kann der Kurfürst katholisch seyn? ich dachte, er wäre von der nämlichen Familie, als der, bei dem Dr. Luther Oberhofprediger und Beichtvater war? — und warum kömmt er gar nicht hier in das schöne Schloß? — wenn ich Kurfürst wäre, ich käme manchmal her, und sollte es nur seyn, um mich an dem Grabe des seligen Mannes zu erbauen.“

Les beaux esprits se rencontrent dachte ich; ich sagte aber: Hans, du bist nicht klug! Erst fragst Du, warum der Kurfürst katholisch ist, und nachdem soll er sich an Dr. Luthers Grab erbauen. —

Hans. Warum nicht? Ich brauche nicht zu glauben, was ein ehrlicher Mann geglaubt hat, um mich an seinem Grabe zu erbauen, wenn er sonst ein ehrlicher Mann war. Ich habe einen alten Türken gekannt, es war ein kreuzbraver Mann, er war und blieb ein Türke; ich hätte ihn gern bekehren wollen, aber er wollte nicht daran. Das war ein Türke, und so oft ich durch die Stadt

komme, wo er ſtarb, beſuche ich ſein Grab, denke an ihn, und freue mich, daß ein Türke ſo gut hat ſeyn können.

Deine Geſchichte mit dem Türken paßt gar nicht hieher. —

Hans. Wenn die nicht paßt, ſo paß' ich nicht auf meinen Braunen; ehrliche Leute muß man ſchätzen, und wenn ſie glauben, daß der Himmel eine Baßgeige wäre. —

Da haſt du recht. Wenn dich aber jemand überredet hätte, daß der Türke ein ausgemachter Böſewicht war, daß er bloß den türkiſchen Glauben hatte, weil er ſeinen Beutel dadurch ſpicken konnte, daß er alle Menſchen zu Türken machen wollte, und daß, wenn ſie Türken wären, alle ſammt und ſonders ein Raub des Teufels würden; würdeſt du ſeine Grabſtätte noch beſuchen?

Hans. Das müßte ein Schurke ſeyn, der das ſagte.

Das iſt möglich. Wenn du aber den Schurken ebenfalls für einen ehrlichen Mann hielteſt, und Vertrauen in ihn ſetzteſt, wenn er dein Seelſorger, dein Beichtvater wäre?

Hans. Da würde ich — ja da würde ich ſagen: Herr Magiſter! Herr Superintendent!

dent! oder was er ſonſt wäre, das weiß ich beſſer, ich habe den ſeligen Mann genau gekannt. —

Hans, du verirrſt dich, du haſt Dr. Luthern ſo wenig gekannt, als der Kurfürſt: urtheile alſo nicht zu ſchnell von andern. Der beſte Rath, den ich dir zu geben habe, iſt: Dr. Luthern nach deiner Art zu ehren, und dich weiter nicht zu kümmern, was andere von ihm ſagen oder denken mögen. Putze meine Pferde, futtere ſie gut, das iſt deine Pflicht, das ſind deine Geſchäfte; das Uebrige wird ſich ſchon geben.

Hans ſchüttelte gewaltig den Kopf, und ging; mir war es lieb. Ich reiſe morgen wieder nach Berlin; ein andermal werde ich Dir etwas von dem, was mir auf meiner kleinen Reiſe widerfahren iſt, mittheilen.

Leb' wohl, lieber Vetter! bis daß ich Dir wieder ſchreibe; nicht doch — bis daß Du nicht mehr leben darfſt.

Dein
Vetter Gottlieb.

Dreißigſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Berlin, den 16. Novemb. 1797.

Lieber Vetter! wenn Du den Wansbecker Boten nicht ſelbſt haſt, ſo kaufe ihn, oder laß' ihn aus einer Leſebibliothek holen. Beherzige, was im erſten Bändchen pag. 231 und 232 ſtehet, weiter kann ich heute nichts ſchreiben.

Dein
gerührter und betrübter

Vetter Gottlieb.

P. S.

Dieſen Morgen ſtarb Friedrich Wilhelm der zu Gütige an Entkräftung.

Ein und dreißigſter Brief.

Gottlieb an Heinrich.

Am Beerdigungstage des Königs den 11. Decemb. 1797.

Du weißt, lieber Vetter! daß es bei großen Herren Sitte iſt, Geſandte zu ſchicken, die in ihrem Namen ſprechen, ſie verſtellen, auch ſich in ihrem Namen mit einer Braut kopuliren laſſen. Dies ſoll aber, glaub' ich, nur in Spanien Sitte ſeyn; doch kann ich mich irren, und die proforma Hochzeiten intereſſiren mich ſo wenig, als in Kupfer geſtochene Goldmünzen. Sonſt legen alle Menſchen ihre Gebräuche und Gewohnheiten, nach dem letzten Beſuch des Freundes Hain ab; aber hier iſt es ganz anders: bei der Beerdigung geht die Täuſchung auch nach dem Tode noch fort. — Trauergerüſte, prachtvolle Beerdigungen habe ich in meinem Leben genug geſehen, aber keine Beerdigung hat ſo viel Eindruck auf mich gemacht, als die heutige. NB. ich habe noch keine geſehen, bei welcher ein lebendiger Menſch mit eingeſenkt wurde. Vetter! das ſollteſt Du ſehen. Wenn der König oder ein Prinz des Königlichen Hauſes mit Zeremonie beerdigt

wird, ſo muß ſein Adjutant neben dem Sarge ſtehen; dieſer wird durch eine Maſchine ſachte herunter gelaſſen, und ſo verſchwindet der Adjutant mit dem Sarge. Es iſt eine ſchöne, ſo ſinnliche Darſtellung der Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrſchaft; es kann auch aus dem Lande herſtammen, wo die Weiber nach des Mannes Tode mit begraben werden; doch wer kann den Urſprung aller Zeremonien ergründen! — Jetzt will ich auch nichts ergründen, ſondern Dir nur meine Empfindungen mittheilen.

Ein zwar leerer Sarg, der aber ſeine Rolle ſo gut wie ein voller ſpielte, nur mit dem glücklichen Unterſchiede, daß er die Anweſenden nicht mit der Putrefaktion in genaue Verbindung brachte, war mit allen Königlichen und Heerführer-Inſignien gezieret. Viele Menſchen, deren Schickſal genau mit dem des Sarges in Verbindung ſtand, waren wie ich am Fuße des Trauergerüſtes, auf welchem dieſer Locum tenens ſein Verſchwinden erwartete. Einer aber von dieſen Vielen ſtand dicht daneben feſt, wie die kleinen Tintenfäſſer, welche Du oft in der Schule wirſt geſehen haben; man ſtößt ſie mit ihrer eiſernen Spitze feſt in den Tiſch, dann können ſie nicht mehr wanken, und dienen nach Umſtänden zur

Verfertigung einer Epopee oder auch eines Kalchenzetteis. Die Zeit und Lage bestimmt alles in dieser Welt. Wie der Mann, der Sarg, ich und die andern hinkamen, magst Du in der Zeitung nachsehen; findest Du mich darin nicht genannt, so ist es vermuthlich der Mühe nicht werth — so mag es seyn. — Nun zur Sache. Nach einer feierlichen Trauermusik wurde das Lied angestimmt: Befiehl Gott deine Wege ꝛc. Nun traten unterschiedene Männer hervor, und nahmen alles weg, was den Sarg zierte, vermuthlich, weil man auf dem Wege weder Helm noch Schwert, weder Krone noch Orden mehr braucht; (so lege ich mir das Moralische davon aus) und nun begann der Sarg allmälich einzusinken, und der erwähnte danebenstehende Mann mit. Da die ganze Sache sehr langsam ging, so hätte der Mann lange Zeit gehabt, sich vom Einsenken zu retten; es muß aber wohl unschicklich seyn, oder er hatte keinen Freund, der ihn warnte, oder hörte keinen; — kurz, allmälich wurde er immer kleiner, immer kleiner, bis er endlich verschwand. — Ich habe ihn sodann wieder gesehen, aber es schien mir, als wenn die Zeremonie einen starken Eindruck auf ihn gemacht hätte; er war das gar nicht mehr, was er zuvor gewesen war.

Ich hätte nicht gedacht, daß eine ſolche Ceremonie ſo viel Einfluß auf die übrige Lebenszeit eines Menſchen haben könnte, und doch iſt es ſo. Meine Empfindungen zu beſchreiben, iſt faſt unmöglich; das Herz hätte mir ſpringen mögen. Vom Aeußerlichen getäuſcht, dachte ich gar nicht mehr daran, daß der Sarg leer war, ſondern ich ſah' den beſten Mann der menſchlichen Geſellſchaft entriſſen; viele Urſachen ſeines Todes bedrückten mich noch mehr. Die Dankbarkeit reizte mich zu Thränen des Mitleids über ſein trauriges Schickſal, und öffnete mir den Weg zu tauſend philoſophiſchen Anmerkungen; und wollte ich wirklich eine machen, ſo erſtickte ſie durch die Preſſung meines Herzens. Hinter mir ſtanden einige ſchluchzend, die ich oft bacchantiſch lachen ſah'. Eine beſondere demüthige Stellung hatten andere, die zuweilen nur den unbändigſten Stolz gezeigt hatten. Kurz, es war vieles metamorphoſirt; freilich war auch ein Lebender zu einem Todten umgeſchaffen. — Ein Mann unter allen dieſen freute mich, weil ſein biederer Charakter, ſeine redliche Seele ſich in dieſem Augenblicke ganz zeigte. Die Begebenheit des Tages war zu ſeinem irdiſchen Vortheil; ihm öffnete ſich eine große Laufbahn,

und doch ſtand er da, tief gerühret, und ſeine Thränen der Liebe und Trauer zu ſeinem erblaßten Herrn benetzten ſeine Wangen. Der Mann wurde mir noch verehrungswürdiger, als er mir es ſchon war. — Es wird ihm freilich wenig daran liegen; ich werde es ihm auch nicht ſagen.

Heute kann ich Dir nichts mehr ſchreiben, denn mein Kopf bedarf der Ruhe, und auch in einem ziemlich langen Zeitraume werde ich es nicht können, weil ich eine nöthige Reiſe machen muß. Lebe wohl!

Dein
Vetter Gottlieb B.——

Ueber
Pasquille
und
Pasquillanten-Unfug.

Bey Gelegenheit einer erst neuerdings in Leipzig unter dem Titel:

Leipzig im Taumel,

erschienenen Schmähschrift.

BIBL. UNIVERS. LIPS. EX DONO UCKERMANN

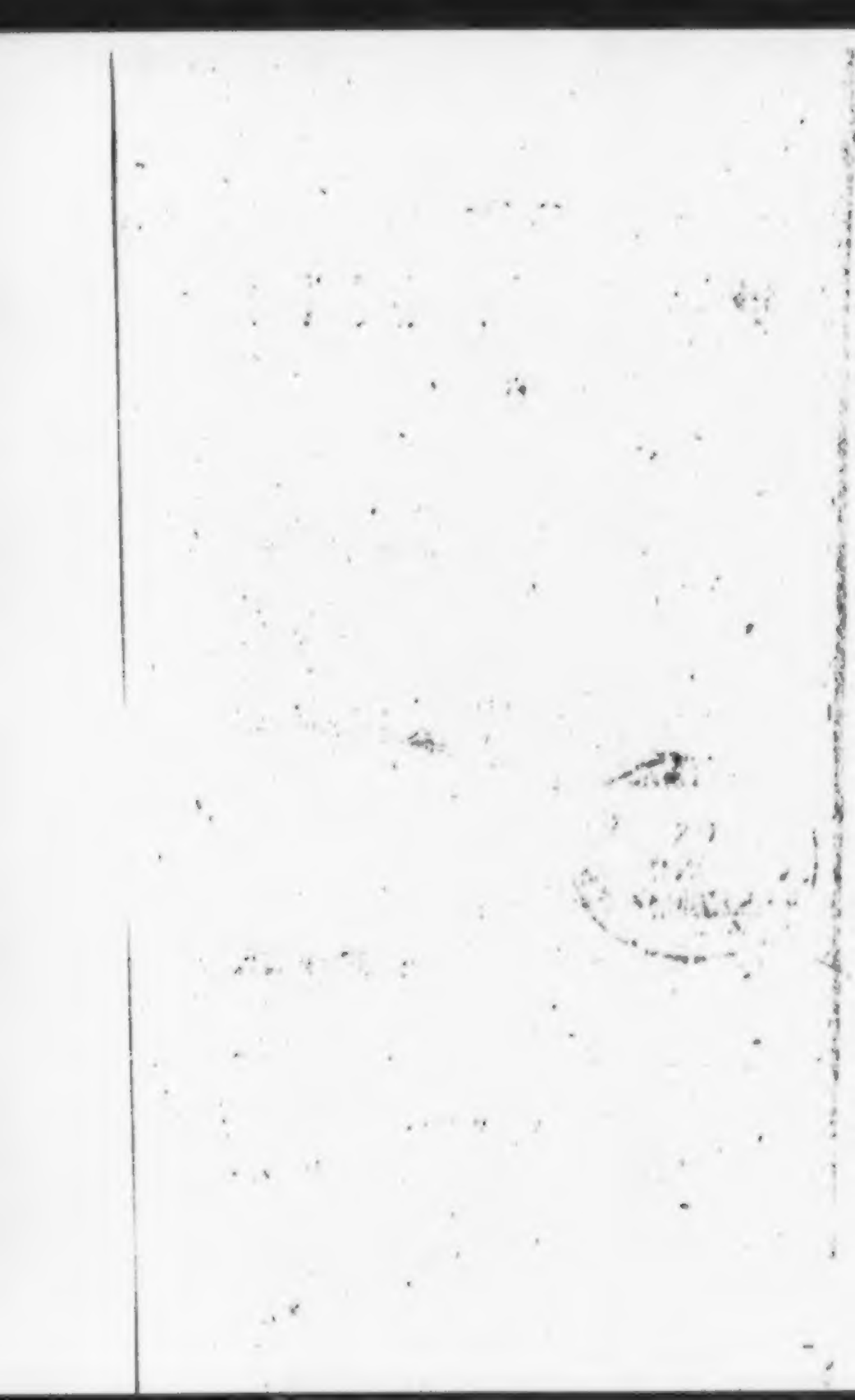
---

von

M. August Salomon Maurer.

Erfurt,
bey Beyer und Maring.
1800.

(broschirt 12 gl.)



Vorerinnerung.

Nicht ohne Schüchternheit gebe ich dem Publikum gegenwärtige Briefe, und die in ihnen aufgestellten Beobachtungen hin. Schon lagen sie seit einigen Monaten in meinem Pulte bereit, allein immer hielt mich noch die

Hoffnung, es möchten andere dieſen Gegenſtand ebenfalls, und vielleicht mit mehrerm Glück als ich, bearbeiten, von dem Entſchluſſe zurück, ſie der Preſſe zu eignen. Ich habe mich in meinen Erwartungen getäuſcht, und demungeachtet kann ich mich noch immer nicht von der Ueberzeugung trennen, daß eine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes äußerſt nothwendig, und vielleicht auch lohnend ſey.

Eine erſt neuerlich wieder erſchienene Schmähſchrift beſtimmt mich aber ganz vorzüglich zur Herausgabe vorliegender Briefe. Sie enthalten zwar vor der Hand nur einige ganz flüchtige Winke und Bemerkungen;

ſollte ich aber das Vergnügen haben, zu erfahren, daß man ſie nicht für ganz unbedeutend und zwecklos anzuſehen beliebte, ſo würde ich mir es recht bald zur Pflicht machen, aus dieſen Bruchſtücken ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ich habe nebenbei jene Schrift (Leipzig im Taumel), welche den Entſchluß, gegenwärtige Bemerkungen der Publizität zu übergeben, aufs neue in mir erweckte, einer kleinen Prüfung gewürdiget, und ich hoffe, man wird den Zweck dieſes Unternehmens nicht ganz verkennen. Meine Abſicht hierbey iſt, wie ich denn auch erwarte, daß man mir dieß nicht abſtreiten

wird, die beſte und reinſte; und ſollte ich auch wirklich nicht jedem damit genügen, ſo werde ich doch gewiß meinen Zweck nicht durchgängig verfehlen.

Groß-Sömmerda,
im Dezember 1799.

M. A. S. Mauer.

Erſter Brief.

Sie mahnen mich ſo ſtreng um eine baldige Beantwortung Ihres letztern, für mich ſo angenehmen als intereſſanten Briefes, und zum erſtenmale treffen Ihre ſanften Verweiſe den Schuldigen, der aber zum Glück doch einiges wenigſtens zu ſeiner Vertheidigung hat.

Kaum kann ich noch zweifeln, daß der Gegenſtand, welcher ſo plötzlich ein Störer unſerer bisherigen ſchriftlichen Verhandlungen wird, ſo gar wenig In-

tereſſe für Sie haben ſollte, daß Sie nicht wenigſtens auf eine kleine Zeit die erſteren vergeſſen, und mit ganzer Seele, mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, und endlich mit lebhaften Gefühl an das Sich halten könnten, was jetzt meine Feder Ihnen darzulegen verſucht.

Gern machte ich nun freilich dieſen Gegenſtand, nach Art meiner Herren Kollegen, Ihnen im voraus ſchon ſo wichtig, ſo vielbedeutend, und, wenn ich Sie denn recht auf die Folter ſpannen wollte, ſo gigantiſch groß, daß Sie mir gewiß im Paroxismus des Neugierdefiebers ſehr bald zurufen würden: Arzt, hilf, und kühle mein Schmachten!

Und in der That, fühlte ich nicht, daß dieſe Grauſamkeit, an einem Freunde begangen, äußerſt ſtrafbar und ungerecht wäre; ja, fürchtete ich nicht zugleich

(denn aufrichtig will ich doch auch gerne seyn), daß jene List so vieler unserer zeitigen Schreibehelden (wie die traurige Erfahrung schon sattsam und nur zu gut bewiesen hat), auch bey Ihnen neuerdings zum Stümper werden könnte, so wäre es wahrlich auch mir ein leichtes, daß ich ebenfalls meine Zuflucht zu dieser neumodischen Alltagsliſt nähme, und Ihnen das künftig abzuhandelnde Thema in einem so düſtern, nächtlich-grauſen, und so wohl vermummten und verpanzerten Hintergrund ſtellte, daß Sie Sich bereit halten würden, wunder welche große Entdeckungen zu vernehmen, ja, daß Sie wohl gar am Ende auf den Gedanken geratben müßten, als wollte ich mir auch einmal den Spaß machen, und ächt-Spießiſch — Geiſter zitiren. Wäre ich auf dieſem negativen Wege nicht viel-

leicht am frühesten Ihrer Verzeihung gewiß?

Doch nein; ich will lieber auf einem rechtlicherem Ihrer nachsichtsvollen Güte mich in die Arme werfen. Ich glaube, immer besser dabey zu fahren, als wenn Sie am Ende meine Bläbungen mit dem demüthigenden Zurufe darnieder schlügen: Parturiunt montes, et — nascitur ridiculus mus!

Ein für allemal: Sie sollen, wie ich mir schmeichle, entschädiget werden für die einstweilige Störung unserer bisherigen interessanten Verhandlungen, und, wenn ich nicht ganz in der Dichtung meiner Urtheilskraft irre, so sollen Sie mir es wirklich einst noch Dank wissen, daß ich Ihre Spannkraft eine Zeit lang von den bisherigen Gegenständen abrief, und Ihre Aufmerksamkeit zu einem Ruhepunkt

hinleitete, in dem ſich ſo viele Materie zu den intereſſanteſten Betrachtungen, und zu den mannichfaltigſten Reflektionen vereinigt.

Noch einmal: Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie etwa bloß mit täuſchenden Ausſichten beruhigen wollte; o nein, ſehr bald, hoffe ich, ſoll ſich Ihnen das Gegentheil zeigen.

Ganz der Ihrige.

Zweiter Brief.

Sie kennen, Theuerſter, meiner Vorliebe für Leipzig, und meine heiße Theilnahme an alle dem was Leipzig betrifft. Sie kennen meine Anhänglichkeit und das feurige Intereſſe, womit ich alles betrei-

be, alles aufbiete und anwende, wenn es die Ehre, die Ruhe, oder die Vertheidigung eines meiner hiesigen Mitbürger gilt. Sie kennen endlich, Geliebter, mein empörtes Gefühl, und sind von der Abneigung, mit der ich alles ansehe und betrachte, mit der ich alles im Innersten hasse und verabscheue, was nur das entfernteste Ansehn einer Rüge oder eines Angriffs auf mein geliebtes Leipzig gewinnt, schon von langen Jahren her viel zu sehr und zu lebhaft überzeugt, als daß Sie jetzt erst in die Beständigkeit, Ausdauer und Festigkeit dieser meiner Gefühle und Gesinnungen den geringsten Zweifel setzen könnten. Sie kennen ja, und müssen auch, nach der Dauer unserer Bekanntschaft, meinen Charakter nothwendig zu gut studiert haben, als daß Sie nicht die öftere Bemerkung hätten machen

können, daß Veränderlichkeit der Gesinnungen und Urtheile überhaupt, gerade der kleinste seiner Fehler ist. Wie oft traf mich nicht in diesem Falle Ihr Vorwurf! Wie oft tadelten Sie nicht selbst meine zu hartnäckige, zu ängstliche, zu pünktliche Beharrlichkeit an alle dem, was ich einmal als reif durchdacht und wohl geprüft, nie glaubte mir wieder entreißen lassen zu dürfen! Wie oft suchten Sie nicht selbst auf so mancherley Weise in meinen vorgefaßten Lieblingsideen mich schwankend zu machen; und sagen Sie nur aufrichtig: wie oft gelang Ihnen wohl dieß Bestreben? Wurde denn nicht stets Ihre mächtige, alles dahin reißende Beredsamkeit, an meiner Festigkeit zuletzt zum Stümper?

Nur zu gut sehe ichs jetzt, bey kälterm Blute, zwar ein, daß sehr oft Ih-

re Gründe rein logisch unwiderstehlich waren; und ich bekenne es gern: mein Widerstreben war trotzige, starrige Ungebühr. Ich konnte und wollte mich nun einmal nicht besiegt sehen; ein zweiter Alexander, vertheidigte ich die Anhöhen meiner Meinungen und Urtheile; schade wars, daß nie gerechte Gründe siegen mußten. Allein jetzt, Theurer, gebe ich mich Ihnen dafür mit allen meinen Waffen und Bollwerken desto williger gefangen, und nur noch eine Lieblings Rüstung bring ich in Ihr Lager mit — nur diese lassen Sie als großmüthiger Sieger dem gebeugten Besiegten, oder wollen sie auch sie unbarmherzig mit mir zugleich über die Klinge springen lassen?

Ja, ich gestehe es Ihnen gern: meiner Vorliebe für Leipzig kann ich durchaus nichts vergeben, sie beruht ja nicht

auf leeren Vorurtheilen. Nicht, weil ich hier mein Obdach habe; nicht, weil ich hier mein Brod verdiene, hänge ich mit so ganzer Seele an dieſem Platze meiner vollbrachten Bahn. Nein, Freund, erſteres fände ich ja auch anderwärts, und letzteres, wiſſen Sie ja ſelbſt, geben mir nur wenige, und noch dazu — für ſauern Schweiß. Weder das eine alſo, noch das andere, Freund, beſtimmt mich zu jener unauslöſchlichen Anhänglichkeit und unbegrenzten Liebe; aber ein Etwas beſtimmt mich deſto inniger dazu — kaum werden Sie es errathen — denn außer mir mag wohl dieß Etwas nur ſehr wenige zu ſolchen Geſinnungen beſtimmen. Habe ich nicht immer und ewig meine Eigenheiten? Lieber! Bin ich nicht immer noch der alte, der ich war? Haben nicht Ihre häufigen Straſſermone ſchon oft

auch dieſen Grillen den Fehdebrief geſchworen? Ach, Theuerſter, wenn Beſſerung je denkbar wäre, hier iſt ſie aber wahrlich nicht zu hoffen — meine Gründe ſind wiederum die alten: ich bin durch kein Ohngefähr, durch keinen täuſchenden Schein, durch keinen einzelnen günſtigen Augenblick, wie dieß ſo oft im Menſchenleben geſchieht, zu jener kleinen Vorliebe verführt; nein, Holder, dießmal fallen Sie meiner Grille zu Fuße, und huldigen Sie in Demuth ihrer Uebermacht. Ehe Sie mich verdammen, hören Sie mich ganz.

Faſt getraue ich mir zu behaupten, daß im Ganzen genommen über keine Stadt in ganz Deutſchland von jeher ſo viel, und ſo viel Widerſinniges und Widerſprechendes geſagt und geſchrieben worden ſey, als in dieſer Hinſicht Leip-

zig hat erfahren müssen. Ganz erschöpft hat man sich in dem sorgsamsten Forschen und Grübeln nach Mängeln und Gebrechen dieser Stadt, ihrer Einrichtung, Polizey, sittlichen Beschaffenheit, und Gott weiß was man noch alles für Dinge hierher zog, die oft in gut gelieferten Beurtheilungen anderer Städte meistens gar nicht, oder doch höchstens nur im Vorbeigehen zur Sprache kamen. Leipzig aber schien von jeher dazu verdammt, die Zielscheibe so manches treffenden, aber weit öfterer noch des elendesten Witzes zu seyn. Jeder Bube glaubte seinen Pesthauch nicht bequemer, nicht glücklicher anbringen zu können, als wenn er ihn (zu seiner Schande) über Leipzig ausgelferte, und zu Papier gebracht, einem elenden Bücherkrämer verkaufte. — Eine Menge Schmähschriften voll hämischer Lü-

gen erschienen — unwürdige Produkte des Nachtmenschen. Die Charaktere waren grell und gigantisch gemalt — die Farben al Fresco, und ein klein wenig literärischer Schnepfendreck vollendete die elende, klägliche Sudeley. Solcher saubern Machwerke haben wir denn, wie Sie selbst wissen, unzählige; viele derselben haben wirklich ein unverdientes Glück gemacht, eben so viel wurden wieder aber auch, wie sie es verdienten, mit Schande und Verachtung gebrandmarkt.

Unter allen diesen Broschüren habe ich höchstens eine einzige getroffen, die sich bloß über wesentliche Dinge allein, und nicht wie die meisten seiner Geschwister, über Personalitäten, verbreitet hätte; schon ein Beweis von der niedern Denkungsart ihrer Verfasser. Alle spien mit weit aufgerissenem Schlunde

ihren Geifer über Personen beiderley Geschlechts aus, und glaubten wohl kaum in ihren Nachthöhlen, daß man großmüthiger denken, vergeben, ihre Ausfälle verachten, und sie — den Käseweibern überlassen würde. Man sahe es dem elenden Libell schon bey einer oberflächlichen Durchsicht genau an, was es eigentlich wollte, bedauerte den hirnlosen Papa des gleich hirnlosen Kindes, und drückte mehrentheils letzterm (Sie erlauben doch gütigst, meine Leser?) noch zeitig genug auf dem Abtritte das Genick ein.

Andere wieder hatten die Fluten ihres sogenannten Witzes in zwey Ströme vertheilt; der eine sollte das hiesige Rathhaus bewässern, der andere Familiengruppen befeuchten. Allein beides zugleich wollte sich nicht wohl vereinigen lassen. Denn über den abscheulichsten

Schilderungen oft guter Familien, vergaß der gallsüchtige Schreiber vor lauter Entzücken, auf lange Zeit sein Amt, welches Nachforschungen und Aufsuchung solcher Quellen erheischte, aus und nach welchen er (wenigstens seiner Idee nach) dem armen Rathe allhier recht so methodice den letzten Todesstoß versetzen wollte; und dann, da die Zeit zum Spioniren zu kurz war, und der Buchhändler auf Beendigung drang, da schrieb das Menschlein alles nieder, was es etwa zufällig gehört hatte — Sagen alter Weiber — also mehrentheils Lügen. Und auf diese Art sind wir denn mit ähnlichen Produkten von Zeit zu Zeit so arg überschwemmt worden, daß wir jetzt in das dazu verwendete Papier, recht füglich eine ganze abgerissene französische Armee einnähen könnten.

Dieſe Umſtände nun als Wahrheiten (wie ſie es denn wirklich ſind) vorausgeſetzt, ſagen Sie, Freund, ſollte ich nicht gleich anfangs meine volle, ungetheilte Aufmerkſamkeit auf dieſes Unweſen richten? Ich kam, dem Himmel ſeys gedankt, mit den beſten Grundſätzen und nebenbey zugleich mit der feſten Ueberzeugung hierher, daß Leipzig allein der Platz ſey, der ganz dazu geeignet wäre, meinen Geiſt und Herz zu bilden. Ich war zugleich ſo lebhaft von dem Vorurtheile ergriffen, daß auf einem Sitze der Muſen nur richtiges unverſchrobenes Gefühl, nur Bravheit und Edelſinn allein gedeihen könnten! Wer vollendet aber das Gemälde meines Staunens, als ich ſtatt deſſen von nichts als Raſerey, von nichts als Tollheit, Uebermuth und Wolluſt, von nichts als Strenge und tyranniſcher

Bedrückung las und hörte? Von nun an wurde das Interesse Leipzigs mein eigenes. Freund! ich habe genau — tief — und, beim Himmel, nicht oberflächlich sondirt. Ich habe lange Jahre, und mit Hülfe mehrerer Augen, gesehen; — ich habe alles geprüft — alles gegen einander abgewogen, und, daß ich so glücklich bin, es Ihnen sagen zu können: die Schale des Guten schnellte meistens das einzelne Böse bey weitem in die größere Höhe!

Freilich sah ich auch leider noch Unordnung, Uebel und Böses; (denn so mancher Teufel säet freilich noch immer des Nachts, und durch Nachtmenschen, Unkraut unter den Waizen) ich erblickte, und erblicke noch heute so manches, was besser werden könnte, als es ist, und wovon jetzt schon so manches unter den Händen bra-

ver Männer, vom Fluche zum Segen gediehen iſt. Ich habe lang verjährte, alte Schäden gefunden; eiternde Wunden ſogar ſtießen mir zuweilen ſchon von fern her durch ihren widrigen Geruch auf, und ſehnten ſich ſchon eine ſchöne Reihe von Jahren hindurch vergebens nach einem erfahrnen kraftvollen Arzte. Unverbundene Bruchſchäden mußte ich am Wege liegen ſehen, und ſchon häuften ſich um ſie herum eine ganze Menge herausgefallener Splitter; — ſie wurden endlich vermißt, und — man fand ſie in dem nächtlichen Schlupfwinkel einer Eule!

Aber! ein Gerippe voll ſcheuslichen Anblicks, mit dem man uns ſo oft erſchrecken, durch das man ſo oft der Verachtung und der Schande uns ausſetzen wollte, ſah ich nicht! Ich habe alles, auch die verborgenſten Winkel durchſucht,

allein ich traf, dem Himmel und ſo manchem Edlen ſeys gedankt, dieß Scheuſal nirgends. Wo ſoll nun, ihr Wahnſinnigen, ſeine Lagerſtätte ſeyn? Soll es etwa gar vielleicht an einer düſtern Ecke lauern, wie Rabloſus Leipz'ger Ariſtokratism-Geſpenſt mit ſcharfer Klaue? O, ſo wollte ich denn, es käme noch in dieſem Augenblick vor euch, ihr Tollen, und nähme ſich die Mühe, euch, wärs noch möglich, doch wenigſtens zu — trepaniren.

Kurz, wohin ich ſahe, wohin ich meine Blicke nur richtete, da erblickte ich nichts als die gewöhnlichen Ausflüſſe grüner Galle, da fand ich nichts als Werke der Bosheit, der Nacht und der Dummheit. Ich kann und mag Ihnen nur ſo viel verſichern, daß gar bald dieſer Nebel der Täuſchung vor meinen Augen ver-

ſchwand; — die Lüge war vereint mit der Furie Bosheit in den Hintergrund getreten, und verkroch ſich wie gewöhnlich in ſeine Winkel, aber vor mir ſtanden Wahrheit, Unſchuld und Gerechtigkeit in dem lichteſten Schimmer, über ihnen ſchwebte eine Gottheit mit beifälligem Lächeln — und um ſie her lagen in ungeheuern Ballen die Werke ihrer Verläumder; da erſchien endlich auf den Wink dieſer Gottheit eine Heerde ſchreiender Mühleſel — man ſtreute die ſämtlichen Ballen ihnen unter die Hufe, und die Thierchen düngten jene Schandbrocken mit ihrem Miſte! Nur eigner Ueberzeugung bedurfte es hier, um mich von nun an inniger an Leipzig zu feſſeln. Erſt Verläumdung, dann der Sieg der Wahrheit — ſie beide nur ſind fähig, dauernd zu gewinnen; und das haben ſie denn in

Rücksicht Leipzigs auch bey mir gethan. Ich konnte eben so leicht getäuscht und in dieser Täuschung erhalten werden, eben so leicht als dieß glücklich nicht geschah. Ich konnte dem Buchstaben trauen, und verkannte vielleicht dabey eine ganze Gallerie der edelsten Männer und Weiber; fällte vielleicht über so manches treffliche ein schiefes Urtheil, da ich ihm jetzt meinen Beifall, meine völlige Verehrung zolle.

Noch einmal gestehe ich es: ich wurde anfangs mißtrauisch gemacht durch die vielen Gerüchte und gedruckten Behauptungen. Aber, nun ist ihren Urhebern durch mein Forschen wenigstens für mich, die vermummende Larve entrissen, und ich mußte nur darum eine Zeitlang im Finstern tappen, um dann desto stürmischer dem Verläumdeten mich in die

Arme zu werfen. So mußte ich alſo auch dich verkennen, theures Leipzig, um dir von nun an treue-Anhänglichkeit, ewige Ergebenheit zu ſchwören? Mußteſt du zuvor in meiner Achtung ſinken, um dann in meiner unbeſchränkteſten Verehrung deſto höher zu glimmen? Mußte ich auch hier durch Täuſchung erſt zum Glanz der reinen Wahrheit dringen? Doch, ihr Sieg hat in meinem Herzen einen feierlicheren Einzug gehalten, als daß Zeit und ſelbſt Engel je im Stande wären, mich in meinen Geſinnungen nur eine Minute lang ſchwankend zu machen. Alle meine Lieblingsideen (dieſe kleinen Schooskinder) habe ich auf ewig verabſchiedet — Ihre Gründe, mein Theurer, bereiteten ihnen das Grab. Ich habe mich Ihnen ergeben, aber noch einmal: die letzte Lieblingsidee, die leidenſchaftliche Liebe zu

meinem verehrten Leipzig, werden Sie mir nimmer entreißen — ſie iſt mit Flammenſchriften in mein Herz gegraben — ſie bietet allen Widerſprüchen höhniſch die eiſerne Stirn, und nur allein mit meinem Leben kann dieſe Liebe enden — mit meiner Hülle noch ſinkt ſie in die düſtere Gruft!

Sehn Sie, Freund, ſo ſtark ſind meine ſogenannten Grillen; ſchenken Sie, wenns Ihnen gut dünkt, dem armen Grillenfänger Ihr Mitleid.

Der Ihrige.

Dritter Brief.

Denken Sie Sich nun, Theuerſter, bey dieſen Vorausſetzungen, mein empörtes Gefühl, meinen Abſcheu, und meine, faſt

möcht' ich ſagen, grenzenloſe Wuth, als ich erſt neuerdings wieder erfahren mußte, daß die Bosheit — die niedere Tadelſucht — und der gehäßige Neid auch jetzt wieder, wie Aegyptens Plagge-ſchmeiß, aus ihren Hölen ſich ſchaaren-weiß ans Licht wagen, und aufs neue ſprudelnd ihre Zähne fletſchen.

Denken Sie Sich, wenn Sie können, meinen Schmerz; denken Sie Sich, wenns Ihnen möglich iſt, meinen Kummer, da ſchon wieder Rachſucht und Tücke nach unſern beſten, edelſten Bürgern und Bürgerinnen, nach ſo manchem trefflichen, biedern, ehrwürdigen Manne — hämiſch die gierigen Krallen ausſtrecken. Denken Sie Sich, nach dem möglichſten Umfange, meine ſchmerzhaften Empfindungen, als ich Flugblätter

in die Hände bekam, auf welche Galle und Geifer niederer Buben ſich ergoſſen, und den Namen unſerer beſten Weiber und Mädchen befleckt hatte. Denken Sie Sich mein Erſtaunen, als dieſe Regiſter der Schande unter den Händen boshafter Verläumder, tagtäglich ſich mehrten, und am Ende gleichſam zu ganzen Katalogen heranwuchſen? Denken Sie Sich endlich mein Staunen, als ich, ſtatt der gehofften und erwarteten Unterdrückung dieſer Schandzettel, ihre nur noch größere Verbreitung ſah? Man überſchwemmte mit ihnen alle unſere Häuſer und Familien; man beeiferte ſich, ſie in die Hände der angegriffenen Unſchuldigen eben ſo unvermerkt, als in die, der, mit etwas mehrerem Schein des Rechtes gebrandmarkten Schuldigen, zu ſpielen.

Der redliche Gatte fand mit einmal auf ſeinem Pulte unter dem Regiſter buhleriſcher Weiber, auch ſein bisher treu geglaubtes Weib, und ſchauderte, ſie von nun an, als eine Nichtswürdige verachten zu ſollen. Vielleicht ſiegten dießmal noch die reinen Thränen des erſchrockenen Weibes über Kabale und Verläumdung; aber, (o ſchrecklicher Gedanke!) vielleicht fand auch hier die eheliche Liebe, und mit ihr — Glück und Ruhe ihr Grab.

Noch drückte am Abend ein biederes Weib auf die Lippen ihres heißgeliebten Gatten den letzten innigſten Kuß, und war ſo ganz ſelig in dem wonnigen Gefühle, ſich treu geliebt zu ſehn: da lag am Morgen des folgenden Tages auch auf ihrem Nachttiſche das Werk der Bosheit, und — ihr Gatte ſchwelgte in

den Armen einer feilen Buhldirne. „Die Arme weinte oder tobte, sie war gekränkt. — Der Eifersucht nur erst noch schlummernder Keim, erhob sich von nun an zum giftigsten Unkraute — weit schlug es umher seine Wurzeln — und dahin waren Ruhe und Glück.

„Ruhe sanft, gute Tochter!“ lächelte noch am heutigen Abend die zärtlichste der Mütter. „Ruhe wohl, Kind meines Herzens!“ Und am Morgen, da die Schuldlose der Mutter in die Arme eilen, da sie den ersten Hauch belebter Jugendfülle auf ihre Lippen küssen wollte, da stießen Vater und Mutter die Aermste grausam zurück. „Geh, Unwürdige!“ rief der erzürnte Vater. „Aus meinen Augen, elende Dirne!“ schrie die wüthende Mutter. „Ich bin nicht mehr dein Vater; ich bin nicht mehr deine Mutter;“

jammerten beide im Ausdruck des heftigſten Schmerzes, in der Fülle gekränkter Hoffnungen; — rangen weinend die Hände, und umſonſt warf die jammernde Unſchuld ſich zu den Füßen der Getäuſchten, und flehte dreimal vergebens um Schonung und Gnade!

Seht, ihr Elenden, dieß war euer teufliſches Werk! Seht, dieß Unglück, dieß Elend brachte eure Bosheit über glückliche Gatten — über ſchuldloſe Lieblinge. Jauchzt ihr noch? O, ein hölliſcher Triumph, wie kaum Satan ihn feiert. Hinweg von dieſen Szenen des Jammers. Der Redliche weint — Unſchuld und Tugend hüllen ſich ins Trauergewand — und nur Buben können lächeln. Der Brave beneidet euch um dieſen Jubel nicht; er würde, ihr giftigen Ungeheuer, euern Anblick fliehen, wenn

er euch kennte; sein Herz würde bluten, wie jetzt das meinige blutet, da ich dieß schreibe. Doch, Sie haben ja selbst, mein Theurer, zu viel edles, welches Gefühl — gewiß, ich darf Sie nicht erst zur herzlichen Theilnahme ermuntern; Sie schätzen den Redlichen und verachten den Buben — wär er auch ein Reichsgraf!

Bey alledem aber, mein heiß Geliebter, haben diese Werke der Nacht sogar ihre Anhänger, und (traurig, daß ichs sagen muß) nur einige wenige Gegner gefunden. Wahrlich — sehr schade, daß die Kraft und der Muth der letztern zu schwach war — gewiß, die gerechte Sache hätte längst schon siegen müssen. Freund! ich kenne kein erhabeneres, kein lohnenderes Geschäfft, als die Tücke mit Ruthen zu peitschen, und die Bosheit an

den Pranger zu ſtellen. Ich kenne keine höhere Pflicht, als mit Gründen und ſtarkem Arm die giftige Verläumdung zu entkräften, und ich frage Sie auf Ihr Herz: was iſt wohl leichter, als mit der Fackel beſſern Bewußtſeyns, ſcheue Nachtgeiſter aus ihren düſtern Hölen zu jagen? Greift doch immerhin, ſobald es gilt Buben und Betrüger zu entlarven, nach der Geißel des Spottes. Koſtets auch wirklich dem geraden Manne einige Ueberwindung, ſeine Grundſätze zu verläugnen, nun dann: iſts etwa beſſer, daß Buben ewig ſiegen? daß die Unſchuld ewig ringe? als daß ich, auf Augenblicke meinem Syſteme untreu, Gewalt mit Gewalt — Lügen und Verläumdung der edelſten Menſchen, mit Spott und Lauge — und wenn auch dieß noch nicht fruchtet, am Ende ſogar mit gebührender

Gegenrache, mit gleicher Schmähung und Bitterkeit vertreibe? Schlagt zu, sagte Themistokles, nur bringet Gründe vor!

Und werde ich denn etwa darum in der Achtung meiner Mitbürger sinken? Werden sie wohl meinen Feuereifer verkennen, und meinem Herzen den Vorwurf machen, daß es, statt muthloß zu schweigen, lieber stürmend hervorbrach, und mit Aegide und Schild bewaffnet, muthvoll einen Kampf wider Schurken und Buben begann? Oder — werde ich nicht vielmehr eben dadurch aller Herzen gewinnen? Werden sie mir nicht in die Arme eilen, die angetasteten und nun von mir gerächten Edeln? Werden sie mich nicht segnen, wenn doch endlich mein Muth ihre Ehrenschänder ganz zu Boden warf? Wird mich nicht vielleicht mancher biedere Mann, manches edle Weib,

manches ſchuldloſe Mädchen ihren Retter nennen? O, Theurer! dieſe Gedanken allein ſchon machen mich ſchwindeln; ſie allein ſchon wären fähig, mein Herz mit Muth und meinen Geiſt mit Kraft zu ſtählen. Freund! welcher himmliſcher, göttlicher Lohn wartet nicht meiner! O, dächten ſie doch mit mir alle ſo, die Redlichen, denen das Leiden ihrer Brüder das Herz zernagt. Hätten ſie doch alle mit mit gleichen Muth — wollten ſie doch ihre Kräfte nur einmal vereinigen, — heute noch ſtürzte ich in ihre Mitte — an ihre Herzen — in ihre Umarmung, als einer der wenigen Kühnen! Aber ich Schwacher allein — ohne Hülfe — ohne Unterſtützung — mit willigem Geiſte und fehlender Kraftfülle — was ſoll ich allein? Wird man meine Stimme hören, oder wird ſie verhallen in dem to-

senden Gelächter der Thoren? Werde ich so laut sprechen, so stark die Buben erschüttern, so allgewaltig die schlummernden Kräfte meiner Mitbürger aufwecken können, daß jene verstummen, und diese mit ihrer Hülfe, mit ihrem Beistand mir entgegen eilen? Nur vereinigte Kraft kann hier dem Uebel steuern, nur koncentrirte Thätigkeit vermag die Bosheit zu stäupen und die scheuen Nachtgeister in ihre Dunkelheit zurück zu werfen. Noch einmal: nur kombinirte Wirksamkeit allein wird uns unsere Ruhe sichern; mit ihr werden wir Wunder thun, und ohne sie nichts!

Die wenigen Gegenschriften, mein Lieber, welche wirklich wider obige Schmähblätter erschienen, waren durchaus nicht dazu geeignet, der Sache den Ausschlag zu geben. Sie waren Pro-

dukte ſchwacher, ſinn- und hirnloſer Menſchlein, die der guten Sache wohl ſchadeten, aber nur leider nichts nützten. Sie waren vollgeſtopft und ausſtaffirt, dieſe Groſchenbroſchüren, mit den fadeſten Vorſchlägen, gewäſſert mit ſeichtem Witze, mit Phantaſien und luſtigen Schimären gefüllt, ſo, daß beide Theile — die Vertheidigten ſo gut wie ihre Feinde, nothgedrungen ob des erbärmlichen Dings, am Ende in ein lautes Gelächter ausbrachen!

Das iſt juſt ſo der rechte Weg, Theurer, die gute Sache vollends ganz zum Scheiterhaufen zu führen. Was noch nicht gethan iſt, das gedeiht gewiß nun erſt zur Reife. Sehen die Giftmiſcher in ihrem Handwerke ſo wenig Widerſtand; ſehen ſie, daß ſich Kinder und Schwachköpfe zu ihren Feinden,

zu Vertheidigern der gekränkten Menſchheit öffentlich aufwerfen, wehe uns dann! Denn nun erſt gedeihe ihr Streben, uns zu ſchaden, zur Raſerey; nun erſt werden ſie tollkühn — nun erſt überſchwemmen uns ihre Gallenergüſſe wie reißende Waldſtröme — und nun iſts wahrlich hohe Zeit, daß ſich die Obrigkeit mit Bütteln und Soldaten ins Spiel miſche, denn nun iſt vollends jeder ſelbſtthätige Verſuch des Publikums, ſich zu retten, im voraus ſchon gebrandmarkt, — wir erheben nur darum unſere Stimme, um unſern Gegnern ein neues Opferfeſt zu bereiten, um ihren Kitzel zu mehren.

Sehn Sie, mein Lieber, ſo ſchaden wir uns ſelbſt, und ſehen muthlos und gelaſſen zu, daß Kinder und Dummköpfe mit unſerer Ehre, mit unſerm guten Namen, und mit unſerer Ruhe — Ball

ſpielen!! Dürfen wir uns nun wohl wundern, wenn man im Auslande uns endlich wirklich verachtet?

Doch, hier ſoll auch der Ruhepunkt meiner Betrachtungen ſeyn: Sie und das Publikum mögen ſtatt meiner den Faden weiter ſpinnen, oder auch dießmal, wenns Ihnen gefällig iſt, die Hände in den Schoos legen und — gähnen! Freilich ruht ſichs auf Pflaumen ſo wohl; aber Ich ſchlummre auf ihnen nur dann erſt ſüß, wenn mein Tagwerk vollbracht iſt, und glaube, ſo lange als meine Ehre und mein guter Name noch in Bubenhänden ſeufzen, immer nur ängſtlich träumend zwiſchen gefahrvollen Klippen zu liegen. Erwachen Sie denn auch dann noch nicht, Lieber, wenn in der Mitternachtsſtunde ein Räuber an Ihrem Fenſter die Leiter heraufſetzt? Gähnen Sie

denn auch dann noch, wenn er Miene macht, Sie zu feſſeln, wenn er Ihre Börſe, Ihre Diamanten und Steine jubelnd davon ſchleppt? Oder — ſchlummern Sie ohnehin ſchon mit Sorgen, ſtört Sie das leiſeſte Geräuſch, oder rufen Sie, wenn Gefahr iſt, nicht etwa gar ſchreiend um Hülfe? Setzen Sie nicht im Nothfall Ihre ganze Kraft auch gegen überlegnere Macht? Schwingt ſich in dieſem Augenblicke nicht vielleicht Ihr Arm zur Rieſenkraft empor? Alſo bloß dem Räuber Ihrer Ehre, wollen Sie freies Feld laſſen! Alſo dieſem bloß machen Sie ſein Aemtchen, ſein Gewerbe ſo leicht! Nun ja; dann glaub ich auch: Sie und das Publikum ließen ſich von den Mördern Ihres guten Rufes, am Ende ſogar die — Kehlen zuſchnüren!

Doch, ich werde ja bitter, und schon das, was ich jetzt sagte, war eine Zugabe meines empörten Gefühles. Ich wollte so gern Schlaftrunkene aufwecken, allein — der Taumel behagt ihnen, und der Störer dieser faulen Ruhe hat oft sehr schlechten Dank zu hoffen!

Der Ihrige.

Vierter Brief.

Sie fragen mich, mein Lieber, woher es komme, daß im Allgemeinen und besonders hier, der Pasquille und der Pasquillanten so viel werden?

Ist Ihnen denn auf einmal die Sache so wichtig, so ernst geworden? Ich

bedaure, Freund, daß ſie ihnen nicht früher ſchon von höherem Belang ſchien; ich dächte doch wahrlich, es wäre kein ſo ganz gemeiner Gegenſtand, ich wenigſtens bin ſo ſchwach, ihn für einen der wichtigſten und angelegentlichſten der geſamten Menſchheit zu halten. Er iſt ja leider ſo reichhaltig an Intereſſe, ſo viel umfaſſend, und wahrlich, er war noch nie ſo wichtig, als in unſern jetzigen Zeitläuften, wo jeder Weiſe und jeder Narr über Aufklärung — über Beſſerwerden — und über Veredelung des Menſchengeſchlechts jauchzt. Haben etwa beide Theile, aus Furcht, man möchte ihnen in der Schlacht auch ihre Trompeten mit abnehmen, das Te Deum noch vor angegangenem Treffen gefeiert? Doch was kümmert einem einzelnen der Siegsgeſang fantaſtiſcher Krieger! Ich höre den

Schall von fern, gehe behutſam auf dem Schlachtfelde hin, finde da höchſtens ein paar ganz alltägliche Leichen, und laſſe alſo den Siegern ihre Freude allein. Erſt dann will ich in ihre Chöre mit einſtimmen, wenn das ganze Heer alter und neuer Gebrechen, alter und neuer Mängel, alter und neuer Thor- und Tollheiten, ſich blutend in dem Staube krümmt; und dann will ich *mit* jauchzen, wenn man die Ueberreſte dieſer Erſchlagenen in ſchwarze Urnen wirft, und ſie der Gegenwart und der Nachwelt als Denkmäler aufbewahrt, die da laut zeigen und noch in ihrer Aſche ſchreien: ſeht, ſo lange erhielten Tollheit, Aberglauben, Raſerey und die ſchwärzeſte Bosheit ſich aufrecht, und eben ſo lange ſeufzten Veredlung, Tugend und Aufklärung in der Wiege!

Sie verzeihen, Wertheſter, dieſe kleine Exkurſion meiner Laune; hat ſie ſich etwa zu weit verlaufen, ſo bitte ich Sie, und alle die, welche ich dadurch beleidigt haben ſollte, geziemend um Verzeihung. Nun aber auch in dieſem Tone keine Silbe mehr; mein Blut ſchlägt wieder den alten Takt, und nun kann ich deſto ruhiger zur Beantwortung der von ihnen mir vorgeleßtein Fragen ſchreiten.

Unter der Linie (ſo glaubte man ſonſt wenigſtens), vertrockne das Gehirn, und es entſtehe dadurch für den Verſtand eine üble, gefährliche Criſis. Wo dieſe eintritt; da iſt freilich den Geiſtern alles zuzutrauen — ſelbſt Pasquillanten-Unfug. Wir — keine Linienbewohner — hatten uns diesmal nicht einmal eines warmen Sommers zu erfreuen, uns haben wenig heiße Tage gedrückt, und dennoch waren

noch nie dieſer Pasquillanten-Greuel ſo viel! Der Witterung (ſogar die Hundstage mit eingeſchloſſen), können wir die Schuld alſo unmöglich aufbürden, beide waren gemäſſiget, beide haben keinen Theil an dieſen Fieberpatienten. Sollten vielleicht gar die häufigen Regengüſſe die Verſtandeshälter zu ſehr in Waſſer geſetzt haben? Die Erzeugniſſe derſelben waren zum Theil wenigſtens wäſſerig genug. Doch vom Scherz zum Ernſte.

Die Urſachen, warum im Allgemeinen, und gerade hier, der Pasquille und der Pasquillanten ſo viel ſind, liegen wahrlich nicht ſo tief verborgen, als Sie, und mit Ihnen noch ſo manche vielleicht glauben möchten; ja, ich getraue mich zu behaupten: ſie liegen am Tage. Laſſen Sie mich etwas weiter zurückgehen, als bisher gewöhnlich der

Fall war. Sie sollen für einige Minuten Aufmerksamkeit, wie ich hoffe, sattsam entschädiget werden.

Gehen Sie daher vor allen, mein Wertbester, auf einige Augenblicke mit mir in die gewöhnlichen Irrgänge der Menschheit hinein. Sehen Sie jenen optischen Guckekasten? Dort präsentirt sich die nackte Menschennatur — dort erblicken Sie Herzen, Gedanken und Willen mit entblößter Hülle. Dort sehn Sie alles im strengsten Negligee; der Niedre hat den Kittel von sich geworfen, und der Hohe sein seidenes Wamms; sie scheinen sich auf Augenblicke vergessen zu haben, und lassen unsern spähenden Augen freies Feld. Nun wohl, sehen Sie, dort liegt die Intrigue auf dem Sopha und schlummert — hier wälzt sich die Kabale auf der Erde, und brütet

im Kothe noch — friſche Giftkugeln. — Dort ſchnarcht die viehiſche Geilheit, abgemattet vom Strudel der Wolluſt, und ſchimpft beim Erwachen den ſchamhaften Keuſchen einen hölzernen Tölpel. — Dort büßt der Arme im Kerker für Thorheiten, und drei Schritt weiter ahmt die Modewelt Laſter der Vornehmen nach. — Sehn Sie dort in jenem Dorfe den Affen, der ſich mit Harlekinskleidern bedeckt? Man nennt ihn im Dorfe einen Hanswurſt; ein Trupp Gaſſenjungen jagt ihn mit lärmenden Gelächter hinaus, verfolgt ihn bis an die Ringmauer der Stadt — hier gilt es — hahaha! — für ein Genie, wird bewundert, und in einigen Wochen iſt er Muſter für die ganze daſige modiſche Jugend. — Dort jagen dogmatiſche Spürhunde keuchend hinter dem zweifelnden tugendhaf-

ten Weisen her — und hier schwelgt der gläubige Bösewicht an dem Busen einer feilen Dirne, und wird dennoch schon hier ein Erbe des Himmels genannt. — Sehn Sie, in jenem Dachstübchen schwitzt und arbeitet der Arme ganze Nächte, und der reiche Wuchrer dort erndtet die Früchte seiner Mühe und seines Fleißes. — Hier paart sich ein entnervter, Wollüstling mit dem unschuldigsten Mädchen und freut sich, sie zu hintergehen und zu martern; indeß dort wieder ein edler Jüngling, der sich durch keine Hurerey und Unzucht entehrte, der Gatte einer treulosen Ehebrecherin wird. — Dort verpraßt der junge Wüstling das Erbtheil des Vaters, schießt sich am Ende die Kugel durch den Kopf, und neben seiner Leiche ringen arme Gläubiger mit ihren Kindern die Hände, flehen den Himmel um Rache, und

— gehn betteln. In jener Straße läßt ein reicher Plagegeiſt den armen Handwerker aufpfänden, weil er ihm funfzig Thaler Vorſchuß nicht ſogleich zurückbezahlen kann. Die Diener der Gerechtigkeit ſchleppen dem Aermſten ſeine Betten vom Boden — die Mutter muß ſogar den weinenden Säugling aus der Wiege herausnehmen (auch die Ruheſtätte der ohnmächtigen Kindheit ſchonen die Barbaren nicht) — die unglückliche Familie verläßt ſeufzend Haus und Stadt, und ſehn Sie: vier Monat darauf macht dieſer Henker ſelbſt Bankerutt, erbeutet aber freilich dabey mit Gottes Hülfe einen reinen Gewinn von 10000 Thalern. — Sehn Sie dort jene Paläſte? Auf ihnen ruht zehnfacher Fluch, und Millionen Thränen unmündiger Kinder, hülfloſer Wittwen. — Sehen Sie endlich in bunter Reihe das

ganze Heer aller der Thorheiten, Raſereien, Laſter und Carrikaturen, die unſere Städte zieren! Sie paaren ſich wie Brüder, und die Eintracht hält ſie zuſammen.

Sehn Sie, mein Theurer, das iſt ſo im allgemeinen ein Gemälde unſerer Welt. So iſts im Ganzen, und im Einzelnen iſts nicht beſſer zu hoffen. Große Städte, große Laſter; volkreiche Städte, zahlloſe Thorheiten. Auf allen Tritten ſtößt man auf neue Narrheiten, und wer nicht gern anſtößt, dem rathe ich, fein auf dem Dorfe zu bleiben.

Sie können leicht den Schluß ziehen, daß es auch in Leipzig an allen den Uebeln nicht fehlt. Ueberall iſt das Gute mit dem Böſen gemiſcht — überall finden ſich Schwächen — überall Mängel. Welcher Staat konnte ſich wohl

ſchon rühmen, lauter gute Bürger zu haben, und welche Nation war im Gegentheile wohl nie mit ſeiner Staatsverfaſſung unzufrieden? — Leipzig hat ſeine Gebrechen, aber die größere und bey weitem die größte Maſſe ſeiner Bürger iſt brav. Die Regierung wird ihre Fehler bekennen, aber größtentheils ſind ihre Einrichtungen zweckmäßig, ihre Verfügungen zum Wohl der Bürger berechnet, und das Einzelne, was etwa noch im Schatten ſteht, wird gewiß auch mit der Zeit und unter dem Streben redlicher Männer, ein lichteres, ein gefälligeres Gewand erhalten. —

Hat nun aber nicht jeder Gute ſeine Feinde, jeder Edle ſeine Anfechter und Tadler, jede Schwäche ihre Ausposauner? Lauern nicht auf allen Ecken Neid und Verläumdung? Wurden nicht ſchon oft ſelbſt

die unschuldigsten Dinge unter der Geißel hämischer Menschen, verdächtig gemacht, und am Ende wohl gar durch Aequivoken und spitzfindige Auslegungen in Verbrechen verwandelt? Diese Erscheinung war ja wohl schon von jeher keine Seltenheit, wird es auch in Zukunft noch weniger werden, am wenigsten aber in Leipzig, denn hier tritt noch ein ganz besonderer Umstand ein, bei dessen Erwägung ich ganz an jener Möglichkeit verzweifle.

Leipzig spielt in aller Hinsicht in Deutschland wie im Auslande, keine so ganz unbedeutende Rolle. Es wetteifert in der That mit so mancher größeren Stadt, und macht ihr sogar den Vorzug streitig. Leipzig kann sich vor vielen seiner Nebenbuhlerinnen so mancher bessern vortrefflichern Einrichtung, so manches seltenern, größern Produkts, eines

feinern, gebildetern Geſchmacks, und, wäre es auch nur das, daß Leipzig ſich eines vorzüglichern Sitzes der Muſen, eines blühenden, weit ausgebreiteten Handels rühmen könnte, immer Grund genug, um die Galle des Neidiſchen zu reizen, Urſach in Menge, um der Tadelſucht Blähungen zu machen Alles frohlockt zwar (wenigſtens dem Anſchein nach) über Beſſerwerden, und ſehnt ſich nach Vollkommenheit. Leuchtet denn nun aber endlich wirklich einmal aus dunkler Ferne ein Sternlein — wie der Blitz gehn alle Sehröhre in die Höhe — der Stern wird und muß ein kleines Irrlicht ſeyn — in ſeiner Mitte ſind dunkle Streifen — man prophezeiht ihm wohl gar ein baldiges Wiederverſchwinden; und wenn denn doch, das alles ohnerachtet, der Stern von Tage zu Tage heller ſcheint, und

ſelbſt Meiſterſtücke von Fernröhren keine dunkeln Stellen mehr in ihm aus⸗zuſpähen vermögen, wenn er allen Gu⸗ckern und Teutern zum Trotz, feſt und unverrückt auf ſeinem Poſten bleibt, alle Prophezeihungen zunichte macht, und im⸗mer heller ſtralt, je nun — dann nehmen die boshaften Seher zum Blenden ihre Zuflucht, und will auch dieß nicht mehr geben, ſo erdichten ſie ſchaamlos beliebi⸗ge Fehler — fingiren und formiren Lügen.

Sehn Sie, mein Theurer, ſo gieng es auch vergleichsweiſe mit Leipzig. Auch dieſe Stadt ſchwang ſich nach und nach zu dem Lichtglanze empor, deſſen es ſich jetzt ohne Uebertreibung kühn rühmen darf. Leipzig machte Epoche, und ward vielleicht ſchon dadurch niedrigdenkenden Ausländern ein Dorn. Die Einheimi⸗ſchen — Eingebornen oder Eingewander⸗

ten — fühlten, und fühlen noch, was Leipzig iſt; ohne Neid und Scheelſucht konnten ſie aber dieſe ſeltenen Vorzüge unmöglich ertragen. Niedere kleine Seelen mußten ſich reiben (es juckt ſie ja ſtets!), und da denn die dermalige Vollkommenheit im Allgemeinen jeden glücklichen Verſuch der Tadelſucht und des Neides ſchon im voraus unmöglich machte und zu Boden ſchlug, je nun, ſo wählte man den leichtern, aber eben darum den ſchändlichern Weg — gieng mit giftiger Zunge auf einzelne Familienglieder loß — ſuchte da Schwächen, Mängel und Verkrumzen (ſie ſind ja überall ſo leicht zu finden), poſaunte ſie mit teufliſcher Freude aus, wo man nur konnte — übertünchte die ſchändlichen Gemälde mit einem Firniß der Uebertreibung, der freilich wohl ſelbſt bey dem Unbefangenſten Ekel er-

regte — machte aus Zwergen ungeheure Riesen — schuf und metamorphosirte einige anstößige Stellen zu kolossalischen Klumpen — wässerte dann, um bei den Lästernen desto gewisseren Eingang zu finden, diese Massen mit einem Schwall wollüstiger Unflätereien — sorgte durch Druck und Bestechung niederer Buben, für die möglichst schnelle Verbreitung derselben, und jauchzte nun, alles gethan zu haben, um Leipzig im Auslande sowohl, als in sich selbst, auf ewig mit einem unvertilgbaren Schandflecken zu brandmarken. Für einige wenige schlechte also, sollte die bei weitem größere Zahl der Bessern büßen, und durch diese wenige bald ganz Leipzig ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus werden.

Um die Galle dieſer verläumderiſchen Geſtien nur noch mehr in Aufruhr zu bringen, kommt unglücklicher Weiſe ein ſehr wichtiger Umſtand hinzu, der allerdings wohl eine beſondere Erwähnung verdient.

Der herrſchende Ton in Leipzig, kann freilich nicht durchaus auf allgemeinen Beifall rechnen. Der Ton unter unſerer vornehmeren Claſſe iſt freilich immer noch der alte, ſo oft gerügte, ſteife, ſtolze, zurückſchreckende. Viele unſerer vornehmeren Stände, und unter ihnen namentlich der kaufmänniſche Stand, bilden nun einmal die Götter der Stadt, und Götter haben ihre Launen — ihre Kapricen — um ihre Hoheit ſtrahlt immer ein gewiſſer Nimbus, den der Laie nicht vertragen kann. Gottheiten haben ihre Lieblinge, nicht jedem iſt

der Zutritt offen, ſie bilden ihre eigenen Zirkel, und erſehen ſich zu ihren Geſellſchaftern nur geſchmeidige, biegſame, artige, gefällige, humane, und freilich mögen ſie keine fünfeckigen Tölpel. Wer kanns ihnen verargen? Zu ihrem Gebote ſtehen volle Seckel, Karoſſen und Reitpferde. Wir Aermern gehn mit unſerer ganzen Baarſchaft in der Taſche zu Fuß. Soll das nicht krümmen? Ließen Sie uns nur wenigſtens noch zuweilen das Vergnügen, Geweihete und Genoſſen ihrer Zirkel, und Theilnehmer ihrer Vergnügungen zu werden, ja gewiß, dann ließen auch wir ſie gern ſamt ihren vollen Seckeln, Karoſſen und Reitpferden in Ruhe. Aber, nun ſie uns auch aus ihren Zirkeln verbannen, ſpeien wir natürlich unſern Geifer über ſie aus. Der Vernünftige fühlt zwar wohl auch das

Unſchickliche dieſes Betragens der höhern Stände recht gut; es kränkt ihn, daß er bey dem beſten Herzen und bey den rühmlichſten Vorzügen nur darum aus der Mitte ſeiner vornehmern Brüder verdrängt zu ſeyn ſcheint, weil er kein Geld hat, weil er ſich vielleicht aus niederm Herkommen durch Fleiß und Betriebſamkeit erſt zu dem erheben mußte, was er jetzt iſt. Er fühlt dieſe lächerliche Steifheit, dieſe ſpaniſche Grandezza — aber er ſchweigt, wie immer der Vernünftigere ſchweigt, und — lächelt. Er iſt ſich ja ſelbſt genug, und findet wahrlich in einem kleinen Zirkel redlicher Freunde oft weit mehr Erſatz, als in den größern der überverfeinerten Welt.

So urtheilt und ſo benimmt ſich nun zwar der Vernünftige unter der Menge der murrenden Zurückgeſetzten, aber

wie wenig Vernünftige giebt es wohl unter einer so beträchtlichen Menge? Werden denn nicht gerade die, welche am allerwenigsten Ansprüche zu machen befugt wären, am allererbärmlichsten schreien? Werden dann nicht gerade die, deren vierschrötiges Aeußere schon den vollendeten Tölpel verräth, am fürchterlichsten rasen und toben? Werden nicht gerade die elendesten, die verstümmeltesten, verkrüppeltesten und böckerigtesten Seelen, die wahrlich, unter eine bessere, gebildetere und vornehmere Menschenklasse versetzt, nur zu kräftig ihren Unwerth fühlen würden, werden nicht gerade diese den größten Feuerlärm machen? Wer ganz von Werthe entblößt ist, der mag ihn auch an andern nicht leiden; und machen vollends äußere Glücksgüter, Stand und Geburt, diesen Werth noch etwas hervorstechender

und gelleuder, nun dann kann man ſicher auf Schmähungen pöbelhafter Läſterzungen ſich gefaßt machen, — man entgeht ihnen (wenigſtens bey ſehr vielen!) höchſtens mit einer — Schüſſel voll Eſſen, und einer tüchtigen Skelettanne Bier!

Sehn Sie, mein Lieber, ſo kann wirklich oft ein ganz kleiner Umſtand zu mancherley Unannehmlichkeiten beitragen, und wirklich ſchade, daß wir uns eines Theils dießmal jenes Unangenehme ſelbſt zurechnen müſſen. Es heißt hier nun ein für allemal: „Der Leipziger Kaufmann iſt ſtolz, es hält äußerſt ſchwer, Zutritt zu ſeinen Zirkeln zu haben — wenigſtens müſſen doch die Competenten Adliche oder Söhne reicher Aeltern ſeyn.“ Das ſagt einer dem andern, einer betet es dem andern nach, ohne zu prüfen, und nun macht man ſichs zum Grundſatz, die

Strafbaren, die Verächter (der Tölpel) zu züchtigen, zu geißeln, und mit Pasquillen unter dem Schilde sogenannter Satyre und Persiflage zu brandmarken. Man stößt mit leichter Mühe auf einige Schlechte, über diese fällt man mit Tigerwuth her, kritisirt alle ihre Handlungen, begeifert auch wohl ihre edelsten Züge mit giftiger Lauge, und urtheilt ab nach gallsüchtiger Strenge. Sagt aber, ihr Schurken, wer rufte euch zum Richter fremder Thaten auf?

Ich wünschte recht sehr, mein Theurer, sie möchten obige nur erst ganz flüchtig hingeworfene Gedanken etwas weiter verfolgen, als ich vor der Hand im Stande bin, es zu thun. Halten Sie sie nicht für so unbedeutend — bei näherer Prüfung dürften sich viel-

leicht mancherley wichtige Resultate aus ihnen ergeben.

So gewiß und zuverläßig nun aber auch immer diese eben angeführten Umstände als triftige, beiwirkende Ursachen betrachtet werden müssen, warum gerade hier der Pasquille und der Pasquillanten so viel sind; so sind meines Erachtens doch aber immer noch weit wichtigere Quellen vorhanden, aus welchen wir die Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage, sicherer und mit etwas mehrerer Zuverläßigkeit erörtern könnten. Sie werden nicht abgeneigt seyn, mir beizupflichten, wenn ich vor allen andern vorzüglich eine jetzt sehr stark grassirende Pest, — die leidige Schreibsucht, hierher rechne.

Alles will den Trieb, groß zu werden, befriedigen, und die meisten suchen

ihn im ungeheuern Ocean der Schriftstellerey und des Bücherschreibens abzukühlen. Schriftsteller — Autor — Verfasser — diese Namen haben für viele einen zu wohlthuenden Reiz, sie sagen sich dieselben so lange vor, bis sie alle Schüchternheit verlieren, muthvoll die Feder ergreifen, und dann endlich mit den Erstgeburten ihres Verstandes (?) in die Wochen kommen. Der Kitzel, du bist Schriftsteller, ist zu wollustgebend, als daß nicht ganze Rotten bärtiger und unbärtiger Knaben, von ihm angesteckt werden sollten. Der Weg, durch Schriftstellerey sich einen Namen zu machen, scheint ja überdem so bequem, so leicht, und so wenig schwürig, daß ihn gewiß viele mit weit größerer Behaglichkeit einschlagen, als wenn es darauf ankäme, auf dem Wege der Handwerker durch ein Meisterstück

zünftig zu werden. Nun haben aber das Publikum und der verderbte, verschrobene Geschmack desselben, ganz sicher an diesem Unfuge mehr Schuld, als unsere Autoren selbst. Denken Sie nur, es las ja und liest noch heute die elendesten Subeleien mit einem Heißhunger, der alle Bücherverleiher in Allarm setzt, und die besten, vortrefflichsten Werke werden zur Vergessenheit verdammt. Sich zum Lieblingsschriftsteller unserer Damen und unserer süßen Herren zu schmieren, ist ja heut zu Tage ein federleichtes Ding. Brav Ohnmachten, Pistolenschüsse, Dolchstiche, vergiftete Limonadentränke, Seufzer und Flüche geschwängerter Schönen, Mondscheinklagen, Rüdengebell, knarrende Klosterfähnleins, Sturmgeläute, Raufgeschichten bärbeißiger Ritter, und mitunter ein wenig Wellengeplätscher, Wind-

geheul, Rabengekrächz und Kauzgeschrei — das sind so die Zimmtblüten unserer verwöhnten Leckermäuler — und um nicht den Aerger zu haben, daß der Buchhändler über Makulatur schrete, muß man alle Seiten wenigstens mit einigen derselben bestreuen!

Schriften wichtigern Belangs, ernsterer Art, höheren Interesses — Schriften voll Kraft und Geist — Schriften, die der Wollust, dem Aberglauben, der Schwärmerey, die den Thor- und Tollheiten den Krieg ankündigen, gerade diese sind jetzt am übelsten daran, gerade diese sind jetzt am unglücklichsten, — sie liegen, wenns hoch kömmt, auf den Studiertischen einiger Weisen, indeß unsere Damen und unsere Galanthommes über dem unaufhörlichen Lesen jener Mißgeburten sich fast die Augen verderben.

Kaum glaublich! und dennoch liegt die Richtigkeit der Behauptung am Tage; wer noch zweifeln wollte, den verweise ich auf die Leipziger Leihbibliotheken. Sapienti sat!

Glauben Sie denn nun aber nicht, mein Theurer, daß dieser verderbte Geschmack, diese unzeitige Nachsicht unseres Publikums gegen dergleichen elende, sinn- und geistlose Produkte und ihre Erzeuger, daß endlich diese entschiedene Verachtung und Abneigung vor alle dem, was das entfernteste Gepräge des bescheidenen, emsigen Forschers nach Wahrheit, des sorgsamen Denkers über Menschenwohl, Veredlung und Moralität trägt, der guten Sache der Menschheit einen unübersehbaren schrecklichen und nicht zu berechnenden Schaden zugefügt habe? Gar nicht zu gedenken, daß gewiß so mancher hell-

denkende freie Kopf beim erſten fehlgeſchlagenen Verſuche, ſchon muthlos, laß, und furchtſam wurde, weil er die erſten Blüten ſeines Geiſtes und ſeines Fleißes von einem unzüchtigen Romane verdrängt, allmählich der völligen Vergeſſenheit entgegen weiſen ſah! Nicht zu gedenken, daß wir vielleicht eben dadurch ganz unverantwortlich um ſo manches geiſtreiche noch ſchlummernde Genie gleichſam gefliſſentlich betrogen worden ſind! Dieß alles, ſo wichtig und unbezweifelt es auch immer ſeyn mag, abgerechnet, ſo haben wir uns auch noch überdem lediglich hieraus das Unglück zuzuſchreiben, daß wir nun mit zahlloſen Heeren der elendeſten und erbarmungswürdigſten Autoren überſchwemmt worden ſind, deren höchſtes Verdienſt allenfalls darin beruht, daß ſie darauf ausgelernt ſind, mit einer un-

erhörten Frechheit ihre Waare auszuschreien, und also — ihre eigenen Trompeter zu seyn. O! da nur diese Herren erst sahen, daß der Weg, im Publiko einen Namen zu erhalten, und sich selbst beliebt zu machen, so leicht, so bequem sey; so war auch ihrem Nasen von nun an nicht mehr zu steuern. Sie kamen gar bald in zahlloser Menge wie gelle Blitze zum Vorschein — überzogen uns (eine zweite ägyptische Plage) wie die Heuschrecken — und aus jedem Platzregen, der vom Himmel fiel, schienen auch Schriftsteller zu purzeln.

Ueber Leipzig scheint sich nun aber ganz vorzüglich ein schrecklicher Wolkenbruch ergossen zu haben, denn wo man nur hinsieht, stößt man auf — hungrige Autoren. Alles was hier nur Hände hat (denn den Kopf läßt man gewöhnlich in

Ruhe)! ſchreibt, und in unſern Ringmauern ſpuken wenigſtens an zweihundert ſolcher rüſtiger Schreiber unter dem Schilde ſogenannter Privatgelehrten. Hunger iſt bei den meiſten die Triebfeder ihrer Arbeiten — mit Allgewalt ſtößt ſie der bellende Magen zum Schreibtiſche hin. Die Herren ſelbſt werden meiner Behauptung das Wort reden, und ſchon die mehreſten ihrer Erzeugniſſe legen dar, wes Geiſtes Kindlein ſie ſind.

Ich ehre die Armuth, und dann doppelt, wenn ſie raſtlos iſt; ich ehre den Armen, der ſich des Bettelns ſchämt und lieber arbeitet, weit mehr, als den reichen Mann, welcher ihm vor einigen Tagen ein monatliches Allmoſen anbot. Aber ich bedaure auch den Armen, wenn er, der wahnwitzig bisher einer höhern Sphäre ſich weihete, Ge-

genſtände zu ſeinen Erwerbes-Zweigen wählt, denen er nicht gewachſen iſt, und verachte ihn ſogar dann, wenn er auf dem Wege der Niederträchtigkeit, auf Koſten der Ruhe und der Ehre ſeiner Mitbürger, ſich beſſere Tage machen kann. Wie viel es der bettelarmen Studirenden giebt, iſt bekannt: der Staat ſollte wachen über dieſe Ungebürniß, oder, wenn er es nun einmal gut heißt, daß ſeine Univerſitäten voll gepfropft ſind von dieſen bedaürungswürdigen Elenden, ſo ſollte er ſie wenigſtens ernähren — denn — Armuth lehrt wahrlich viel Böſes!

Sie werden fühlen, mein Theurer, was ich ſagen will; es iſt beim Himmel keine Chimäre. Wenn ich auf dem Punkte ſtehe, zu verhungern, und einige Bogen giftige Läſterungen können mich

retten, was werde ich thun, wenn nicht etwa mein moraliſches Gefühl ganz edel und erhaben iſt? Und wie viel haben wir wohl derer aufzuweiſen, die man ohne Uebertreibung rein moraliſch nennen könnte?

So fahren denn dieſe Menſchen, wenn Noth am Mann geht, gleich reiſſenden Beſtien gierig über unſern guten Namen her. Es iſt nichts leichter, als Menſchen verläumden, und nichts wird dabei ſo heißhungrig verſchlungen, als ſchändliche Schmähungen. Das wiſſen dieſe Ungeheuer ſo gut, als ihre Verleger, und werden daher reichlicher von ihnen ſalarirt, als wenn ſie das ſchönſte wiſſenſchaftliche Werk lieferten. Dieſe Lockſpeiſe gefällt, und der angehende Satiriker wird endlich für Zahlung der ſchändlichſte Pasquillmacher.

Das gilt überhaupt, und also auch hier.

Was nun aber die übrigen, weniger hungrigen Schreibhelden anlangt, so ist es ebenfalls unläugbar, daß ihre zu ungeheuer angeschwollene Zahl auf die häufigere Erzeugniß und Existenz der Pasquille einen merkbaren, und leider nur zu großen Einfluß habe. Denken Sie sich eine Heerde Menschen, die nichts thun, als Jahr aus Jahr ein die Pressen mit ihren Produkten zu beschäfftigen. Denken Sie sich unter dieser ganzen Heerde nur einige wenige, die wirklich Epoche machen, und nehmen Sie an, daß die meisten übrigen fade Köpfe — armselige Krüppel — geist- und hirnlose Schwindler sind, so werden Sie mit leichter Mühe den Schluß ziehen können, wie kurz die Dauer dieser schriftstellerei-

schen Laufbahn seyn möge — wie bald sich, deutlicher gesagt, diese Menschlein ausschreiben müssen. Sie fühlen nur zu bald ihre Ohnmacht — sie sehen das Grab ihrer Ehre — sie flehen alle Roman- und Ritter-Gottheiten händeringend um Hülfe, aber das bischen Geist ist von ihnen gewichen, sie ergreifen die Leier, oder machen aus Angst, aus Rache, oder Zeitvertreib, Pasquille, die sie mit dem viel sagenden Namen der Satyre vermänteln. Diese letztern Ereignisse sind wirkliche Data aus dem curriculo vitae eines solchen verzweifelten Schriftstellers, und denen, die nicht eher glauben, als bis sie Nägelmal in Nägelmale legen, könnte ich mit leichter Mühe das ganze Faktum durch speciellere Nebenumstände beweisen.

Würden wir dieſe Jeremiaden aber wohl führen dürfen, wenn unſere Leſewelt etwas weniger galant gegen die erſten Mißgeburten dergleichen Federhelden wäre, und jedem ſolchen verkrüppelten Kinde ohne Barmherzigkeit ſogleich den Hals umdrehte? — Würden wir wohl nöthig haben, dieſe Klagen zu erheben, wenn unſere Cenſoren, denen es obliegt, über freche Schriftſteller zu wachen, auch mit den unzüchtigen Roman- und Schauſpiel-Schmierern etwas ſtrenger verführen? — Würden wir endlich wohl ſo ſchrecklich mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Erzeugniſſen beläſtiget werden, wenn der Staat dafür ſorgte, daß doch endlich einmal ein geſegneter Anfang mit zweckmäßiger Auswahl und Beſtimmung unſerer Studirenden gemacht würde?

Doch, alle dieſe bisherigen Bemerkungen ſehen Sie abermals wieder als bloße hingeworfene Bruchſtücken an; Ihnen iſt vielleicht die Zuſammenſetzung derſelben aufbehalten, nehmen Sie aber ja ein gutes Bleiloth zu Hülfe, damit Sie in der Richtung nicht fehlen. Verfolgen Sie in heitern Stunden obige Ideen, wenn Sie ſolche für nicht ganz unwürdige Gegenſtände Ihres Nachdenkens halten, etwas weiter als ich auch bey dem beſten Willen jetzt nicht im Stande bin. Denn faſt dürfte ich ſagen: meine Stunden ſind gezählt, nur wenige derſelben hab ich noch in freier Gewalt. Aber, ſobald ich mich nur einigermaßen herauswinden kann aus dem Wirrwarr meiner Geſchäffte, ſo ſtehen Ihnen auch dann bey dem Nachdenken über dieſe Materie, mein Eifer — meine Beihülfe —

mein Rath — meine Erfahrungen und Quellen deste gewisser zu Dienſten. Als ächte Patrioten und Freunde des Guten laſſen Sie uns denn gemeinſchaftlich dahin arbeiten, den Quellen dieſes Uebels nachzuſpüren bis zu ſeinem erſten Entſpringen; laſſen Sie uns vereint über die beſten und kürzeſten Mittel nachdenken, welche fähig ſind, dieſe Kanäle zu ſtopfen; laſſen Sie uns vor allem die Sprache der Freimüthigkeit führen, die Fürſten aufmerkſamer, wachſamer und entſchloſſener, den Staat endlich vertrauter und wärmer für ſein eigenes Intereſſe machen. Hoffen Sie nicht, daß uns beide einſt noch danken werden?

Den letzten Grund endlich, warum gerade hier der Pasquille und Pasquillanten ſo viel ſind, glaube ich mit aller Wahrſcheinlichkeit in der Exiſtenz ſo vie-

ler in Leipzig lebender, müßiger Köpfe — Tagediebe — und Gauner aufgefunden zu haben.

Sie glauben nicht, Lieber, wie arg wir mit dieſer Menſchenrace beimgeſucht ſind, kaum daß man ſich vor ihnen retten kann. Und nun fragen Sie einmal dieſe Menſchen nach ihren Geſchäfften, ſo thun ſie dennoch ſo emſig, als brennte ihnen der Kopf. Der eine ſchwört Stein und Pein er könne heute ſeinen Arbeiten auch nicht eine Minute zu dem geringſten Vergnügen abbrechen. Der andere erzählt uns (unter der Vorausſetzung, daß er ein Gelehrter ſey), mit der wichtigſten Miene von einem friſchen Contrakte, den er neuerdings erſt mit einem fremden (denn den Einheimiſchen haben ſie nie etwas von ihren Werken gegeben! Die guten Leute wollen gern unter-

kannt bleiben) Buchhändler geschlossen, und laut dessen er nun auf zwey volle Jahr wieder zu thun habe. Der dritte versichert uns auf seine Ehre, der Arzt habe ihm, wenn er nicht bald anfangen würde, seinen unaufhörlichen sitzenden Arbeiten ein Ende zu machen, prophezeiht, er sey unwiederbringlich verloren. So machen uns denn überhaupt alle diese Menschen von ihren Geschäfften und Arbeiten einen Dunst vor die Augen, daß wir leicht verführt werden könnten, dem täuschenden Scheine zu trauen, wenn sie sich zum Glück nicht selbst so arg verriethen. Denn schon vom frühen Morgen an durchlaufen diese Creaturen alle Straßen und Gassen, sind schon nach neun Uhr in allen Kellern und Hoteis zu finden, Nachmittags schon bey guter Zeit auf den Kaffeehäusern, oder

im Sommer auf den Dörfern, und gewiß kann endlich kein Festin und keine Schmauserey glücklich vollbracht werden, wenn sie solche nicht mit ihrer hohen Gegenwart beehrten. Nun frage ich Sie, mein Lieber: ist es nicht die unverschämteste Dreistigkeit, wenn uns diese Menschen unter so bewandten Umständen immer noch versichern können, daß sie von Geschäfften und Arbeiten gleichsam gedrückt würden?

Was nützen aber solche Müßiggänger dem Staate, oder was schaden sie ihm vielmehr? Ich kann mich hier auf die Auseinandersetzung dieser Frage unmöglich einlassen — dem Beobachter springt ja ohnehin das Resultat schon bey einer flüchtigen Uebersicht in die Augen.

Unnütze Glieder muß man entweder zu nützlichen zu machen ſuchen, oder wenn dieß durchaus unmöglich wäre, wenigſtens darauf bedacht ſeyn, daß ſie fürs Ganze unſchädlich werden, und zu dieſem Zwecke ſind ja eben unſere Zucht- und Arbeitshäuſer erbauet, nicht dazu gerechnet, daß auch unſer Militair ſolche Müßiggänger und Gauner am beſten in Thätigkeit zu ſetzen vermag!

Daß nun dieſe Art Menſchen aber, ſo manches andre Böſe, das ſie ſtiften, gar nicht erwogen, auch zu unſern Pasquillen ein beträchtliches Contingent liefern mögen, wird keinem unwahrſcheinlich vorkommen, der da weiß, zu welchen unglücklichen Einfällen oft Müßiggang und Langeweile verleiten. Der Tagedieb hat am erſten Muſe, alle Neuigkeiten auszuſpüren, in alle Familienverhältniſſe

einzudringen, und am ersten Gelegenheit, jede Schwäche zu belauern. Dem Manne von Geschäfften ist dieß unmöglich; ihn drücken seine Arbeiten, und am Abend ist er froh im Zirkel seiner Lieben, bekümmert sich wenig um das, was außer ihm vorgeht. Jene sind wahre Tagebücher unserer Stadtneuigkeiten, von ihnen geben zuerst alle Nachrichten, die guten, wie die bösen, aus; aus ihren Händen erhalten wir übrigen sie erst dann, wann jene für gut finden, uns damit bekannt zu machen, und daß dieß meistentheils nicht früher erfolge, als bis sie ausstaffirt sind, mit der hämischesten Uebertreibung, und den bosbaftesten Zusätzen, wird wohl niemand bestreiten, der nur oberflächlich den Charakter dieser Menschen kennt.

Schon darum alſo könnten wir ihnen einen groſsen Theil der Urſach zu den öftern hier gangbaren Pasquillen anrechnen, und wenn wir nun vollends dazu nehmen, daſs die Reinheit oder Verfälſchung ſolcher Nachrichten und Vorfälle, welche unſere Pasquillanten zu ihren giftigen Ausfällen benutzen, in den Händen dieſer Menſchen ruht, ſo wären ſie, auch ohne daſs ſie ſelbſt Urheber und Verfertiger derſelben ſeyn ſollen, ſchon deshalb ſtraffällig genug!

Allein, ob wir bey genauerer Unterſuchung nicht vielleicht ſehr oft die wahren Urheber und Verfertiger in ihnen ſelbſt entdecken könnten, will ich, wiewohl es mir nicht ſo gar ſchwer fallen ſollte, meine Behauptung zu rechtfertigen, bis jetzt noch an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Aber, noch einmal: wollten wir

ſie auch ganz von den letztern Verbrechen entbinden, ſo bleibt es doch darum ewig wahr: Tagediebe, müßige Köpfe, Faulenzer und Gauner — ſind das Verderben der Staaten — ſie ſind eine Peſt, der man wahrlich eben ſo ſchnell und kräftig als dem Blatternübel, entgegen arbeiten ſollte. Mein Lieber, laſſen Sie uns ein Freikorps errichten, Leipzig zum Werbeplatze machen, und Sie ſollen fürwahr ihr blaues Wunder ſehen, denn bloß unſere Müßiggänger, Tagediebe und Gauner will ich zuſammen treiben, und ich wette Eins gegen Hundert: in acht Tagen haben wir ein ganzes Bataillon!

Doch, hiermit will ich gegenwärtige Bemerkungen ſchließen. Es wäre mir zwar noch ſo manches zu erinnern übrig, allein Sie haben doch nun, wie ich hoffe, hieran ſchon Stoff zu mannichfaltigen Be-

trachtungen über dieſen Gegenſtand in Menge. Sie können, bey weiterer Verfolgung dieſer, jetzt blos noch hingeworfenen Bruchſtücke, auf ſo manches ſtoßen, was Ihnen vielleicht entgangen ſeyn würde, wenn ich Sie durch meine Ideen nicht aufmerkſamer gemacht hätte. Sie werden vielleicht manchen Umſtand, der Ihnen bisher ganz unbedeutend ſchien, nunmehr weit wichtiger finden. Sie werden endlich auch, da ich Ihnen ſo manches aus dem Wege geräumt zu haben glaube, gewiß weit ſchneller auf dieſem gebahnten Wege fortgehen, und ſo mancher wichtigen Entdeckung begegnen können, die Sie, ehe ich jene Hinderniſſe hob, ganz ſicher verfehlet hätten. Und in der That, wenn es auch nur dieß einzige Gute wäre, das ich durch dieſe wenigen oberflächlichen Bemerkungen ge-

ſtiftet hätte; wenn es auch nur dieß einzige wäre, daß Sie von nun an in ihren Fortſchritten ſchneller und gewiſſer gehen könnten, ſo ſchätzte ich mich glücklich und belohnt für meine Mühe genug.

Nachſchrift.

In dem Augenblicke, da ich Ihnen den letzten Abſchnitt dieſer gegenwärtigen kleinen Abhandlung zu überſchicken gedenke, erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 17ten dieſes, nebſt der beigefügten Anlage. Bevor ich mich aber nicht genau von allem unterrichtet habe, kann ich mich auch unmöglich auf eine vorläufige Erklärung einlaſſen, Sie werden alſo ſchon einige Poſttage in Geduld ſtehen müſſen.

Der Ihrige.

Fünfter Brief.

Nun kann ich denn endlich Ihre Wünſche erfüllen, mein Theurer. Sie überſchicken mir zu Ihrem letzten Briefe eine Beilage, die ich nie gewünſcht hätte in die Hände zu bekommen: es iſt ein neues Produkt der Bosheit, an Schändlichkeit alle vorige übertreffend, ja, es mag an Niederträchtigkeit ſie wohl alle weit hinter ſich zurück laſſen. Unerhörte Frechheit! Faſt könnte man ſich hier wider das Beſte der Menſchheit verſchwören, und den ſtrengſten, ſchärfſten Preßzwang wünſchen. O, wie ſind wir doch ſo tief gefallen! wahrlich, noch nie tiefer, als jetzt.

Sie haben es alſo geleſen, dieß Werk der unerhörteſten Bosheit und Schmäh-

ſucht; Sie haben es geleſen, früher als ich, vor wenig Wochen noch ein Einheimiſcher, und wollen auch mein Urtheil nun hören?

Ja, Theurer, es ſoll Ihnen werden. Lohnend wird es für mich ſeyn, die gekränkte Ehre aus den Mörderklauen eines Buben zu retten — der weinenden Unſchuld die Thränen zu trocknen, und von dem guten Namen des verläumdeten Edeln die Flecken wegzutilgen, die ein ruchloſes Ungeheuer ihm aufzudrücken gedachte. Ja, mein Theurer, ich will, ſo weit mirs möglich iſt, ſie alle zerſtreuen, dieſe Nebel der Täuſchung — ſie in ihrer ganzen Blöſe darſtellen, dieſe armſeligen Lügen, und ſie alle zurückſchlagen, dieſe niedern Verläumdungen. Aber nur nicht, wie gewöhnlich, durch Schmähungen. Nein! ich bin gewohnt, ruhig zu prüfen, und

mit eben der Mäßigung lege ich Ihnen meine Resultate dar. Erwarten Sie keine heftigen Ausfälle: ich verabscheue sie in eben dem Grade, als ich den Pasquillanten — bedaure.

Nach dieser Art von Widerlegung würden Sie Sich also hier vergeblich sehnen; sie scheint mir mit allen ihren Eigenheiten für den geraden Mann viel zu unwürdig. Dafür lassen Sie uns mit scharfen Blick alles überschauen, was dazu beitragen kann, ein so elendes Gemächt der Bosheit in seiner schändlichen Blöße darzustellen. Lassen Sie uns selbst die kleinsten Nebenumstände auffangen, vielleicht helfen sie uns doch wohl das Ganze vollenden. O, wie wollte ich mich glücklich schätzen, wenn ich durch meine Bemühungen es dahin brächte, daß wenigstens nur einer mir dankte, daß ich

wenigſtens die Thränen nur eines Mannes oder eines Weibes ſtillte; und daß gewiß der letztern heute noch ſo manche fließen, ach! wem ſollte dieß die bange Ahndung nicht ſagen!

Der Ihrige.

Sechster Brief.

Um im Allgemeinen über vorliegende Schrift (Leipzig im Taumel) ein Urtheil zu fällen, ſo erlauben Sie mir, Ihnen verſichern zu dürfen, daß ſie nach meinen Hinſichten wenigſtens eigentlich kaum einer Erwähnung verdient. Schon Styl und Sprache, logiſche Fehler gar nicht in Betrachtung gezogen, verrathen einen ganz gemeinen ſeichten Kopf, und zeigen nur zu deutlich, daß es ihrem Manne

durchaus an Scharfsichtigkeit, richtigem schönen Denken, und also auch an dem daraus folgenden richtigen und schönen Ausdrucke fehlt; Mängel, die allein schon den Entschluß nothwendig machen, nur unter der strengsten Anonimität der Welt sich zu zeigen. Inzwischen möchte dieß alles noch ungeahndet dahin gehen, (es zeigt ja, daß kein Mann von Kopf und Verdienst sich einer so schlüpfrigen Arbeit unterzog; und dieß muß nothwendig sehr tröstend für alle Verläumdete seyn)! auch wollte ich überhaupt sehr gern diese ganze Rüge unterlassen, wenn nur der Verfasser (ob er gleich vielfältig mit dem Gegentheile prahlt,) als einen strengeren, scharfsichtigeren Forscher der Wahrheit sich bewiesen, und nicht auf allen Seiten zu deutlich an den Tag gelegt hätte, daß es ihm bey seinem ganzen Unternehmen um

nichts, als bloße, pure Verläumdung zu thun war! In der Folge werden Sie sehr oft diese Behauptung gerechtfertiget finden, und es soll mir nicht schwer fallen, Ihnen haarklein zu beweisen, daß Ebren-Lagophthalmus sehr schlechte Augen haben müsse, oder doch mit Vorsatz schief gesehen habe.

Es fehlt ihm ferner an allen nur möglichen Lokalkenntniß, und genau betrachtet, kommt es mir wirklich nicht anders vor, als sey das ganze saubere Werkchen zum Besten eines armseligen Buchhändlers berechnet — also eine elende Spekulation. Konnte denn diesem auf keine andere Weise unter die Arme gegriffen werden? Mußte es denn gerade auf Kosten des guten Namens und der Ruhe so manches biedern Man-

nes, und ſo manches edlen Weibes geſchehen? — —

Um vom Titelblatte auszugehen, ſo bekenne ich gern: ich erwartete anfangs ein Luſt- oder Schauſpiel darunter, und nur die ſogenannten Originalbriefe brachten mich von dieſem Irrthume zurück.

Die Vorerinnerungen, welche nöthig ſeyn ſollen, den Verfaſſer vor Rad und Galgen zu ſichern, ſcheinen mir wenigſtens höchſt unnöthig, und dienen höchſtens dazu, den Verfaſſer im voraus ſchon als einen ſeichten Alltagskopf zu verrathen. Entgeht er nicht etwa durch glücklichen Zufall der Entdeckung und der nothwendig daraus folgenden verdienten Strafe — ſeine Vorerinnerungen können ihn wahrlich nicht ſchützen.

Eben ſo alltäglich iſt die Liſt, wenn er behaupten, und ſich dadurch gleichſam rechtfertigen will, als ſey er bloß Herausgeber, und nicht Verfaſſer dieſer Briefe ſelbſt. Weit beſſer würde es (wenn denn nun ja ſein Angeben in der Wahrheit beruhete!) geweſen ſeyn, er hätte dieſe elenden Beleſchaften dem Feuer gewidmet; wir wollten's ihm Dank wiſſen; und verloren hätten wir durch ihre Vertilgung wenigſtens nichts! — Daß er aber von ſeinem Libell als von einem Werke ſpricht, „das wohl werth wäre, in den Händen jedes Weiſen und jedes Thoren zu ſeyn," iſt nie erhörte, unverſchämte Frechheit, und beweiſet zur Genüge, daß in ihm Unverſtand und Eigenliebe, vereint mit einem lächerlichen Stolze, ſich brüderlich paaren.

Nicht weniger beleidigend iſt die Zumuthung, daß wir für beißende, feine Satyre nehmen ſollten, was doch eigentlich bloß verächtliches Pasquill iſt. und fühlt der Verfaſſer wirklich den Unterſchied zwiſchen beiden ſo wenig, ſo können wir höchſtens ſeine Unwiſſenheit beklagen, und ſchätzen uns glücklich, daß ganz Leipzig ſein Büchlein ſchon wenig Tage nach ſeinem Erſcheinen als eine elende, erbärmliche Sudeley großmüthig zu verachten wußte! Schon dadurch, glaube ich, wird ſein Stolz um ein merkliches gebeugt ſeyn, und ſollte nun gar die ganze Spekulation unglücklich ausfallen, und der Verleger ſein Plänchen mißlingen ſehen, (wie ich dieß von Grund der Seele wünſche!) ſo würde Herr Lagophthalmus vollends ganz darniedergebeugt, und wir (lebt er in unſern Mauern) vielleicht

recht bald in den Stand gesetzt werden, den saubern Vogel an seinen hängenden Flügeln zu erkennen.«— —

Zum Eingange des ersten Briefes versichert uns der Verfasser nochmals auf das feierlichste von seiner ungeheuer großen Wahrheitsliebe, und macht uns gleichsam recht innig mit dem Satze vertraut: daß Lügen den ehrlichen Mann schänden, und ganz unter seine Würde herabsetzen! Wie unzählig oft aber Herr L. selbst wider die, sen gepriesenen Satz gesündiget, wie arg er daher selbst geschändet, und wie tief unter alle Würde er herabgesetzt worden seyn müsse, alle diese Punkte wollen wir ihm vor der Hand um so lieber bloß zu Gemüthe führen, und uns einstweilen dabey beruhigen, je öfterer wir noch auf Stellen stoßen werden, aus welchen sein

unredliches Benehmen nur zu deutlich hervorſpringt.

Daß zuförderſt aber die S. 18. verſprochenen Winkel-Nachrichten unter allen übrigen noch die glaubwürdigſten ſeyn mögen, wird niemand zu bezweifeln wagen, der aus ſo manchen ſeiner Aeußerungen mit leichter Mühe den Schluß gezogen hat, daß Herr L. ein ganz ungemeiner Freund aller Löcher und Schlupfwinkel ſeyn müſſe.

Das Wenige was L. im halleſchen Thore in die Büchſe geſteuert haben will, ſcheint ihm noch heute zu wurmen; noch weit mehr aber fühlt er ſich über die wenigen Complimente beleidiget, die die Viſitatoren vermuthlich bey Unterſuchung ſeiner Sachen gemacht haben, und am aller unleidlichſten fällt ihm der Tabacksrauch armer Tagelöhner, ſo wie die Wit-

erung von einigen Sauen und ihren Excrementen.

Nach so unangenehmen Auspizien wundert es mich gar sehr, daß sich Herr L. dennoch hat überwinden können, in einem Gasthofe dieser fatalen Straße einzukehren, um so mehr, da ihn bärtige Pohlen und Russen (dem Anschein nach gar nicht seine Leute) vollends ganz in Ohnmacht zu versetzen drohen. Wir müssen also schon annehmen, daß dem Herrn L. eine gewisse leise Ahndung von der Existenz jener nachmals so stark gerühmten Ueberzieherin worden sey, und diese scheint denn auch wirklich alles wieder gut gemacht zu haben.

Hier offenbart sichs denn zugleich, zu welcher Sekte von Philosophen Herr L. eigentlich gehöre: zu der Classe derer nämlich, welche beim Anblicke eines

Stücks weiblichen Fleiſches, ſogleich in Verzuckungen gerathen, und dann, ohne große Umſtände zu machen, ſich in ihrem Elemente wälzen. Wir danken ihm für dieß aufrichtige Geſtändniß, denn wir wiſſen nun, daß er ein Epikurer (ein Schweinigel) ſey. Die ekelhaften Ausdrücke, deren er ſich bey dem Bekenntniß ſeiner Schwäche bedient, ſind zu unwürdig, als daß ich über ſie nur ein Wort verlieren ſollte — ſie dienen zum Beweiſe, daß ſie den Lippen eines elenden, höchſt armſeligen Menſchen entfloſſen.

Was endlich die Anmerkung des Herausgebers und die zu ihr gerügte Geſtanks-Scene betrifft: ſo hätte die ganze erbärmliche Note recht füglich wegfallen können; ſie giebt höchſtens einen unverkennbaren Beweis von des

Verfaſſers einäugigen Sehkraft, und ſeiner ſinn- und grundloſen Tadelſucht ab. Wer hier Witz finden könnte, würde ſeinem Geſchmacke eine garſtige Sottiſe ſagen; doch in dieſen traurigen Fall ſind, wie ich hoffe, gewiß nur ſehr wenige gerathen.

Der zweite Brief hebt mit einem kläglichen Lamentoſo über die hieſigen Meſſen an. Das tolle Gedräng (ſo gar toll, dächt ich, wär es doch wahrlich nicht mehr)! will dem Verfaſſer durchaus nicht behagen, und ich glaube ihm ſolches dießmal um ſo eher, da er, wie es ſcheint, zu ſeinem Ausſchreiten einen ziemlich anſehnlichen Raum brauchen mag, der denn freilich (nach Herrn L. ſorgfältiger Ausmeſſung) während dieſer Zeit nicht allemal vorhanden ſeyn kann. Aus dieſem kleinen Nebenumſtande könnte der

Forſcher, wenn es die Mühe lohnte, das Reſultat ziehen: Herr L. müſſe ein Männchen von anſehnlicher Fleiſchmaſſe ſeyn

Es ſcheint nebenbey dem Verfaſſer gar weidlich zu verdrießen, daß in den Meſſen auch Eſel über die Straße gehen. Hat er ſich vielleicht einmal in ihre Geſellſchaft verlaufen?

Bey dieſer Gelegenheit hält er denn auch den Verdauungswerkzeugen der Meßfremden eine ganz vorzügliche Lobrede; und bey den ſtarken Elogen, die er ihnen macht, und bey dem Feuer, mit welchem er von ſelbigen ſpricht, könnte man wirklich Gefahr laufen, in die Vermuthung zu verfallen: Herr L. habe die Belege dazu in den — Händen gehabt!!

In ſeinem Grimme über Mangel an Raum, ſtraft er ganz beſonders den

Brühl, redet dann den Beschnittenen das Wort, und verdammt die Rathsdiener zur Hölle.

Vorzüglich spricht er sehr stark von einer Wagenburg, die selbst kein gutpisierender Major (soll vermuthlich Perstlage seyn) besser und gerader zu richten verstehe; zieht besonders sehr gräßlich wider die Gastwirthe und ihren Minion Spieß los, hat aber bey der ganzen Eifererglessung sehr weislich verschwiegen, daß wir hier keinesweges, wie etwa andere Orte, wo Messen gehalten werden, mit einem Backhofe versehen sind, wodurch denn freilich alle seine Deklamationen mit einmal sich hätten herabstimmen müssen. Herr L. konnte bey dieser Gelegenheit nicht umhin, uns zu zeigen, daß er auch über die Folgen dieser Wagenburg Betrachtun-

gen angeſtellt habe, und glaubt denn vor allen in verſperrten Gewölbern und verſchütteten Kaffeebohnen die ſchädlichſten derſelben zu finden. Nicht zu gedenken, daß ſchon ſein Angeben: als beſtehe der größte Theil der im Brühl etablirten Kaufleute aus Materialiſten, durchaus nicht in der Wahrheit beruht, ſo offenbart ſich überdem auch eben dadurch nur zu deutlich des Verfaſſers geſchwächter (wenn er ja vielleicht ehemals ſtärker geweſen iſt!) Reflektionsgeiſt.

Die üblern Folgen dieſer angehäuften Waaren ſind uns weit beſſer, als dem Verfaſſer bekannt; in zwey verſperrten Materialgewölbern, oder in einem Dutzend verſchütteter Kaffeebohnen, aber — konnte ſie höchſtens ein Lagophthalmus ſuchen.

Beim Schlusse des Briefes scheint er selbst zu fühlen, daß diese ganze Rüge recht füglich hätte wegbleiben können, oder daß sie wenigstens etwas zu lang ausgefallen sey, und wir fügen diesem aufrichtigen Bekenntnisse die Frage bey: wie entspricht diese ganze Materie dem Titel vorliegenden Buches, und wie paßt, wie gehört sie in eine Schrift, die, unseres Erachtens nach, bloß von Taumel-Szenen reden will? Inkonsequenzen scheinen jedoch überhaupt dem Verfasser sehr verzeihliche Fehler zu seyn.

Der Ihrige.

Siebenter Brief.

Im dritten Briefe macht uns L. mit den Meß-Galanterien bekannt, und behandelt dieses Kapitel wiederum mit so wenig Delikateſſe, daß wir gern den ganzen Brief überſchlagen möchten, wenn er uns nicht die ſtärkſten Beweisthümer wider des Verfaſſers ſittlich ſchlechten Charakter an die Hand gäbe. Wir wollen ſie hier, aus Furcht auf allzuſchlüpfrige Stellen zu ſtoßen, nicht weiter auseinander ſetzen, und die, welche das Buch geleſen haben, werden gern mit mir darüber einverſtanden ſeyn, daß nur ein höchſt elender, viehiſcher Unmenſch dazu gehört, um in Beſchreibung der niedrigſten Greuel- und Schandſze-

nen ſich ſo zu erſchöpfen, wie hier Herr L. gethan hat. Der Beobachter findet in jeder Zeile den lüſternen Wollüſtling, und außer L. mag wohl noch keiner ſo tief eingedrungen ſeyn, in die Schlupfwinkel dieſer Unflätereien. Wir beneiden ihn um dieſe Kenntniß nicht, wünſchten aber recht innigſt, er hätte uns ſeine Erfahrungen verſchwiegen; wir hätten dann unſern Abſcheu erſpart, und er — ſich weniger gebrandmarkt.

Die S. 43. ſeq. aufgeſtellten Reſultate ſind ebenfalls ſo eigen in ihrer Art, daß wir nicht fürchten dürfen, es habe ſie jemand einer weitern Prüfung gewürdigt; ſie dienen zu vollendeten Beweiſen meiner Behauptung, daß der, welcher ſie zog, ein höchſt elender, bedauernswerther Kopf ſey.

Zu Ende des dritten Briefes wirft der Verfaſſer die Frage auf: wie benimmt ſich bey dieſem Unweſen ein hieſiger Magiſtrat? Beantwortet aber im vierten dieſe Frage ſo einſeitig, daß man deutlich genug wahrnehmen kann, es fehle ihm bey dem möglichſt böſen Willen zu ſchaden, dennoch an aller hierzu erforderlichen Lokalkenntniß. Ganz vorzüglich verbreiten ſich hierbey ſeine Angriffe über die niedern Diener der Gerechtigkeit; (deren Stammbäume er ſogar zu Anfange des Briefs revidirt) im Ganzen aber hat er hier abermals den wahren Geſichtspunkt verfehlt, und zu wenig unpartheiſche Schonung bewieſen. Daß allerdings wohl hier einige Mißbräuche ſtatt haben, und der Wille ſo wie die guten Abſichten der Obern nicht durchgängig erreicht werden mögen, wird kei-

nem befremden, der nur einigermaßen den unersättlichen Trieb der Menschen nach eigenem Gewinne und Interesse kennt. Daß aber, wie L. behaupten will, diese wohlgemeinten Absichten fast durchgängig verfehlt würden, ist zu hart, und zeigt von einer vorsätzlichen Uebertreibung, so wie von der bösen Absicht, nie etwas Gutes finden zu wollen. Verdienter würde sich der Verfasser gemacht haben, wenn er uns mit Vorschlägen beschenkt hätte, wie dem Uebel gänzlich abzuhelfen sey. Wir wollten ihm dann Dank wissen, und er sollte sehr bald das Vergnügen haben, zu sehen, daß wir für bessern Rath keineswegs taub sind. Allein, seine Ausfälle, so wie seine Vorwürfe, stehen hier wahrlich am unrechten Orte. Wir fühlen selbst (freilich nicht in dem Umfange wie L.)

was uns noch fehlt, und lassen uns von einem Schwachkopfe nicht gern an unsere Mängel erinnern, denn wir arbeiten ja schon längst, auch ohne des Verfassers Antrieb, an ihrer endlichen Verbesserung. Weit leichter und bequemer ist es freilich, Fehler zu rügen, als sie zu verbessern, oder wenigstens nur Mittel zu ihrer Verbesserung an die Hand zu geben, und daß es dem Verfasser jener Schrift auch an der Fähigkeit hierzu gänzlich ermangle, davon hat er hier abermals Beweise gegeben. Wir können uns demnach sehr leicht bey seinen Ausfällen beruhigen; denn wem es, wie dem armen L., an aller Kraft fehlt, hinreichende Mittel zum Besserwerden in Vorschlag zu bringen, der kann mir auch unmöglich mit seinem Tadel etwas schaden, denn er ist ja keinem Uebel auf

den Grund gekommen, und schreit — weil andre schreien. — —

Die Meßdiener haben sich Herrn L. Beifall gar nicht zu erfreuen, und fast scheint es nach dem Eingange des fünften Briefes, als pflege er nach der jedesmaligen bessern oder schlechtern Beschaffenheit dieser mißlichen Waare, auch eine ganze übrige Stadt bald vortrefflicher, bald schlechter zu finden. Wehe also der Stadt, die ihm nicht sogleich beim ersten Eintritt mit ihren schönsten Freudentöchtern begrüßt. Wäre er dazu berufen, ein Reisebeschreiber zu werden, gewiß, sie würde in einem schlechten Lichte erscheinen, indeß vielleicht ein Nest voll feiler Creaturen durch ihn celeber werden dürfte.

Annehmlicher sind ihm die einheimischen Freudenmädchen, und er macht

in der That ihrer Gilde viel Lobsprüche. Auch stellt er hier die ganz neue Behauptung auf, daß weniger Vergiftete sich unter ihnen befänden, und führt zugleich sehr wichtige (?) Gründe an, warum dem eigentlich so sey. Es wäre sehr zu wünschen, daß seine Behauptung durchgienge; bis jetzt aber liefern die Aerzte und das Lazareth immer noch zu viel Beweise zum Gegentheile. Diese Elogen sind aber auch nicht von Dauer, denn nun folgen, bis zum ganzen siebenten Briefe hindurch, sehr zweideutige Fleurretten. Besonders zieht er (vor wenig Augenblicken noch der innigste Freund dieser liebenden Kinder) gar mächtig über ihre Prellereien los, und schildert mit grellen Farben die schrecklichen Folgen derselben. Sie sind zum Theil sehr richtig berechnet; allein, was unsere verheiratheten Män-

ner zu seinen Behauptungen sagen möchten, weiß ich nicht; denn nach L. Meinung wäre in Israel auch nicht ein einziger Treuer mehr zu finden. Ob nun zwar nicht zu läugnen ist, daß vielleicht so mancher hiesige Ehemann neben seinem Weibe noch eine zweite angenehm finden mag, so kann ich doch darin mit dem Verfasser unmöglich einstimmig werden, daß allzuoft hierdurch ein völliger Ruin der ganzen Familie bewirkt werde. Denn die Fälle, die L. angiebt, und unter denen dann dieser Ruin allenfalls noch denkbar wäre, treten ganz gewiß in Leipzig nur höchst selten ein. Das Mutterwerden z. B. ist unsern freigebigen Schönen so angenehm bey weitem nicht, als L. vielleicht glaubt, und leider haben die meisten für solche unvermuthete Zufälle schon Mittel in den Händen. Auch

der Aufwand, den dize Amaſien verlangen, iſt ſicht durchaus ſo unge, heuer, wie der Verfaſſer wohl meint, denn — wenig Anbeter werden ihre Angebeteten mit Barbierſtuben ausſteuern, ſie rechnen ja auch hier, wie überall, nach pro Centen. Und dauert denn auch gerade allemal die Dienſtleiſtung ſolcher Mädchen bis zu ihrer Verheirathung? Springen die Liebhaber nicht oft ſchon nach vier Wochen wieder ab? Ja, wie wenig ſolcher Geſchöpfe kommen denn wirklich bis zur Verheirathung? Sterben nicht ein groſſer Theil von ihnen in der beſten, ſchönſten Blüthe ihrer Jahre oft auf die erbarmungswürdigſte Weiſe? Kommen endlich nicht viele von ihnen, oft vielleicht durch Veranlaſſung ihrer ehemaligen oder kaum abgeſprungenen Anbeter ſelbſt, in Arbeitshäuſer zur Verſor-

gung? Und wie viele sind ja auch dann derer, die, wenn ihre Geschäffte auf hiesigem Platze immer mehr und sichtbarer dem Umsturze sich nahen, Leipzig das Lebewohl sagen, und anderweit ihr Glück versuchen? Nein! nimmer werde ich mich überzeugen können, daß die Zahl der, durch raubsüchtige Dirnen zu Grunde gerichteten Familien, so groß sey, als L. behaupten will. Einzelne Fälle (traurig genug, daß auch nur einzelne noch existiren) will ich mit ihm annehmen, aber auch derer nur sehr wenige.

Bey den Reflektionen über die Folgen solcher Prellereien, wie sie L. S. 58. geschildert hat, scheint er weit weniger das allgemeine Beste, als vielmehr das Privatinteresse dieser Prell-Dirnen selbst vor Augen zu haben. „Euer Gewerbe (redet er „sie S. 69 an) wird nur zu bald kund wer-

„den — eure Verehrer wegbleiben —
„eure Nahrung in Stocken kommen —
„ihr werdet am Ende selbst noch auf
„Beute ausgehen müssen, da man sie
„euch sonst ungerufen ins Haus brachte.
„O! so entsagt doch (schreit er S. 66.)
„dem Satan und seinen Advokaten; ge-
„wiß, ihr werdet besser fahren" Es scheint also dem Herrn L. bloß und allein um die gute Nahrung jener Insekten zu thun zu seyn; was das Ganze dabey verliere, kümmert ihn weniger.

Im siebenten Briefe erwähnt der Verfasser noch eine unglückliche Folge, welche aus den Prellereien der feilen Dirnen entstehe, hat aber leider auch dießmal seinen Gegenstand ganz und gar nicht gefaßt. „Würden die feilen Dirnen, be-
„hauptet L., weniger wegen ihrer Betrü-
„gereien zu fürchten seyn, so würden

„auch weniger unschuldige Mädchen ver„führt werden.“ Welch sonderbarer Schluß, und welche Deklamationen (S. 68.) darüber! War denn nicht erstens jede, auch die verworfenste Dirne, zu einer Zeit ein unschuldiges Mädchen, oder werden sie schon im Mutterleibe als H — n empfangen? Ist denn ein Freudenmädchen etwas anders, als ein verführtes, ursprünglich unschuldiges Mädchen? Und dann müßten nicht nach des Verfassers Schlusse, die einmal vorhandenen feilen Creaturen (auch wenn sie ihre Prellereien wirklich unterließen) ewig leben, wenn keine anderen tugendhaften verführt werden sollten? O! wenn dieß möglich wäre, dann wünschte ich noch heute ihnen allen ewige Dauer, oder wenn die unveränderlichen Gesetze der Natur hierwider appelliren sollten, —

wenigstens eine baldige Auferstehung a la phoenix. — Daß aber L. wirklich den ganzen Gesichtspunkt verfehlt habe, erhellet noch deutlicher aus seiner S. 69. beigefügten Erklärung, durch welche er denn seinen Satz gleichsam noch umständlicher auseinander zu setzen sich bemüht. Ja, ja, Herr L., Sie haben Ihre verworrenen Ideen durch keine Logik geordnet, das zeigen uns ihre Sillogismen! — —

Mit banger Wehmuth schreite ich zum achten Briefe. Freund, ich bin zwar Mann, und nicht weichlich, (Sie kennen meine Festigkeit) aber bey Gott — dieser Brief — er hat mir eine Thräne entlockt So weit schritten wohl Bosheit und Verläumdung noch nie!

Mängel und Schwächen unbefugt rügen, heißt Vorwitz; aber Mängel, Schwächen und Laster erdichten — das

heißt Bosheit, Verworfenheit, und die abscheuungswürdigste Verläumdung. Und hier hat der Verfasser seinem Bubencharakter das Siegel aufgedrückt, hier hat er seine Niederträchtigkeit gänzlich vollendet. Was wohl sein Herz empfinden mußte, damals als er diesen Brief schrieb? O! jede Muskel seines Gesichtes verzuckte vielleicht zu einem satanischen Lächeln, indeß sein niederer Busen hoch aufwogte von dem, ihm so wohlthuenden Gefühl: du hast gemordet — nicht mit Schwerdt und Dolch, wie der gemiethete Söldner; nein! unberufen hast du mit deiner giftigen Lästerzunge gemordet — hast den guten Namen und die Ehre so manches biedern, braven Weibes, mit ihnen zugleich vielleicht ihr ganzes Glück, ihre Zufriedenheit, die Ruhe ihrer Seele getödtet. Teufel, und das war dir Triumph?

Himmel! wie können deine Menſchen ſo tief ſinken. O, hätte ich dich doch hinführen können zu der gekränkten, von dir, Verworfener, geſchändeten Unſchuldigen! Hätteſt du die Thränen ſo manches edlen Weibes geſehen, die ſie jetzt am Grabe ihrer Ruhe weinte! Hätteſt du die bangen Seufzer gehört, die hervorſtiegen aus ſo mancher verwundeten Bruſt! Hätteſt du alle die verzweiflungsvollen Blicke geſehen, welche jetzt aus Augen ſprühten, die ſonſt nur Ruhe, Heiterkeit und innern Frieden ſtrahlten! Hätteſt du hören können die Verwünſchungen und Flüche ſo manches wüthenden Gatten! Hätteſt du das unſchuldige Weib weinend zu den Füßen ihres Mannes erblickt, wie die Troſtloſe ſeine Knie umfaſſend, ihre Reinheit, ihre Unſchuld beſchwur, und Himmel und Erde zu Rä-

chern ihrer verläumdeten Tugend rief! Hätteſt du endlich alle die ſchrecklichen Flüche gehört, die, Elender, lediglich für dich und um deinetwillen entſtiegen! Sage: würdeſt du noch jauchzen? würdeſt du noch ſchweigen im teufliſchen Genuß deines ſchändlichen Werks?

Ich mag nicht länger bey Szenen des Jammers verweilen, ferner keinen Augenblick mir mit Erinnerungen an Unglück verbittern. Vielleicht ſind nun ſchon die Thränen getrocknet — o! möchten meine heißen Wünſche ſie ganz ſtillen, wenn ſies noch nicht ſind! Vielleicht kehrt ſchon wieder allmählig Seelenruhe in das beklommene, geängſtigte Herz — o, könnte ich ihm lindern den Balſam reichen! Vielleicht lächelt ſchon wieder das häusliche Glück, vielleicht winkt ein guter Genius ihm von

nun an ewige Dauer — meine Wünsche begleiten dieß lohnende Werk! Seyd glücklich, edle Weiber, in der Umarmung eurer biedern Gatten — lebt auch fernerhin der Tugend, wie ihr jetzt ihr lebtet: sie wird euch königlich lohnen — mit ihr werdet ihr alle Angriffe zurückschlagen — mit ihr werdet ihr euch rächen — wahrlich, eure Rache wird süß, groß und erhaben euer Triumph seyn. Noch einmal: werdet so glücklich, als edle Seelen es immer verdienen — freuet euch dieses Glücks, und denkt im Genusse desselben auch dann und wann meiner, der dieß schöne Glück so ganz, so herzlich euch wünscht!

Sie werden nun, mein Lieber, und ich zweifle im Voraus schon keinen Augenblick an der Richtigkeit dieser Vermuthung, Sie werden nun einer umständ-

lichen Schutzschrift für die in diesem Briefe angegriffenen Personen entgegensehen, und Sie sind wirklich, genau betrachtet, um so eher berechtiget, sie zu erwarten, je genauer Ihnen mein Gefühl bekannt ist, welches nie heftiger empört werden kann, als wenn es Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Kabale und Verläumdung edler Menschen sieht. Ja, Sie handeln in der That bloß nach Erfahrung, und stützen sich lediglich auf die längstgeprüfte Kenntniß meines Herzens, wenn Sie eine solche Defensionsschrift von mir erwarten. Sie werden sich vielleicht gar in meinem ganzen Charakter geirrt zu haben glauben, wenn sie Ihnen nicht wird, und ich fühle mich daher früher zu dem Geständniß bewogen, daß ich dießmal meine sonstigen Grundsätze einer gewissen Grille auf-

opfern muß, die mir kenn geradezu verbietet, im jetzigen Falle ein Apologiſt zu werden. Ueberheben Sie mich Theureſter, einer weitläuftigen Vertheidigung dieſer eigenſinnigen Grille; es muß Ihnen ſchon an der bloßen Verſicherung genügen, daß ich Gründe habe, ſie zu umgehen. Ich habe mir nun einmal bey Beurtheilung gegenwärtiger Schrift es durchaus zum Grundſatz gemacht, bloß im allgemeinen zu ſprechen, und ſchon dieß allein könnte mich gegen Ihre Anforderungen rechtfertigen. Allein ich finde es auch überdem zuweilen ſogar unſchicklich, ſich unbefugt zum Anwalde beleidigter Perſonen, und wären es die edelſten Menſchen, aufzuwerfen. Nicht in Anſchlag gebracht, daß ſehr oft die Clienten es dem Anwalde wenig Dank wiſſen. Nicht dazu gerechnet,

wie arg man oft hierbey, ganz unverschuldet, anstoßen kann; und wer möchte sich wohl gern Unannehmlichkeiten bereiten, sie finden sich ja ohnehin schon von selbst ein! Diese Ideen, mein Theurer, machen Sie sich ganz eigen: sie werden mich auch im Verfolg gegenwärtiger Blätter bey vorkommenden ähnlichen Fällen überall leiten und führen; Sie ersparen sich dann neue Fragen, und werden nie wieder in Ihren Erwartungen getäuscht werden. Ich schließe hiermit dieß Bekenntniß, und wende mich wieder zum Verfasser selbst.

Ihm wünschte ich ein besseres Herz, und mich schätze ich glücklich, daß ich ihn verachten kann. Durch diesen einzigen Brief schon, hat er sich als einen Niederträchtigen gebrandmarkt, und als solcher verdiente er freilich keine

Widerlegung, wenn ich nicht hoffte, daß mich außer ihm auch andre lesen würden. Doch will ich mich so kurz als möglich fassen, ohnehin hab ich mich schon zu lange bey diesem verhaßten Gegenstande verweilt.

Man beurtheilt die Thaten und Handlungen der Menschen, wie billig, nach ihren jedesmaligen Folgen; o, und dann ist des Verfassers Werk eines der strafwürdigsten, denn schrecklich waren seine Folgen gewiß! Ach, mein Heißgeliebter, gedenken Sie nur der unzähligen Thränen, die weniger fließen konnten, wenn dieß abscheuliche Werk der Bosheit nicht war. Andern unübersehbaren Elendes, das ebenfalls hieraus entsprung, mag ich gar nicht gedenken — mein Herz blutet schon bey dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit deſſel-

ben, und weinen muß jeder Redliche, wenn dieſe Möglichkeit ihm zur Gewißheit wird; ach Gott, und dieß ward ſie wohl in mehr denn einem Falle! Schon dadurch alſo prägte ſich der Verfaſſer zum Teufel an der Menſchheit — ſchon dadurch ward ſein Werk ein Erzeugniß der Hölle.

Nun aber, mein Theurer, nehmen Sie noch dazu, daß die meiſten von denen, welche er hier mit ſeiner Läſterzunge begeiferte, eher meine größte Hochachtung, als niedern Tadel verdienen, und was ſagen ſie dann? Wird nun nicht auch in Ihren Augen ein ſolcher Elender Ihnen zum abſcheulichſten Verbrecher? Verdiente nicht ein Bube, der auf Koſten der Ruhe und Zufriedenheit ſeiner Mitmenſchen, die hämiſcheſten Lügen erdichtet, und die gehäßigſten Ausfäl-

le ſich erlaubt, verdiente er nicht ſchon um des Allgemeinen willen den Pranger? Und daß ihn L. um die hier unſchuldig Angegriffenen wohl zehnfach verdient habe, werden Sie mir, mein Theurer, wie ich hoffe, auch ohne weitere Verſicherungen glauben.

Ich weiß, was Sie mir bey dieſer Gelegenheit allenfalls einwenden könnten: „Etwas, werden Sie ſagen, muß doch „wohl an der Sache ſeyn; ſo ganz ohne allen Grund ſind wohl gewiß jene „Weiber ſo arg nicht mitgenommen worden; ganz unſträflich muß wohl ihr „Wandel nicht, ganz makellos, ganz „über Tadel erhaben, ihr Charakter wohl „ſchwerlich ſeyn.“ Ich wußte und erwartete dieſe Einwendungen im Voraus, mein Lieber, und längſt hatte ich daher meine Erwiederung in Bereitſchaft.

In der That, mein Theurer, Sie ſcheinen mir beinahe etwas partheiiſch. Wie? wenn ich nun bitter ſeyn, und Ihre Einwendungen gleichſam zu einem Schluſſe formiren wollte, wie verdächtig müßten Sie der ganzen Leipziger Welt, und am Ende ſich ſelbſt werden? Iſts denn nicht gerade ſo mit Ihren Einwendungen, als wollten Sie (wie ſich denn dieß, ohne zum boshaften Grübler zu werden, ſehr gut annehmen ließe) juſt ſo viel ſagen: weil ich glaube, daß jene ſo ſchändlich Verläumdeten nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz und durchaus frey von Fehlern ſind, ſo verdienten ſie Züchtigung, ſo geſchah ihnen ganz recht, daß ſie L. der allgemeinen Verachtung bloß ſtellte? Geſtehen Sie nur, hat es nicht ganz den Anſchein eines ſolchen Schluſſes, wenn Sie nicht alsbald jene Ein

wendungen zurücknehmen? Zu Ihrer eigenen Ehre wünsche ich, mein Lieber, daß es noch diesen Augenblick geschähe! Wenn alle die, welche noch nicht ganz rein von Mängeln, Schwächen und Gebrechen sind — wenn alle die, welche zuweilen noch in gewissen moralischen Fieberstunden Paroxismen bekommen — wenn alle diese sogleich und ohne Ausnahme vor den Richterstuhl der Satyre und der Kritik gefodert werden sollten, sagen Sie: würden wir beide nicht ebenfalls und mit uns die halbe lebende Welt als arme Sünder erscheinen? Und wie hoch würden wir es aufnehmen, wenn dieser Richterstuhl alle, auch unsere kleinsten Gebrechen aufdecken wollte? O, lassen Sie uns doch also gerecht seyn, wenn wir selbst Gerechtigkeit verlangen. — — Damit Sie denn aber

auch *ſehen, daß ich nicht ganz über Ihre Einwürfe hinwegſchlüpfe, (Sie könnten dieſelben vielleicht für zu bedeutend halten) und damit Sie ſich immer mehr von meiner Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe überzeugen, ſo will ich Ihnen kürzlich durch einige Maximen beweiſen, wie wenig einſeitig ich dieſen ganzen Gegenſtand anſehe, aus welchem, wie mich deucht, richtigen Geſichtspunkte ich ihn betrachte, und wie ich endlich wünſchte, daß ihn mit mir jeder andere ebenfalls betrachten möchte.

Ich bin nämlich, wenn ihre Einwürfe ſich bloß bis zu dem Grade der Vermuthung erſtrecken, daß ſich vielleicht unter den hier verläumdeten Weibern und Mädchen nicht wenige befinden, von welchen gilt, was des Portes ſagt: „ein Weib (oder Mädchen) das

„überall, wo es hinkommt, liebelt, iſt „wie ein Spiegel, der jedes ihm vor„kommende Bildniß aufnimmt, von kei„nem aber einen dauernden Eindruck be„hält," ganz mit Ihnen einverſtanden. Ich will mich ſogar in ſo weit mit Ihnen vereinigen, daß unter der Rubrike jener Geläſterten, einige nicht ganz Tadelfreie ſind. Allein, ſie ſind wahrlich nur in ſo fern ſtrafbar, als ſie der Kokette ſich nähern, von welcher Voiture ſagt: daß ſie dem Irrwiſch gleiche, der nur leuchtet, um zu ſchaden, aber der dann auch, wenn es ihm gelang, den Unwiſſenden oder Schwachen zu verführen, gemeiniglich plötzlich verſchwindet, und nichts hinter ſich zurück läßt, als einen — beſchmutzten Fleck. Sehn Sie, mein Lieber, bis zu dieſem Standpunkte will ich mich mit Ihnen vereinigen, und

ich dächte, ich hätte gezeigt, daß ich gegen gegründete Einwürfe nicht taub bin, daß ich gelernt habe, meine Ideen von Uebertreibung zu sichten, und daß es mir keineswegs an Muth fehlt — freimüthig zu sprechen. - Ich war offenherzig genug, Ihnen zu sagen, von welcher Seite unsere Damen, nach meiner Meinung, einen kleinen Tadel, aber darum wahrlich noch keine infamirende Züchtigung, noch weniger schändliche Verläumdung verdienten. Und hiermit lassen Sie uns denn von diesem unangenehmen Gegenstande abbrechen — gewiß, wir fühlen das Niedrige in des Verfassers Benehmen beide in eben dem Grade, als wir den unschuldig Angetasteten unser innigstes Bedauern schenken.

Zum Schlusse des achten Briefes erlaubt sich der berüchtigte Verfasser noch

eine ganze Reihe der ekelhafteſten Ausdrücke und der abſcheulichſten Unflätereien. Er muß ſie nach ſeinem verderbten Geſchmacke für ganz vorzügliche Lockſpeiſen halten, und bey elenden Wollüſtlingen und faden Köpfen, hat er auch vielleicht wohl wirklich ſeinen Zweck erreicht. Der beſſere Menſch lieſet ſie mit Abſcheu — ſie empören ſein Gefühl, und mit Unwillen wirft er am Ende die ganze Sudeley aus den Händen.

Der Ihrige.

Achter Brief.

Mit dem neunten Briefe hebt ſich eine neue Litanei, über die Leipziger Meſſen an. Der Verfaſſer läßt ihnen in ſeinem Eifer nicht einmal mehr die Ehre, den heiligen Namen der Meſſen zu führen, ſondern dethroniſirt ſie zu Jahrmärkten. Wir finden uns über dieſe Degradation keineswegs beleidiget, und wenn der Verfaſſer Mittel weiß, die magern Meſſen uns durch fette Jahrmärkte zu erſetzen, ſo wollen wir uns dieſen Tauſch recht gern gefallen laſſen.

Signor L. erſchöpft ſofort alle ſeine Weisheit, um uns mit den Urſachen dieſes Verfalls unſerer Handelsgeſchäffte bekannt zu machen, hat aber bey ganz

oberflächlichen Einsichten auch hier wieder seine Schwäche verrathen. Er scheint auch beinahe selbst diese Ohnmacht zu fühlen, bricht daher so eilig als nur möglich, von dem angefangenen Raisonnement ab, und geht zu andern Gegenständen über, denen er besser gewachsen zu seyn glaubt. Zuförderst ärgert er sich über die vielen Verkäufer und die wenigen Abkäufer, giebt im Vorbeigehn den Emigranten und Putzmacherinnen einige Hiebe, geht dann mit schnellen Schritten vor das Petersthor zum Roßplatze, und kehrt von da in die grimmische Gasse zum Buchhandel zurück. Diesem letztern schenkt er denn nun sein innigstes Mitleid, spricht von baldigem Bücherkrame, und fällt (wie gewöhnlich alle übelgesinnte, oder schlecht unterrichtete Schwachköpfe) zuletzt mit Tigerklauen

über die Censur her. Wir sind solchen Geschreies schon gewohnt, und denken stets dabey an das Gekreisch der Kinder und Narren.

Im Verfolg der weitern Betrachtungen über den Handel in Leipzig, geht Herr L. endlich auch zur eigentlichen hiesigen Kaufmannschaft über, rügt ihren Aufwand, und stellt ihr für die Zukunft ein gar übles Prognostikon. Sie kann sich, meines Erachtens, sehr leicht bey dieser Deuterey beruhigen, denn wer wie L., schon mit so blöden, verdumten Augen in die Gegenwart sieht, wie will der vollends in die Zukunft blicken? Nachdem L. seinem Herzen Luft gemacht, und dem Stande der Gelehrten über ihre vortreffliche Oekonomie einige nicht gemeine (?) Elogen gesagt hat, so holt er nach dieser undankbaren Mühe wieder

frischen Othem, um desto fürchterlicher wider den Aufwand und die Schwelgerey unserer Kaufleute schreien zu können. Was Dummheit, blinder Glaube und Bosheit nur immer Uebertreibendes eingeben können, das findet man hier in diesen Gallenergüssen vereinigt. Vom Fensterrahmen bis zur Salsetenpresse, vom Kachelofen in der Bedientenstube bis zum Schloßnagel, von der Schlafkammer der Küchenmagd bis zum Putzzimmer, vom Weinlager bis zum Pferdestalle, vom Nachthabite bis zum Bratenkleide, finden Sie hier alles mit einem solchen Firniß der Uebertreibung und vorsätzlichen Vergrößerung übertüncht, daß Ihnen gewiß, bey einem ganz flüchtigen Ueberblicke, schon das ganze Gemälde verdächtig werden muß. An richtige

Darstellung, unpartheiische Beurtheilung und scharfe Beleuchtung, ist gar nicht zu denken. — Sie werden alle diese nöthigen Beförderniſſe einer richtigen Schilderung gänzlich vermiſſen, und statt deſſen nur überall einſeitige Partheilichkeit finden. Sie wiſſen am beſten, was der Vernünftige von ſolchen Nachrichten zu halten hat. Sie haben ja Leipzig ſo oft mit eigenen Augen geſehen, hatten öfterer Gelegenheit, in unſere angeſehenſten Häuſer zu kommen — ſtaunten vielleicht oft über den vorzüglichern Geſchmack und die ſeltene Eleganz, die in ihnen herrſchten, fanden aber gewiß nur in den wenigſten Veranlaſſung, über Verſchwendung und Ueppigkeit ſich zu beklagen, und ſo können Sie nun im vorliegenden Falle dieſe Erfahrungen zu einem

richtigen Maasstabe ihres Urtheils bemühen.

Die Deklamationen, welche jedesmal einer solchen übertriebenen Schilderung, nach Herrn L. einmal angenommener Mode, auf dem Fuße zu folgen pflegen, sind auch dießmal nicht ausgeblieben, und tönen uns S. 102. so dumpf und hohl, wie der Sermon eines Predigers in der Wüste entgegen, haben auch wirklich in Rücksicht ihres endlichen Schicksals so viel wenigstens mit einander gemein, daß sie, wie jener, nur in den Lüften Epoche machen, und oft schon bey ihrem ersten Eintritt in die Atmosphäre von einem naseweisen Winde unbarmherzig wieder verjagt werden. Und hier sind sie denn in ihrem wahren Elemente, werden bey dieser Gelegenheit auch zugleich wieder zu dem,

wovon sie gemacht waren, und staunen dann samt ihren Erzeugern oft selbst über die Dreuſtigkeit, welche sie zu dem tollen Schritte verleiten konnte, aus ihrem glücklichern Chaos sich zu winden, und mit jener ihnen wohlbewußten Zwergsgestalt sich unter Riesen zu wagen. Doch hilft ihnen zuweilen noch (uns zum Unglück und zur wahren Strafe) ihr guter Genius (man kennt ja das weiche Herz dieser Patrone) wie andern armen Teufeln durch, und wird denn endlich auch dieser einmal der ewigen Plackerey müde, (und das möchte er wohl, da die undankbaren Protegirten nach abgemachter Sache, wie man schon weiß, das zehntemal an kein Prozenetiken, noch an Procurator- oder Meilengebühren zu denken, bey etwas weniger gutem Herzen nur gar zu oft werden) je nun, so gehn

ſie, wenn alle Stricke reißen, mit dem Jahrhunderte fort, und lehnen ſich bey ermangelnder Selbſtſtändigkeit an — andre an! — Doch, ich wollte ja Herrn L. für ſeine Deklamationen züchtigen, und gerathe beinahe ſelbſt ins Deklamiren. Es iſt doch eine ganz eigene Sache mit dem Deklamiren; wer es weiß, daß nichts als eine gute Lunge und eine derbe Portion Dreuſtigkeit dazu gehört, der wird ſich nun nicht mehr wundern können, daß oft die feiſteſten Dummköpfe die — beſten Deklamatoren ſind.

Mit dem Anfange des zehnten Artikels macht ſich der Verfaſſer ein Compliment auf ſeinen eigenen Leib (auf das unſrige hätte er auch ſonſt gewiß ſein Lebelang umſonſt warten müſſen) und glaubt dieſe kleine Schmeicheley ſich ſchon dar-

um nicht verſagen zu dürfen, weil er überzeugt zu ſeyn ſcheint, daß uns ſeine lobens- und bewundernswerthe Unpartheilichkeit, wenn wir nicht etwa ganz blind, wären, nothwendig in die Augen fallen müſſe. Es iſt aber doch immer dabey, als ſchlüge ihn zuweilen das böſe Gewiſſen, denn in dem Augenblicke, da er ſich dieſe Artigkeiten noch ſagt, legt er jener ſo eben empfohlnen und gerühmten Gerechtigkeitsliebe (als bedürfe ſie gleich einem abgematteten, faulen Klepper, die Schenkel) aufs neue den Sporn ein, und ſticht ſo weidlich damit auf ſie los, daß wir recht deutlich daraus abnehmen können, es habe dieſe ſo ſtark angeprieſene Unpartheilichkeit doch dann und wann (wenn wir es nun ja recht gelinde nehmen wollen) wenigſtens ihre ſchlimmen Perioden, oder — ihre Mucken.

In der Materie, die er aber nun folgen läßt, können und müssen wir ihm allenfalls die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er tiefe Gründlichkeit mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit verbindet; denn Freudenhäuser, und alle ihnen anhangende Pertinenzstücken, scheinen durchaus vorzügliche Lieblingsgegenstände seines Forschens — seines Wissens — seines Denkens — und seines gesamten Strebens zu seyn, und wenn dieß Studium den Herrn Verfasser etwas früher vielleicht, als andere Studia ins Grab führen, und mich dadurch in den Stand setzen sollte, einstens sein Biograph zu werden, so halten wir uns in allem Ernste verbunden, ihm ein verdientes Denkmal zu setzen, und er soll dann wenigstens (wenn ihm anders an dieser Ehre genügt) in Schlichtekrolls Re-

krolog als — summus cujusvis obscoeni perscrutator — aufgeführt werden.

Inzwischen scheint Herr L. sichs zum Gesetz gemacht zu haben, auf dem Felde der Liebe sein Heil bloß an geschleiften Festungswerken zu versuchen, und es gewinnt beinahe das Ansehn, als fehlten ihm zur Eroberung etwas festerer Bollwerke — Kräfte — Waffen — und Muth: schon Invalid, da er erst eine Compagnie erhalten sollte! Desto schrecklicher ist dafür aber jedesmal sein Siegsgeschrey, und ich glaube ganz zuverläßig, er würde auch selbst dann noch damit fortfahren, wenn in dem Augenblicke der erhabensten Begeisterung ein zweiter noch ins Spiel käme, und indiscret genug wäre, den stolzen Eroberer ohne große Complimente von seinen eben eingenommenen Posten

wieder zu vertreiben. Sieht das nicht einem feindlichen Abzuge mit klingendem Spiele recht ähnlich?

Die Dame, welche er bey dieser erwünschten Gelegenheit S. 113. redend einführt, mag wohl mit ihm selbst eine und dieselbe Person seyn; denn so viel Zutraun scheint L. keiner weiblichen Seele einflößen zu können, daß sie ihm ohne Bedenken die Historiam ihrer Liebe und ihrer Leiden erzählte, und die Frechheit, mit der er uns von der Authenticität dieses ganzen Vorfalls zu überreden sucht, wird um so auffallender und abmahnungswerther, je weniger er sich entblödet, zu seiner Heldin ein Weib aus gebildetem Stande zu wählen. Es fällt schon bey einem flüchtigen Ueberblicke in die Augen, daß die ganze saubere Relation, und alle ihr zugegebenen Neben-

umständr, stinkende Blüthen einer im Mistbeete erzogenen Fiktion sind.

Im eilften Briefe marschieren nun vollends die noch übrigen Schlupfwinkel der Unzucht drey Mann hoch auf, und es ekelt den Lesern wie dem Widerleger, viel zu sehr, um nur noch ein Wort weiter über diese Parade zu verlieren. Es sind immer dieselben widrigen Benennungen — dieselben schmuzigen Auftritte — die alten, schon bekannten und zehnmal wiederholten Klagen — und dieselben anstößigen Stellen. Der Verfasser will unsern Abscheu vor diesen schmuzigen Gifthölen erwecken, und — wird selbst dabey schmuzig. Schaamroth wendet sich der bessere Mensch von diesen Gruppen der Unzucht, und ich fühle

mich früher gedrungen, für alle dieſe Szenen den Vorhang zu ziehen.

Der Ihrige.

Neunter Brief.

Hätte ſichs doch nur Herr L. in ſeinem zwölften Briefe nicht einfallen laſſen, ſich an ein Kapitel zu wagen, dem er wahrlich eben ſo wenig gewachſen iſt, als ich — dem Kapitel über die Harmonie der Sphären. Hätte er doch ſeinen Grimm, wenn es denn ja ohne Grimm nun einmal nicht abgehen konnte, bloß über das alte Gerumpel (wie er unſer Schauſpielhaus ſehr artig zu benennen geruht) ausgeſchüttet, und ſein Urtheil über die ſpielende Geſellſchaft

selbst, gänzlich zurück behalten, so machte er sich, wiewohl uns auch nicht einmal im ersteren Falle seine Rüge und sein Vorwurf trifft, doch immer etwas weniger lächerlich, und ersparte sich die Schande, die ihn nun unausbleiblich treffen muß, da jetzt das ganze Publikum von seinem kläglichen Raisonnement, auf seinen gleich kläglichen Verstand, auf seine verworrenen Ideen, und auf seine totale Hirnlosigkeit mit leichter Mühe schließen kann; und alle die, welche bisher noch mitleidig genug gewesen seyn sollten, jene Folgerung schonend bey sich zu behalten, will ich hiermit recht herzlich aufgemuntert haben, sie doch ja gegen alle Welt so laut als möglich werden zu lassen. Einen Vortheil hat sich aber doch Herr L. durch diesen Brief erschwungen: den nämlich, daß er von nun an

gewiß nicht in die Gefahr kommen wird, von irgend einem Buchhändler in ganz Deutschland jemalen um eine Abhandlung über Schauspiele angegangen zu werden!!;

Das Leipziger Parterr ist einmal zu lange in Ruhe gelassen worden, als daß sie der Verfasser ihm nicht mißgönnen, und auf eine Art daraus aufschrecken sollte, bey der es wahrlich ganz mit Taubheit geschlagen, und an einer totalen nervorum rigore laboriren müßte, wenn ihm nicht des Herrn L. so fürchterlich angedrohtes Lobengeklöß und Pritschengeknarre in allen — Gedärmen herumgehen sollte.

Wie muß sich der gute Käßner ärgern, wenn er hier einen seiner witzigsten Einfälle in den Händen eines so klägslichen Schächers erblickt, und wie würde

es der verschmitzte Rabiosus übel aufnehmen, wenn er erfahren sollte, daß ihn ein hirnloser Schwindler zur Brüderschaft invitirt, und — seinen Anteceſſor nennt.

Auf diese vorausgegangenen Bläbungen folgt nun die eigentliche Recenſion der Schauspielergesellschaft selbst. Herr Opitz und Madame Hartwig sind beide als gute Spieler zu sehr und allgemein bekannt, als daß sie fürchten dürften, durch das Urtheil und die Mißbilligung eines Ignoranten auch nur bey einem einzigen ihrer Verehrer das geringste von ihrem anerkannten Werthe zu verlieren; und Herr Opitz ist über den beigemessenen Vorwurf niederer Kabale viel zu hoch erhaben, auch kennt ihn sein Publikum als einen zwar strengen Ordnungsfreund, aber keineswegs als einen gehäs-

ſigen Intriguenmacher viel zu gut, als daß er nur einen Augenblick in Sorgen ſeyn dürfte, er werde durch L. hämiſche, gallſüchtige Ausfälle fortan in unſern Augen auch nur im mindeſten Grade von ſeiner ihm zukommenden Achtung etwas einbüßen. Auf den faden Ausſpruch und das ſeichte Urtheil eines Menſchen, wie Lagophthalmus, wird wahrlich keiner verdammt und keiner in den Himmel gehoben; ſein Gutachten iſt im Voraus ſchon auf eine ſo üble Art berüchtiget, wie etwan — die Reſponſa gewiſſer Fakultäten. Ich glaube daher auch ganz ſicher, unſerm Opitz werden, wie allen hier Angegriffenen, des Verfaſſers beabſichtigte, ſchändliche Beſudelungen, keine einzige mißmuthige Minute gemacht haben, und ich ſchmeichle mir mit einer etwas genauern Kenntniß ſeines erhabenen

Charakters, um allen denen, die es wünschen, auch ohne seine ausdrückliche Einwilligung, die gewisseste Versicherung davon zu ertheilen.

Daß freilich die Stelle eines Regisseurs, wie die Charge manches Hofmanns, mit besondern Unannehmlichkeiten verknüpft sey, wird wohl niemand abläugnen, der nur einigermaßen den Umfang dieses Postens kennt. Bey einer so ansehnlichen respektabeln Gesellschaft, wie die ist, welche Leipzig mit ihrem vortrefflichen Spiele vergnügt, müssen aber, aus leicht einzusehenden Ursachen, diese Unannehmlichkeiten weit vielfältiger, weit häufiger, und weit intrikater eintreten, als bey einer kleinern von weniger Belang; und wenn daher L. S. 139. die Mitglieder des ewigen Krümmens und Windens halber bedauert, so

glaube ich in dieser Hinsicht Herrn Opitz mit mehrerem Rechte beklagen zu dürfen: denn an diesen mag wohl jenes Krümmen und Winden am öftersten kommen. So weit reicht jedoch eines Lagophthalmi Auge nicht, und dieß muß für unsern Liebling Beruhigung genug seyn!

Aus eben dem Grunde werden ihm auch die übrigen Mitglieder für die angethane Ehre und gehabte Mühwaltung, ihr Lobredner geworden zu seyn, herzlich schlechten Dank wissen, und sehnlich wünschen, er möchte sie lieber ganz ex nexu gelassen haben; denn es ist ja bekannt, wie zweideutig jedes, auch das gerechteste Lob, in dem Munde eines Menschen, wie Lagophthalmus, wird.

Nach beendigter Recension der einzelnen Glieder dieser Gesellschaft selbst,

verfällt Herr L. nun wieder in eine neue, eben so zwecklose, in die des gesamten theatralischen Wesens, mit vorzüglicher Rücksicht und beständiger Vergleichung des italienischen und des deutschen Theaters. Sogleich springt ihm hierbey eine ganz unerhörte, seiner Meinung nach gar nicht zu rechtfertigende Unbilligkeit in die Augen, die er darin zu finden glaubt, daß Bertholdi einer etwas vorzüglicheren Unterstützung vor Sekonda genießt, und er eifert daher eine ganze Zeilenreihe hindurch so arg über dieß sträfliche Ungebührniß, daß er am Ende, in volle Vergessenheit verloren, sich beinahe selbst widerlegt. „Wenn Sekonda, so schließt nämlich L., sich nicht in Leipzig und an den Leipziger Messen erholte, so sehe ich in aller Welt gar nicht ab, wie er nur bestehen

wollte;" weil aber Bertholdt sich nicht wie Sekonda in Leipzig erholen kann, sondern an Dresden sich genügen lassen muß, und doch auch nicht (wie der Verfasser vielleicht haben will) verhungern soll — so bedarf er natürlich und nothwendig einer größern Unterstützung von Seiten des Fürsten — glauben wir zugleich unsere Behauptung, daß nämlich Herr L. sich hier selbst widerlegt hat, vor jeder männiglichen sattsam gerechtfertiget zu haben.

Nebenbey sucht auch Herr L. sehr gelehrt und umständlich darzuthun, daß Sekonda es noch weit höher in Leipzig bringen könnte, als er es wirklich schon bringt, wenn nicht die ungeheure Menge der ihm abgedungenen und gleichsam contraktmäßig bedungenen Freibillets in den Weg träte, hat aber bey

gewöhnlicher Uebertreibung, und der ihm ganz eigen gewordenen ekelhaften Vergrößerungssucht, das wenige Wahre in seiner Rüge abermals so hämisch entstellt, daß er sogar am Ende sich nicht entblödet, die wahnwitzige Behauptung aufzustellen, als giengen oft auf ein einziges solches Freibillet, drey Personen — Herr — Madam — und Amme (warum denn das Kindlein nicht auch mit) ins Schauspiel. Das nenne ich mir denn doch auch recht hämpflich gelogen; schade, daß er zu solchen Lügen keinen Glaubigen finden, und also wohl so lange damit stecken bleiben wird, bis einmal in Leipzig die Mode aufkömmt, an die Logen — blinde Schließer zu stellen: dann könnte vielleicht in der Zukunft noch realisirt werden, was bis

jetzt bloß und allein in dem Gehirne des Herrn Lagophthalmus möglich ist.

Der Umfang des ganzen dreizehnten Briefes hat eine Beleuchtung des hiesigen großen Concertes zur Absicht, zeigt aber, wie alle zwölf vorhergegangene, abermals nichts weiter, als — verfehlte Absicht. Zwar hat er den Musikern eine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die, auch vor ihm, ihnen noch niemand zu entziehen willens war; so wie er aber in der Sucht zu tadeln, kein Maaß kennt, eben so scheint ihm auch das medium tenuere beati in seinem Beifalle etwas ganz überflüßiges zu seyn — denn die Lobeserhebungen, die er hier über unsere Künstler gleichsam unbändig ausschüttet, müßten diese, deucht mich, selbst beschämen. Schön, mit Geschmack, und fertig spielen, heißt

immer noch kein Virtuos seyn, am wenigsten aber ein Virtuos, „der, um mit L. zu sprechen, wohl werth wäre, durch sein Spiel den Prunk einer fürstlichen Kapelle zu erhöhen.“ Beinahe ähneln diese Fleuretten den Lobeserhebungen, die gewöhnlich in unsern Leichen- oder Lügenpredigten prädominiren, und was von ihnen zu halten seyn weiß der Kaltblütige schon.

Daß aber der Verfasser im weitern Verfolg seiner Erzählung (oder was es sonst seyn soll) sich sogar erfrecht, in den bekanntesten Dingen uns mit unverschämten Lügen zu behelligen, und mit einer angeblichen Sängerin (Madame Campagnoli) zu beschenken, der es wohl noch nie in den Sinn kam, als solche aufzutreten, verdient etwas mehr, als großmüthige Verachtung, und dieß um so

billiger, da das weitere nur zu deutlich verräth, daß nicht bloßer Muthwille allein, sondern vielmehr der niedrigste aller Wünsche die Feder leitete, bey dieser Gelegenheit den Namen eines Mannes zu besudeln, den Leipzig ewig segnen wird! Die Ehrfurcht gebietet mir Stillschweigen — und indem ich mich, und alle die, welche wahre Größe zu fühlen fähig sind, mit dem Ausrufe des de St. Lambert beruhige: „die Sonne wird nicht aufhören zu leuchten, weil ihr Licht die Augen der Nachtvögel verwundet. Tugend und Würde werden nicht von der Erde verschwinden, weil sie das Laster beleidigen. Wehe dem Herzen dessen, der dieß nicht zu fühlen vermag!“ entledige ich mich zugleich des heißen Dranges —

voll tiefer Bewunderung diesem Erhabenen meine huldigende Verehrung zu bringen.

Der Verfasser wendet sich nun zur eigentlichen Versammlung im Concerte selbst, und stellt hier mit der unverschämtesten Dreustigkeit eine Behauptung auf, die freilich in ihrer Art ganz nageleu, aber darum bey weitem noch nicht richtig ist, und mit ihren besondern Eigenheiten beinahe beweisen könnte, es habe der Ehrenmann L. bloß in Gedanken, aber niemals vielleicht persönlich dieß Leipziger Concert besucht. Denn so mag auch wohl die, unsern Damen und Herren angedichtete Steifheit mit der sie hier auf echt spanische Manier erscheinen sollen, bloß in dem Rischel des Verfassers für Steifheit passiren, denn wenigstens habe ich, und mit mir vielleicht

ſtets jeder andere unbefangenene Beobachter zwar immer jene eigenthümliche Würde und Ernſt, aber auch allemal jene ungenirte Artigkeit und jene ungezwungene Offenheit bemerkt, die ſelbſt der ausländiſche Neid an unſern gebildeten Zirkeln in Leipzig bewundern muß. Was iſt alſo wohl mit mehrerer Zuverläßigkeit vorauszuſetzen, als dieß, daß der Verfaſſer, weit entfernt, jemals dieſem Vergnügen wirklich beigewohnt zu haben, vielleicht nicht einmal den dazu beſtimmten Saal geſehen hat? Und dennoch will er uns hier ſeine faden Beobachtungen aufbürden. Noch weit mehr aber werden wir in der eben angegebenen Vermuthung beſtätigt, wenn der Verfaſſer den Umfang dieſer eben angeſchuldigten Steifheit S. 158 ſogar ſo weit extendirt, daß er der ganzen

Versammlung eine Feierlichkeit — schauervolle Blicke — ängstliche Zeremonie — und endlich ein Stillschweigen beimißt, welches er, lächerlich genug! mit stiller Grabesnacht vergleicht. Ob nun wohl schon L. der erste und der einzige seyn mag, der je eine solche Beobachtung gemacht hat, und ob gleich also schon Mangel an Autorität der unbezweifelten Zuverläßigkeit seiner Behauptung in den Weg tritt: so kann ich mich hier demohnerachtet, doch wahrlich kaum der Versicherung enthalten, daß ein anderer an Lagophthalmus Stelle, gerade vielleicht über das Gegentheil von alle dem, und namentlich über eine gewisse, fast gar zu übertriebene Leichtfertigkeit und Ungezwungenheit unserer Damen geeifert und geseufzt haben würde, die denn wohl zuweilen

sogar so weit geht, daß sie ihnen nicht einmal an den eintretenden Pausen genügen, sondern die edle Gabe zu plaudern, auch mitten in die schmelzendsten Adagios mit übertragen läßt. Sie verzeihen dem Vorwitzigen diese kleine Rüge, meine Schönen: immer besser, ich gab sie Ihnen auf dem Papiere zum besten, als daß ich im Concertsaale sie Ihnen — bisse!

Die folgende, witzig seyn sollende Erzählung, ist eine gestohlne, aber schon mehrmals unter einer andern Firma gelesene Brocke, worüber, wenn etwa in kurzem der wahre Eigenthümer sich melden sollte, Herr L. einer Spotten-Klage sich aussetzen wird. Die bey dieser Gelegenheit vom Hrn. Verfasser angehängten Bemerkungen, sind nun zwar dießmal kein gestohlnes, aber dafür desto

verdorbneres Gut, und es möchte daher, wie ich ſicher glauben kann, ſich auch wohl ſchwerlich jemand dazu melden wollen.

Zu Ende dieſes Briefes kündigt der Verfaſſer mit einem gewaltigen Trompetenſtoße an, was in dem künftigen aufgegeben werden ſoll; aber ja etwas beſſere Stücken, Herr L., als bisher aufs Tapet kamen, ſonſt ſind ſie wahrlich auch nicht einmal dieſes Trompetenſtoßes werth!

Der Ihrige.

Zehnter Brief.

Des Herrn Verfassers Hochedelgebohren kommen nach und nach ganz hinter die Schliche gewisser Schriftgelehrter und Buchhändler, die denn auch die artige Mode an sich haben, so manches im Voraus zu loben, wovon sie oft recht gut überzeugt sind, daß es nachmals niemand loben könne; und so prahlt denn auch unser Herr L. lieber etwas zeitiger mit den Beifallsäußerungen seines Barons, (also mit höchst eigenem Beifall) weil er vermuthlich mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussehen mag, daß die Aussichten auf zukünftigen Beifall des Publikums und seiner Leser, wo nicht ganz

ausbleiben, doch aber wenigstens höchst trüb, unsichèr, und zweideutig ausfallen dürften; und ob ihm wohl gleich das bekannte laus propria fordet zuweilen zur Demuth verweisen mag, so kann er sich doch nicht ganz den Kitzel versagen, auf einige Minuten die Nase an — eigenen Weihrauch zu halten.

Dießmal dauert aber diese Räucherey etwas ungewöhnlich lange, und nimmt gerade so viel Zeit weg, als wir Leser damit zubringen müssen, des Herrn L. drey Seiten lange (von S. 164 bis 66. nämlich) Blähungen zu verschlucken. Wir könnten nun freilich auf so viel verschluckte Blähungen etwas Abführendes brauchen, und streng genommen, wäre es des Verfassers Schuldigkeit, uns damit zu Hülfe zu kommen. Allein, haben vorher nur kleine Lüftchen

gesäuselt, so fauchen nun gar Winde, und wir müssen uns wahrlich, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, von dem adsiduae flando entweder über den Haufen geworfen, oder am Ende wohl gar an Leib und Seele selbst windig zu werden, bey Zeiten aus dem Staube machen. Da nun aber die von dem Herrn Verfasser abgesandten Winde sich dießmal zugleich mit Nebeln zeigen, Nebel aber der Brust — dieser noch einzigen unentbehrlichen Wehre gegen Windmacher — am Ende wohl gar gefährlich werden könnten; so sehen wir uns schon um des allgemeinen willen gemäßiget, mit einigen Leuchtkugeln unter dieselben zu feuern, damit denn alle die, welche etwa blöde Augen haben, doch sehen können, was hinter und unter diesen nebulis eigentlich steckt.

Die ſtärkſte Duftſäule derſelben ruht nun aber, wie gewiß die meiſten meiner Leſer mit mir einig ſeyn werden, ganz vorzüglich auf dem Gemälde (doch dieſer Name iſt für eine ſo elende Sudeley viel zu erhaben) — auf der hektiſchen Beſchreibung, die uns der Verfaſſer S. 168. von dem, wie er es zu nennen beliebt, angeerbten, und gleichſam angebornem Hange der Leipziger, nach unaufhörlichem Vergnügen, giebt. Kaum kann ich mich erinnern, jemals etwas geleſen zu haben, was von eſelhafterer Uebertreibung geſtrotzt hätte, von frecherer Erdichtung zuſammengewebt, und von abſichtlicherer Verläumdung begleitet geweſen wäre, als wirklich die Skizze vereinigt, welche uns L. bey dieſer Gelegenheit als einen Extrakt aus ſeinen geſammelten Erfahrungen über dieſen Gegenſtand auftiſcht.

Ja, wären seine hier preis gegebenen Versicherungen auch nur zur Hälfte in der Wahrheit gegründet, so wäre es wahrlich schon an dieser Hälfte genug, um bey jedem Unbefangenen den gerechtesten Widerwillen und den innigsten Abscheu gegen eine Stadt zu erwecken, deren Einwohner, nach Lagophthalmus aufgestellten Behauptungen, das höchste Glück ihres Lebens bloß in Ueppigkeit und Schwelgerey zu finden glauben. Man könnte sich nun zwar über alle diese Ausfälle, die das Gepräge einer vorsätzlichen Tadelsucht nur zu deutlich an sich tragen, zumal, da sie sich von selbst widerlegen, sehr leicht hinwegsetzen; allein, da L. in seiner Frechheit noch weiter geht, und sich zuletzt nicht entblödet, sogar über unverzeihliche Trägheit, immer mehr erschlaffender Thätigkeit, und eine

nie aufhörende, immer fortdauernde, faule Ruhe unserer Bürger, Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten, zu schreien so sehe ich mich, auch ohne nach dem Ruhme eines Apologisten zu lechzen, schon um des Auslandes willen gedrungen, Lagophthalmus angeblichen Erfahrungen, und den daraus gezogenen Versicherungen, bey dieser Gelegenheit einmal die meinigen entgegen zu setzen, und ich freue mich um so mehr, jedem mit dem aufrichtigen und unbefangenem Geständnisse: daß ich den Geist einer edeln Thätigkeit — einer unermüdeten Arbeitsamkeit — eines stillen, sittsamen Vergnügens — und einer gut angewandten, mäßigen Erholung, wahrlich nirgends noch, als in Leipzig, in so schöner Harmonie ver-

einbart fand, öffentlich dienen zu können, je zuversichtlicher ich mich berechtiget glaube, auf einen nie verscherzten fidem pastoralem etwas stolzer, als Herr L. seyn zu dürfen.

In dem Sonnenschuffe, in welchem der Verfasser nun eben begriffen ist, alles was Leipziger heißt, ein für allemal für wahres Mastvieh anzuschlagen, konnte er denn auch (so richtig und gut gewählt schien ihm diese Vergleichung) nicht anders umhin, als sie mit den weltberühmten Cretensern in Parallele zu stellen; wollte man mir aber hier (jedoch ohne Präjudiz einer wirklichen Anwendung auf Leipzig) die Citation eines alten Sprichwortes erlauben, so würde sich vielleicht Herr L. gar sehr getroffen fühlen, wenn ich ihn mit dem

bekannten Incidit Cretenſis in Cretenſem *) bewillkommte; und hätte er etwa zufällig an unſern Leipzigern auch die edle Gabe zu lügen bemerkt, (denn was bemerkt ein L. nicht alles) ſo würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, mich auch hierauf — deſſelben Zurufs zu bedienen.

Das wären denn nun ſo einige der verſprochenen Leuchtkugeln, die ich unter des Verfaſſers Nebeldünſte zu feiern gedachte, und ob mir gleich, um meine hier dargelegten, beſſern und richtigern Behauptungen in ganz reine, freie und lichthelle Athmoſphäre zu bringen, unter jene Lagophthalmiſchen Ausdünſtungen

*) Anmerk. des Setzers. Zu deutſch: ein fauler Bauch iſt zu dem andern gekommen.

noch eine ganze Batterie abzusenden übrig wäre; so glaube ich doch mit dieser kleinen Kanonade schon Illumination genug gemacht zu haben, und will von Grund des Herzens wünschen, daß mir Herr Li im weitern Verfolg, nie wieder die Nothwendigkeit auflegen mag, um seinetwillen ein — Feuerwerker werden zu müssen.

Ehe noch der Verfasser in seinem fünfzehnten Briefe der großen Kunkenburg seinen Ingrimm und seine nichtswürdigen Schmähungen erfahren läßt, besudelt er (um alles mitzunehmen) zuvor noch die kleinere, und fällt dabey über die Besitzerin derselben mit einer Schändlichkeit her, daß man fast glauben muß, er wolle sich dadurch für eine ihm ehemals zugefügte Beleidigung rächen. So unedel auch Rache schon an

ſich ſelbſt iſt, ſo heißt doch die, welche L. hier nimmt, ſo elend und verabſcheuungswürdig zugleich, daß es nur einem ganz Verworfenen möglich iſt, ſich ſo zu entſchädigen. Dem Charakter des Verfaſſers ſcheint jedoch überhaupt kein Weg, der zu ſeinem Zwecke führt, ſchändlich genug, daß er denſelben nicht mit einer Schadenfreude einſchlagen ſollte, die man mehr noch, als teufliſch nennen könnte, und ſo kanns uns nicht wundern, daß er auch im vorliegenden Falle kein Bedenken trug, ſeinen erhabenen Grundſätzen zu folgen. Sein ganzes hierbey obwaltendes Benehmen, das er vermuthlich für nichts kleineres, als für feinen, beißenden Witz angeſehen haben will, kommt mir aber viel zu unwitzig, und etwas zu plan vor, als daß ich es der Mühe werth halten ſollte, mich bey Aufführung

des eigentlichen *functi salis et ingenii* in seinem Vortrage, nur eine Minute zu verweilen, daß ich vielmehr auf alle Weise eilen will, über diese ganze schlüpfrige Stelle früher hinweg zu gleiten.

In der jetzt folgenden Beschreibung der großen Funkenburg liegt nun zwar so manches Wahre, was ich mit allem guten Willen nicht abzuläugnen vermag; allein, bey allem Fleisse, den L. hier angewandt zu haben scheint, um ein richtiges und vollendetes Gemälde zu liefern, wird er mir doch wohl zugeben müssen, daß einige Striche in der That zu grell gerathen sind, und Schatten und Licht in keiner richtigen Vertheilung stehn. Daß es, um meine Behauptung nur mit einem Beispiele zu rechtfertigen, daß es an sich schon höchst unbillig sey, an einem so frequenten Orte,

wie die Frankenburg iſt, nur ganz fabelhafte, ausgeſuchte Geſellſchaft verlangen zu wollen, (eine Hauptrüge unſeres L.) werden ſogar diejenigen mit mir eingeſtehen müſſen, die man ſonſt eben nicht mit allzugroßer Billigkeitsliebe ins Geſchrey bringen kann; allein, noch weit unbilliger iſt es vollends, in den Meſſen eine ſolche delikate Auswahl zu verlangen — in den Meſſen, wo ſich ſogar Kirchen — Schauſpielhäuſer — und Concertſäle nicht weigern dürfen — die größten H—n aufzunehmen. Zugegeben alſo, daß wohl allerdings zuweilen in ſolchen Zeiten, ein rechtlicher Mann hier den Verdruß hat — ſein reines Gefäß der Ehre, neben einem ſchmutzigen Gefäße der Unehre ſehen zu müſſen; je nun! ſo iſt ja reinen Chri-

ſten alles rein, und freilich einem unrei-
nen L. alles unrein.

Allein, ſo toll, wie S. 187. Herr L. will, iſt doch die Zufuhr dieſer unrei-nen Gefäße wahrlich nicht, daß man Gefahr laufen könnte, einander zu ver-lieren, oder ſich von ihnen erdrücken laſſen zu müſſen. Von völliger Ueber-treibung iſt demnach des Verfaſſers Ge-mälde noch nicht gereinigt, und es ließe ſich aus ſeinen Schilderungen allerdings ſo manches herausheben, was, aus ſei-ner künſtlichen Verbindung geriſſen, und hingeſtellt für ſich allein, alsdann in ei-ner ſehr verdächtigen Figur erſcheinen, und nur zu deutlich zeigen würde, daß der Verfaſſer den böſen Willen ohne Noth, und oft unzeitig zu tadeln, auch in ſeiner Beſchreibung der großen Fun-kenburg, mit herübergebracht habe. In-

zwischen ist es doch bey alle dem unverkennbar, daß dießmal jener böse Wille nicht so ganz ausschweifend, als gewöhnlich verfuhr, und zum erstenmale lasse ich daher dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren, daß mir, und mit mir noch so manchen andern, einige Stellen in seiner Lokal-Untersuchung in der That recht wohl gefallen haben, und versichern ihm, daß wir nun überzeugt seyn, er könne auch bisweilen etwas weniger schief sehen, als wir bisher nach seinem oft unrichtigen Augenmaße ihm immer zutrauen mußten.

Allein wir bedauern, diesen so eben ertheilten, kleinen Beifall nicht zu einer höhern Größe erweitern zu können, und sehen uns leider nur zu früh genöthigt, auch sogar das Wenige wieder zurück zu fordern, was wir vor einigen Augenbli-

cken aus gutem Herzen dahingaben; denn L. scheint wahrlich nur darum auf Minuten einem geläuterteren Gefühle sich zu überlassen, um in der nächsten darauf sich desto abscheulicher wieder in der grundlosen Lache einer gleichsam angestammten und angewohnten Niederträchtigkeit zu wälzen. Und so scheint es denn auch, als habe er in der vorausgeschickten Prüfung des Lokale nur darum auf Augenblicke sich etwas mäßiger benommen, um in der nun folgenden abscheulichen Rezension der eigentlichen hier zusammenkommenden Gesellschaft selbst, sich desto teuflischer zu erschöpfen.

Auch die unschuldigsten Vergnügungen müssen hier seinen Geifer und seine Gallsucht erfahren — die tadellosesten Freuden werden hier unter seinem giftigen Stachel gebrandmarkt, und unter

seiner schändlichen Verläumdung müssen sich hier Männer krümmen, die weit von verderbten und verschrobenen Sitten entfernt, in trauliche Zirkel geschlossen, der göttlichen Natur und ihren Freuden leben, und mit reinem, ungetrübten Gefühl, der schönsten Fröhlichkeit sich überlassen. Und solcher seligen Empfindungen, solcher erhabenen Freuden, solcher reiner, herzlicher Ergiessungen, ist freilich das verpestete Herz eines Lagophthalmus nicht fähig; ihm behagt nur tolles Geräusch, ihn entzückt nur unmäßiges Wirbeln der Sinne, und je weiter die schändlichsten Freuden einer ausgesuchten und erkünstelten Wollust von der Natur sich entfernen — desto näher kommen sie dafür seinem verdorbenen Herzen; wer noch zu sehr empfindet, wer noch zurückbebt und schaudert schon bey dem bloßen Namen

dieſer ſchändlichen Ergötzungen, der kann der Fremd eines Lagophthalmus nicht ſeyn! Das Laſter tritt zwar beſchämt in die heiligen Tempel der Tugend und Unſchuld, aber es knirſcht auch und wüthet, denn unter ſeinen Füßen öffnet ſich plötzlich das furchtbare Grab — ſeiner gemordeten Ruhe! Und das muß euch Beruhigung genug ſeyn, ihr Edeln, die ihr hier, ob eures beſſern Werths, die Tigerwuth eines zur Rache gereizten Unmenſchen erfuhrt. Er beneidet euch um eure ſtillen Freuden, aber gelaſſen konnte er euer Glück nicht ſehn! Er fühlte in eurem ſchönen Zirkel ſeinen Unwerth, knirſchte über ſeine verlorne Würde, und verfluchte auch den letzten noch übrigen Funken derſelben, da er im teufliſchen Gefühl an eurer ſtillen Freude zum Meuchelmörder zu werden, boshaft ſeine, ſata-

nische Muth fühlte. Ihr seyd also gerächt, schon in dem Augenblicke gerächt, da L. zum Teufel herabsank, und gewiß: ihr werdet euch nun doppelt glücklich schätzen, höher euern Werth fühlen, und belohnter euch für eure Tugend halten, da das Laster sie verfolgte!

Der Ihrige.

Eilfter Brief.

Die im siebzehnten Briefe folgende Beschreibung des Place de repos, ist wahrlich zu schmutzig und zu unwürdig, als daß der Vernünftige auch nur sein Wort mit ihrer Widerlegung verlieren sollte. Wir kennen die Einrichtung dieses, dem geselligen Vergnügen geweihten Platzes, zu gut; wir verehren in den meisten Gliedern der daselbst befindlichen Gesellschaft,

die biedersten, vortrefflichsten Männer und Weiber viel zu sehr, und haben endlich auch einen zu hohen Begriff von ihrem Edelsinn, ihrer Würde und der Güte ihres Herzens, als daß wir nur im geringsten befürchten dürften, es habe irgend jemand diese Beschreibung für etwas mehr als niederträchtige, schändliche Verläumdung gehalten. Eben daher stehen wir auch an, uns mit der geringsten Widerlegung derselben zu befassen, und gönnen Leipzig das Glück, einen Platz aufzeigen zu können, der so ganz und so eigentlich einem stillen, reinen, erhabenen und schuldlosen Vergnügen geweihet ist. Wenn L. aber S. 245. 46. von einer Frechheit und Unverschämtheit gewisser Weiber spricht, die so weit gehe, daß sie durch freies Enthüllen einiger Reize, sogar einen widrigen Anblick erregten, und die

Ursach und Beweggründe dazu einer unverkennbaren Eroberungssucht beimessen will, so kann ich, wiewohl schon das ganze Angeben auf Erdichtung beruht, dennoch nicht umhin, den Ausspruch eines Toussaint: „Schaam und Keusch„heit sind ganz verschiedene Dinge. So „giebt es Menschen, die durchaus keinen der gewöhnlich bedeckten Theile des „Körpers unbedeckt sehen lassen würden, „und die, im Grunde des Herzens, nach „den schändlichsten Ausschweifungen brennen," ihm zu Gemüthe führen, und halte es übrigens für höchst überflüßig, ja sogar für beleidigend, dieser Maxime auch nur eine Silbe weiter beizufügen.

Im achtzehnten Briefe will uns L. mit dem Bosischen Garten bekannt machen, hätte aber weit besser gethan, wenn er seine Beobachtungen und Reflexionen

nur zur Hälfte hätte hätte laut werden lassen. Denn was vorzüglich die Angriffe auf die beim hiesigen Regimente angestellten Offiziers betrifft, so sind sie eines Theils so ungerecht und pasquillantenmäßig, und andern Theils so wenig auf Thatsachen und Wahrheit gegründet, daß man staunen muß, wie der Verfasser sich nur erfrechen konnte, sie einem Publiko Preis zu geben, das ja mit einem einzigen Blicke in den Stand gesetzt wird, durch das ganze bosshafte Gewebe seiner schändlichen Verläumdung zu dringen. Ihm fällt vor allen die soldatische Allgewalt auf, vermöge welcher man gezwungen sey, am Eingange des Gartens seinen Tribut aufs Notenblatt zu steuern; und meinen Beifall hat sie schon darum, weil gewiß so mancherley Troß dadurch abgehalten wird, die angenehme Gesellschaft des Gartens zu verunehren. Die übrigen hier eingeschalteten groben Beleidigungen, sind abermals nichts als redende Beweise, daß der Verfasser bey al-

ter Verdorbenheit und niedern Denkungsart, zugleich ein höchst seichter Kopf sey, und in Ermangelung scharfer Beurtheilung und richtiger Sehkraft, seine größte Stärke nur in Schmähungen allein suche. Unsere Offiziers werden, wie sich dieß von ihrer Großmuth und ihrem besseren Bewußtseyn gewiß erwarten läßt, darüber ganz beruhigt seyn, denn jedermann schätzt ja in ihnen bescheidene, artige, gefällige Männer, und wenn sie von brutalen, renomistischen Reutermanieren entfernt sind: so mag wohl ein Stabequartier, wie Leipzig ist, sehr viel dazu beitragen — geschmeidige Helden zu bilden.

Vom ein und zwanzigsten Briefe will ich nur die Stelle ausheben, wo L. in einer Note sich etwas ungewöhnlich lange bey der Lobrede des Herrn Lange verweilt. Lagophthalmus geräth zu selten in den Fall, Schutzredner und Anwald eines Verumglimpften zu werden, als daß man es uns nicht verzeihen sollte, wenn bey einer so unerwarteten Apologie alle

unſere Sinne geſpannt werden. Ich kenne nun zwar Herrn Lange zu wenig, um ihn von dem Lobe, in welchem der Verfaſſer bey ſeiner Erwähnung ſich gleichſam erſchöpft, mit Grunde etwas, auch nur das Geringſte entziehen zu können; vielleicht dürfte aber doch wohl folgende Stelle des la Bruyere: „Wir „billigen gewöhnlich andere bloß in Rückſicht auf das, was ſie Aehnliches „mit uns haben. Jemanden ſchätzen „heißt daher faſt immer, ihm ſich gleich „achten. Hieraus erhellet, warum wir „ſo oft gerade den Unrechten ehren,“ hier gar nicht am unrechten Orte ſich befinden.

Alle übrigen Briefe und die in ihnen enthaltenen Aufſchlüſſe will ich, da die meiſten von gar zu geringem Belang, und mit zu vielen Unflätereyen beſudelt ſind, mit Stillſchweigen übergehen, und ich glaube, man wird überhaupt ſo billig ſeyn, es mir weniger zur Laſt zu legen, daß ich ſchon zum Schluſſe eile, da doch gewiß

der gröſste Theil meiner Leſer überzeugt ſeyn kann, daß meine Arbeit wahrlich nicht zu den ſüßeſten gehöre.

Indem ich nun aber ſchlüßlich noch wünſche, daß das vom Verfaſſer S. 118. gegebene Verſprechen, einen zweiten Band zu liefern, nie in Erfüllung gehen möge; und indem ich mir ſchmeichle, durch dieſe letzten meiner Bemühungen für Leipzig etwas Gutes wenigſtens geſtiftet, und nicht ganz ohne allen Nutzen gearbeitet zu haben — droht die Feder meiner zitternden Hand zu entſinken: denn ach! ſie ſoll dir, theures Leipzig, mein letztes Lebewohl ſchreiben. Ich folge dem Winke des Schickſals, und gehe in ferne Gegenden meiner Beſtimmung entgegen; aber vergeſſen werde ich nimmer, was Leipzig mir war; ſegnen werde ich ſein Andenken, wie alle die Edeln, die mir wohl wollten.

Und meinen Feinden — (malum bene conditum ne moveris) — o, dieſen hab ich längſt vergeben!